Abriß

der

Deutschen Litteraturgeschichte.

Ein Hilfsbuch für Schule und Haus

bearbeitet

von

Dr. Robert Koenig.

Mit 13 Beilagen und 67 Abbildungen im Texte.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1887.

Preis: broschiert 2 M. 50 Pf. — gebunden 3 M.

Abriß

der

Deutschen Litteraturgeschichte.

Ein Hilfsbuch für Schule und Haus

bearbeitet

von

Dr. Robert Koenig.

Mit 13 Beilagen und 67 Abbildungen im Texte.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1887.

Vorwort.

Der vorliegende Abriß der deutschen Litteraturgeschichte ist in erster Reihe für die Schule bestimmt. Es fehlt an einem solchen ja keineswegs. Aber bald wird darin der Lehrstoff zu eng umgrenzt, wie in Wilhelm Herbsts „Hilfsbuch", bald zu weit ausgespannt, wie in den Leitfäden von Werner Hahn und Heinrich Kurz. Ich habe versucht, einen mittleren Weg einzuschlagen. Mein Ziel war: innerhalb des geschichtlichen Rahmens größtmögliche Stoffbeschränkung, — Weglassung nebensächlicher Namen und Büchertitel, — Biographien nur der hervorragendsten Dichter, — Inhaltsangaben nur der für die Schule geeigneten Dichtungen mit thunlichster Berücksichtigung des den Lesebüchern höherer Schulen gemeinsamen Lesestoffes. Im übrigen wird es dem Lehrer leicht sein, wegzulassen was ihm für seine Zwecke überflüssig erscheint.

Aber nicht nur als ein Schulbuch möchte ich meinen Abriß angesehen wissen; ich denke ihn mir gern auch als ein Hilfsmittel häuslicher Selbstbelehrung und als eine Vorstufe für mein größeres Werk. Daß ich eine Auswahl der in dem letzteren enthaltenen Abbildungen und Beilagen hier wiedergebe, wird von allen gebilligt werden, die den unterrichtlichen Wert dieses wichtigen Anschauungsmittels erkannt haben.

Meine Arbeit beruht nicht nur auf den praktischen Erfahrungen, die ich in früheren Jahren als Lehrer zu machen Gelegenheit hatte. Auch seitdem ich einem anderen Lebensberuf angehöre, habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, in Schule und Haus Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte zu erteilen. Dazu haben mich verschiedene praktische Schulmänner mit ihren kritischen Bemerkungen unterstützt, wofür ich ihnen auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche. Auf ihren Rat habe ich mein Buch nicht mit dem Jahre 1832 abgeschlossen, sondern die neuere und neueste Zeit noch in den Rahmen meiner Darstellung aufgenommen. Die Auswahl ist hier ja besonders schwer; ich habe deshalb diesen letzten Abschnitt als einen über die Schulzwecke hinausgehenden Anhang aufgefaßt, welcher der heranwachsenden Jugend überhaupt zurechtweisende Winke und Ratschläge darbieten soll.

Zum Schluß soll der Dank nicht vergessen sein, welchen ich neueren Darstellern der Litteraturgeschichte, insbesondere Scherer, Herbst und Egelhaaf zu schulden mir bewußt bin.

Leipzig, im Juli 1886.

Dr. Robert Koenig.

Inhaltsübersicht.

Vorgeschichte.

(Mit 5 Abbildungen.)

Geschichte der althochdeutschen Dichtung.

(Mit 4 Beilagen.)

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung.

(Mit 5 Abbildungen und 3 Beilagen.)

Die Vorbereitungszeit.

Die Blütezeit.

IV. Das neunzehnte Jahrhundert.

1. Die romantische Schule.

2. Die Dichter der Befreiungskriege.

3. Der schwäbische Dichterkreis.

4. Österreichische Dichter.

Anhang.

Zur neueren und neuesten Dichtung.

(Mit 9 Abbildungen und 1 Beilage.)

1. Lyriker und Epiker.

2. Romanschriftsteller.

Übersicht der Abbildungen und Beilagen.

I. Abbildungen.

II. Beilagen.

Vorgeschichte.

I. Unsere heidnischen Ahnen.

§ 1. Die erste ausführliche Kunde über unsere Urväter verdanken wir dem römischen Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus (98 n. Chr.). In seinem berühmten Buche **„Germania“** hat er das alte Deutschland und seine Bewohner eingehend geschildert. Nach seinem Zeugnisse waren die Germanen (d. i. Nachbarn), wie die alten Deutschen mit einem gallischen Namen genannt wurden, voller Gesangeslust. In begeisterten Liedern feierten sie bei festlichen Anlässen ihre Götter und ihre Helden, vor allem **Arminius**, ihren Befreier vom Römerjoch, und singend zogen sie in die Schlacht zum Schrecken ihrer Feinde. Diese alten Lieder waren „die einzige Art von Jahrbüchern und Urkunden“, welche sie besaßen. Die Stammsitze unseres Volkes sind — der heutigen Wissenschaft zufolge — in Ostasien zu suchen. Die deutsche Sprache ist ein Zweig des indo-germanischen oder arischen Sprachstammes.

§ 2. Die geheimnisvollen Schriftzeichen der Germanen waren die **Runen** (rûna = Geheimnis), welche zum Loswerfen, Weissagen und Zaubern, zu Segens- und Fluchsprüchen, auch zu Inschriften auf Waffen, Trinkhörnern, Schmuckstücken und Steinen, aber nie zu zusammenhängenden Aufzeichnungen verwendet wurden. Einige dieser Urbuchstaben sind die folgenden:



Abb. 1. Aus dem Runenalphabet.

Eine Runeninschrift findet sich auf dem hierunter abgebildeten Schmuckstück.

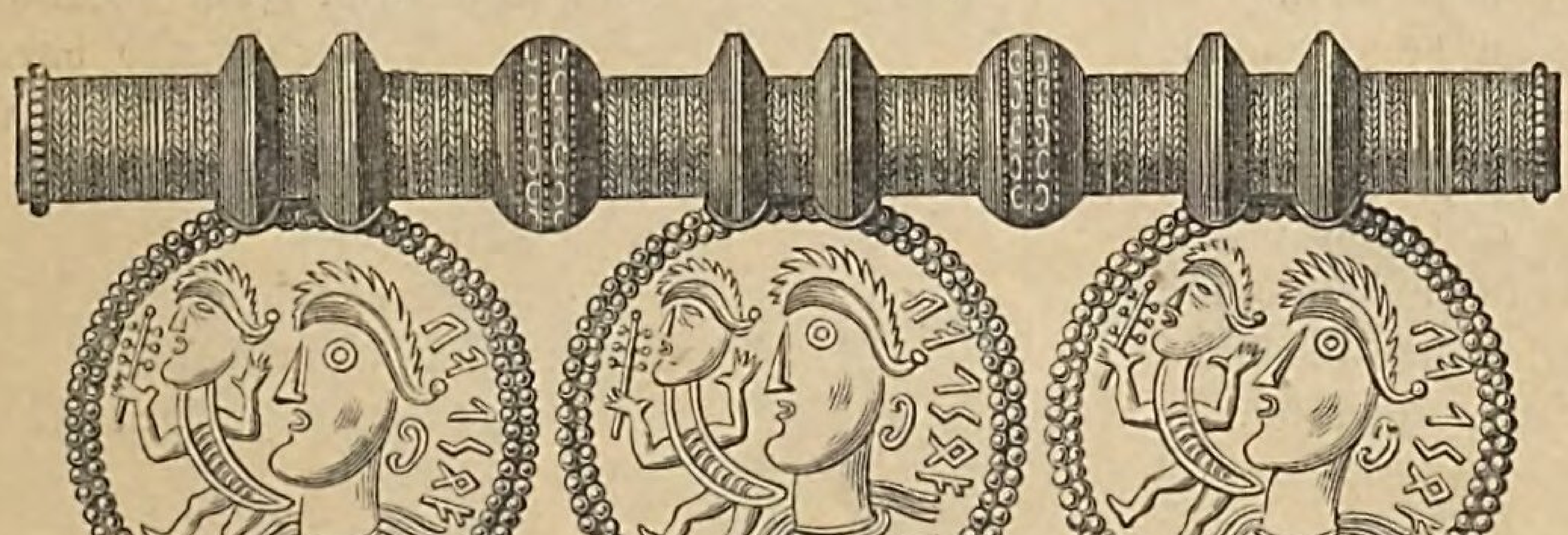


Abb. 2. Ein goldenes Runenschmuckstück aus heidnischer Zeit, mit der Inschrift: „Dem kleinen Kinde.“ Kinderklapper (einem Kinde zum Ande ken an den ersten Zahn geschenkt). Gefunden zu Faxö, Seeland (Dänemark). Nach dem Exemplar im Museum zu Kopenhagen.

§ 3. Tiefe Poesie liegt in der Götterlehre der Germanen. Ihre Kenntnis schöpfen wir aus Cäsar, Tacitus und andern Nachrichten, welche aus der altnordischen **Edda** (= Urgroßmutter), doch mit Vorsicht, zu ergänzen sind. Nach derselben wurde die Welt beherrscht von **Wuotan** (altnordisch: Odhin), dem Könige des Himmels, welcher den Lebenden Heil und Sieg, den Sterbenden ein Fortleben in seinen himmlischen Wohnungen gewährte, so daß der Tod ihnen eine Heimkehr zum Vaterhause war. Sein Sohn war Donar (Thorr, bei Tacitus: Herkules), der rotbärtige Gewittergott; dessen Halbbruder hieß Ziu (Tyr), der einarmige Kriegsgott. Seine Gemahlin hieß Frija (Frigga), die Beschützerin der Frauen. Ostara (Ostern) war die Göttin des strahlenden Morgens und des Frühlings — Hel (Hela) die furchtbare Göttin der Unterwelt. Dazu kam das große Heer der Riesen und Zwerge, der Elfen und Nixen, der Idise (Walküren) und Nornen.

§ 4. In deutscher Sprache sind aus jener heidnischen Urzeit uns zwei Heil- oder Segenssprüche erhalten, die 1841 in dem alten Bücherschatz des Domkapitels zu Merseburg entdeckt und danach **Merseburger Zaubersprüche** genannt wurden. Der eine derselben beabsichtigt die Heilung eines verrenkten Pferdefußes. Der andre erzählt von den der Schlacht waltenden Jungfrauen (Idise, Walküren) und soll die Fesseln eines Kriegsgefangenen lösen.

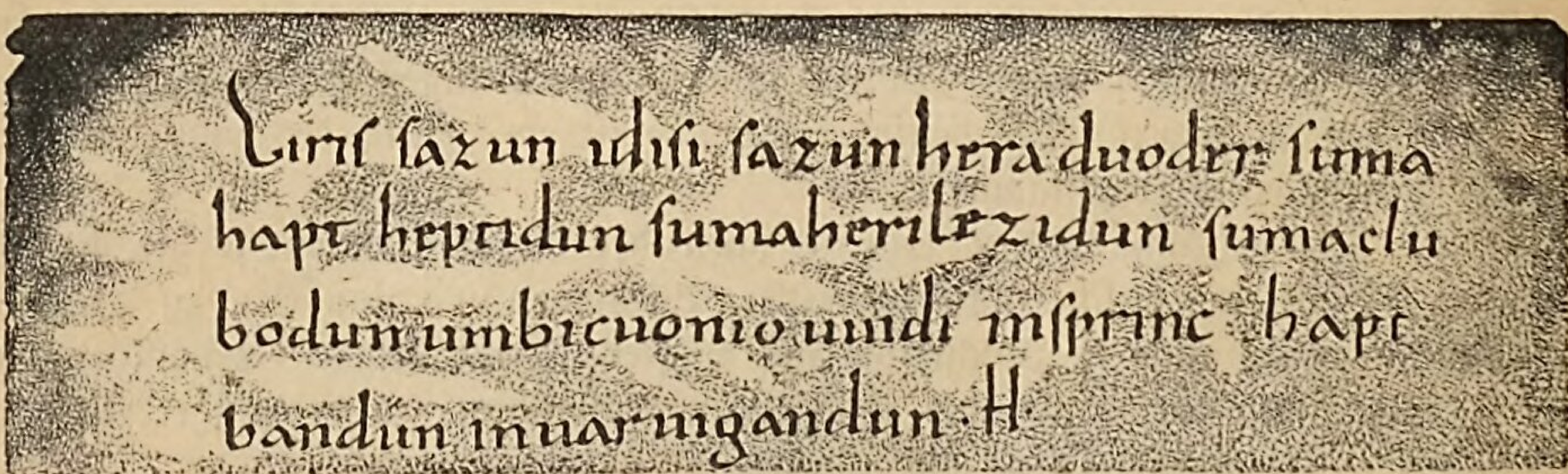


Abb. 3. Genaue Nachbildung eines der Merseburger Zaubersprüche aus der Pergamenthandschrift der Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg.

Er lautet, in genauer Wiedergabe, nur mit Verseinteilung und Interpunktion, und ins Hochdeutsche übertragen:

Eiriſ ſazun idiſi,	Einst setzten sich Idise (Weiber),
ſazun hera duoder;	setzten sich hierhin und dorthin,
ſuma hapt heptidun,	einige banden Bande (hefteten Haft),
ſuma heri lezidun,	einige hemmten das Heer,
ſuma clubodun,	einige zerklaubten
umbi cu(o)niouuidi:	ringsherum Fesseln.
inſprinc haptbandun	Entspring den Haftbanden,
inuar uigandun.	entfahre (entfliehe) den Feinden!

II. Unsere christlichen Ahnen.

§. 5. Unter den Germanen waren die **Goten**, die am schwarzen Meer bis zu den Ländern an der untern Donau wohnten, das edelste, bestbegabte und für Bildung empfänglichste Volk. Unter den Westgoten faßte das Evangelium zuerst festen Fuß; von ihnen ging die Christianisierung einer ganzen Reihe von germanischen Völkern, vor allem der Ostgoten, aus. Ihr großer Apostel war der Bischof **Wulfila,** dessen bahnbrechende Bibelübersetzung das erste deutsche Buch ist, von dem wir wissen.

Wulfila (Wölflein), von den Griechen Ulfilas genannt, im Lande der Westgoten 311 n. Chr. geboren, erwählte den priesterlichen Stand aus innerster Überzeugung. Nachdem er in Konstantinopel als Lektor eine gründliche Kenntnis der heiligen Schrift erworben, wurde er im dreißigsten Lebensjahre auf der Synode zu Antiochien zum Bischof der Goten geweiht. Als solcher durchwanderte er sieben Jahre predigend sein Heimatland. Da brach ein Sturm der Verfolgung über die von ihm gegründete Christengemeinde aus. Mit ihm gelang es vielen ihrer Glieder über die Donau zu entkommen und auf römischem Boden eine Zufluchtsstätte zu finden. Kaiser Constantius wies ihnen in Mösien, der jetzigen Bulgarei, südlich von Nikopolis am Fuße des Hämus Wohnsitze an. Dort bildeten die zahlreichen Flüchtlinge ein eigenes Gemeinwesen (die „kleinen Goten"), das bis zu Wulfilas Tode unter seiner patriarchalischen Leitung stand. Den Gottesdienst richtete Wulfila, der Arianer war, ganz in seiner Muttersprache ein und predigte in derselben unermüdlich und, unbeirrt auch durch den Sturm der Völkerwanderung, das Wort des Lebens. Um ihnen diesen Schatz für immer zu erhalten, übersetzte er die heilige Schrift ins Gotische. Im Jahre 381 vom Kaiser Theodosius zu einer Kirchenversammlung nach Konstantinopel entboten, starb er daselbst ganz plötzlich.

§. 6. Zu seiner Bibelübersetzung schuf Wulfila auf Grundlage der Runen und des griechischen Alphabets eine Schrift, die sich mit einer Rohrfeder auf Pergament malen ließ: ein gotisches Alphabet von sechsundzwanzig Zeichen, von denen die hier wiedergegebenen den in § 2 mitgeteilten Runen entsprechen.

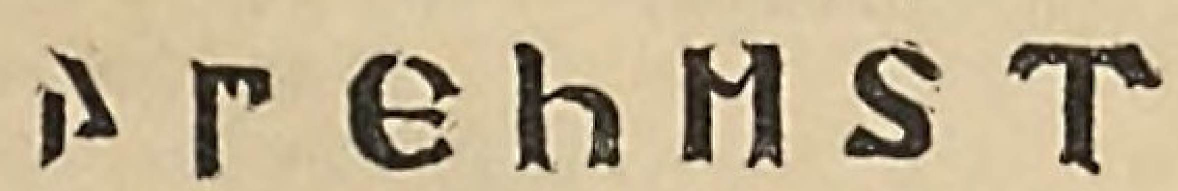


Abb. 4. Aus dem gotischen Alphabet.

§ 7. Jahrhunderte lang wurde Wulfilas Bibelwerk von seinem Volke in Ehren gehalten, und noch im IX. Jahrhundert von den Westgoten in Spanien verstanden. Stattliche Bruchstücke davon sind bis auf unsere Zeit gekommen und durch Jakob Grimm zur Grundlage der vergleichenden Grammatik aller germanischen Sprachen geworden. Das vollständigste davon befindet sich seit 1669 im Besitz der Universität Upsala. Die Handschrift ist mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben auf purpurgefärbtes Pergament eingezeichnet, woher ihr Name: Codex argenteus (silberne Handschrift) stammt. Sie ist aber nicht in Kapitel und Verse eingeteilt, sondern in Abschnitte von verschiedener Länge. Jede **erste** Zeile

eines solchen Abschnittes, auch wo sie nicht den Anfang bildet, ist bis zu ihrem Ende zur besseren Unterscheidung mit goldenen Buchstaben geschrieben.

Das Vaterunser lautet vollständig in Wulfilas Sprache:

Atta unsar thu in himinam veihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins.
Vater unser, du in (den) Himmeln, geweiht werde Name dein. (Es) komme Königreich dein.
vairthai vilja theins. sve in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana
(Es) werde (der) Wille dein, wie im Himmel, auch an (auf) Erden. Brot (Laib) unseres das
sinteinan gif uns himma daga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima. svasve jah
tägliche gib uns (an) diesem Tag. Und erlasse uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch
veis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei
wir erlassen den Schuldigern unsern; auch nicht bringe uns in Versuchung, sondern löse
uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in
uns ab (von) dem Übel. Denn dein ist Königreich und Macht und Ruhm in
aivins. amen.
Ewigkeit. Amen.

§ 8. Auch der Heldensang ertönte unter den Goten, die ihn mit der Harfe begleiteten. An die Gotenkönige Ermanrich und Theodorich (Dietrich), an dem gotenfreundlichen Hunnenfürsten Attila (Etzel) lehnte sich die deutsche **Heldensage** an; mit poetischer Kühnheit rückte sie Helden, die Jahrhunderte auseinander gelebt, zusammen und verwebte in ihre geschichtlichen Stoffe mythische Elemente aus der Heidenzeit. Das älteste aus der gotischen Dietrichssage erhaltene Gedicht ist ein wertvolles Bruchstück in alliterierenden Versen: das **Hildebrandslied**, welches in einer Niederschrift aus dem VIII. Jahrhundert in der Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrt wird.

Vom Hofe des Hunnenkönigs, an welchen der Sage nach Dietrich von Bern (Theodorich von Verona, der Stifter des Ostgotenreiches in Italien) einst vor Odoaker geflohen war, nach vielen Jahren heimgekehrt, begegnet Dietrichs kühner Waffenmeister, der greise Hildebrand, seinem Sohne Hadubrand, den er einst als dreijähriges Kind zurückgelassen. Der jugendliche Held tritt ihm als Feind gegenüber und verwehrt ihm den Einlaß. Eine Herausforderung zum Zweikampf ist die Folge. Ehe sie losschlagen, fragt der Vater nach dem Namen seines Gegners; als er ihn vernommen, gibt auch er sich zu erkennen und bietet dem Helden reiche Geschenke. Aber der Sohn, welchem Seefahrer vor Jahren schon Hildebrands Tod berichtet, besteht auf dem Zweikampf. Da ruft der Greis:

„welaga nu, waltant got! (quad hiltibrant)	Weh nun, waltender Gott! (rief H.)
wewurt ſkihit.	Wehgeschick erfüllt sich.
ih wallota ſumaro	Ich wallete (der) Sommer
enti wintro ſehſtic ur lante,	und Winter sechzig außer Landes,
dar man mih eo ſcerita	wo man mich stets scharte
in folc ſceotantero,	zum Volk der Schießenden,
ſo man mir at burc enigeru	da man mir doch vor irgend einer Burg
banun ni gifaſta:	den Tod nicht bestimmte;
Nu ſcal mih ſuaſat chind	nun soll mich das eigene Kind
ſuertu hauwan,	mit dem Schwerte hauen,
breton mit ſinu billiu	treffen mit seiner Waffe
eddo ih imo ti banin werdan.	oder ich ihm zum Mörder werden!
doh maht du nu aodlihho,	Doch magst du nun leichtlich,
ibu dir din ellen taoc,	wenn dir deine Kraft taugt,
In ſuſ heremo man	an so hehrem Manne
hruſti giwinnan.	Rüstung gewinnen.

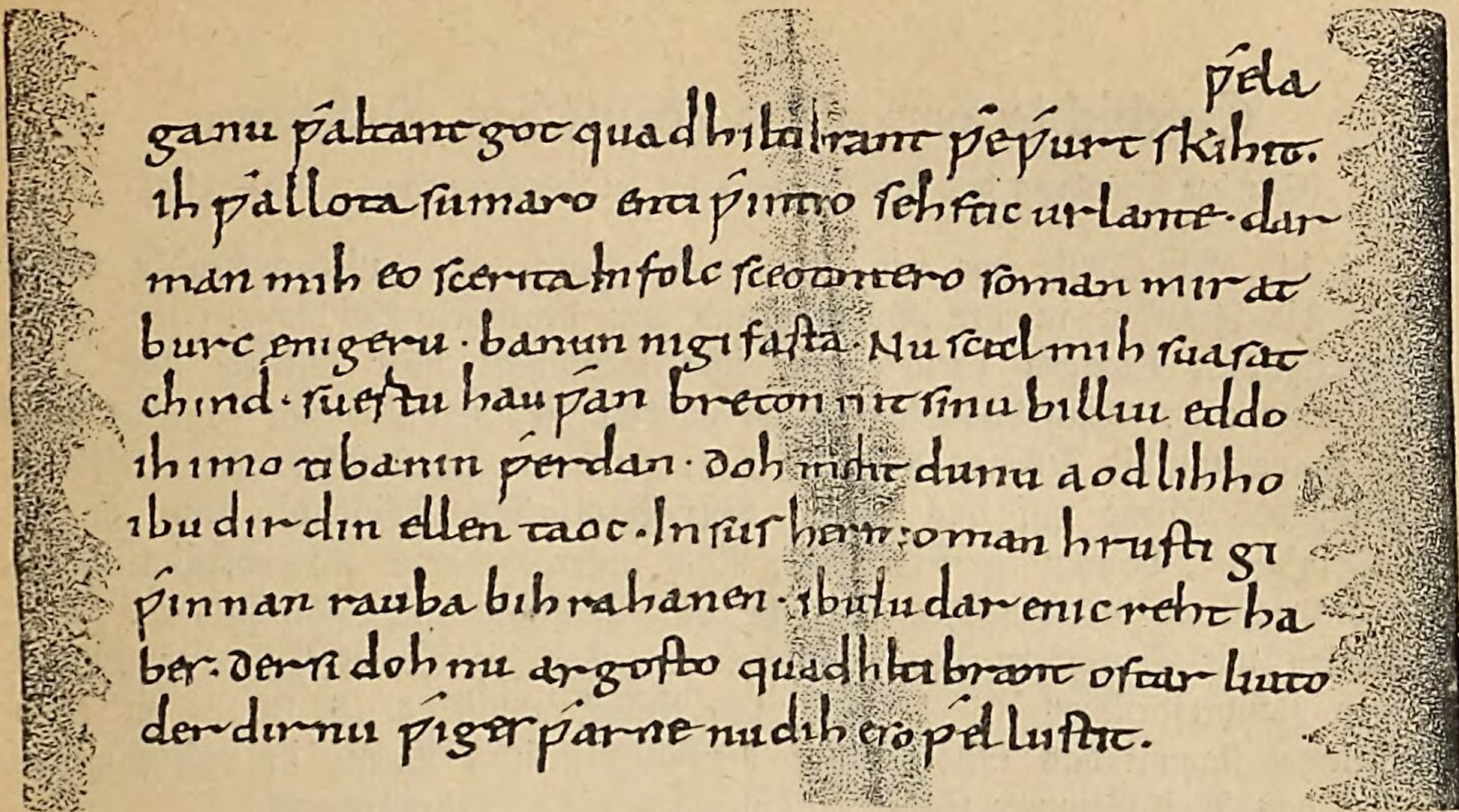

ƿela
ganu ƿaltant got quad hiltibrant ƿeƿurt skihit.
ih ƿallota sumaro enti ƿintro sehstic urlante. dar
man mih eo scerita in folc sceotantero so man mir at
burc enigeru banun ni gifasta. Nu scal mih suasat
chind suertu hauƿan breton mit sinu billiu eddo
ih imo ti banin ƿerdan. doh maht du nu aodlihho
ibu dir din ellen taoc. In sus heremo man hrusti gi
ƿinnan rauba bihrahanen. ibu du dar enic reht ha
bes. der si doh nu argosto quad hiltibrant ostar liuto
der dir nu ƿiges ƿarne nu dih es so ƿel lustit.

Abb. 5. Genaue Nachbildung der vor- und nachstehenden Stelle aus der Pergamenthandschrift des Hildebrandsliedes in Kassel.

rauba birahanen,
ibu du dar enic reht habeſ.
der ſi doh nu argoſto (quad hiltibrant)
oſtarliuto,
der dir nu wigeſ warne,
nu dih eſ ſo wel luſtit.

Raub erbeuten,
wenn du dazu einiges Recht hast.
Doch der sei nun der ärgste (feigste) (rief H.)
der Ostleute (Ostgoten),
der dir nun den Kampf weigerte,
nun dich des so wohl lüstet."

Mit dem darauf beginnenden Kampfe bricht das Lied ab.

§ 9. Die Form dieser ältesten deutschen Dichtung, die **Allitteration** oder der **Stabreim**, besteht in dem Gleichklang des Anlautes zweier oder dreier Stammsilben (Hebungen) der epischen Langzeile. Im Sprichwort (Sprich**wort** **wahr** **Wort**) und in einzelnen Redensarten: Haus und Hof, Kind und Kegel ꝛc. lebt der Stabreim noch heute fort. Für das Epos hat ihn Wilhelm Jordan in seinen „Nibelunge" neu zu beleben verstanden.

§ 10. Die deutsche Sprache zerfällt seit etwa 600 in zwei große Gruppen: 1) **Niederdeutsch** (die breitere und weichere Sprache Norddeutschlands) und 2) Ober- oder **Hochdeutsch** (die vollere und härtere Sprache Süddeutschlands). Das Hochdeutsch hat sich in drei Stufen entwickelt:

1) Althochdeutsch (Ahd.),
2) Mittelhochdeutsch (Mhd.),
3) Neuhochdeutsch (Nhd.)

Geschichte der althochdeutschen Dichtung.

(Von der Gründung des Frankenreiches bis zu den Kreuzzügen. 600—1100.)

§ 11. An Stelle der seit Theodorichs Tode (526) niedergehenden Goten traten die **Franken** in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Unter den merowingischen Königen breitete sich ihre Herrschaft über Mittel- und Süddeutschland aus. Auch das Christentum nahmen sie an, und wenn dasselbe ihnen auch lange nur ein äußeres Gewand war, wuchs doch allmählich der erziehende Einfluß der Kirche auf das Volk. Mit **Bonifacius** (Winfrid), dem „Apostel der Deutschen", begann ein strengeres, Rom untergeordnetes Kirchenregiment, das der Entwickelung der deutschen Sprache und Dichtung nicht günstig war. Doch verdanken wir Schreibern des geistlichen Standes die Niederschrift der „Merseburger Zaubersprüche" (§ 4) und des Hildebrandliedes (§ 8). Von einem Geistlichen stammt das älteste Stück deutsch-christlicher Poesie in volkstümlicher Form: das Wessobrunner Gebet. (Ende des VIII. Jahrhunderts.)

§ 12. Das **Wessobrunner Gebet** heißt es, weil die in der Beilage wiedergegebene Handschrift der Münchener Bibliothek in dem bayrischen Benediktinerkloster Weißenbrunn entdeckt worden ist. Auf die allitterierende Eingangsschilderung, welche, einem älteren Dichter entlehnt, der Anfang einer poetischen Bearbeitung des biblischen Schöpfungsberichtes zu sein scheint, folgt ein Gebet in Prosa.

Das Ganze lautet im Urtext und in freier Übersetzung:

De poeta.	Aus einem Dichter.
Dat gafregin* ih mit firahim	Das erfragte ich unter den Menschen
firiuuizzo meista,	als der Wunder größtes,
Dat ero ni uuas	daß (die) Erde nicht war,
noh uf himil	noch (der) Himmel oben,
noh paum noh pereg	noch ein Baum, noch ein Berg
ni uuas ni nohheinig.	nicht war, noch irgend etwas.
noh sunna ni scein,	noch (die) Sonne nicht schien,
noh mano ni liuhta,	noch (der) Mond nicht leuchtete,
noh der mareo seo.	noch der herrliche See.
Do dar niuuiht ni uuas	Als da nichts (nicht) war,
enteo ni uuenteo,	Enden noch Wenden (Grenzen),
enti** do uuas der eino	und da war der eine
almahtico cot,	allmächtige Gott,
manno miltisto;	der Männer mildester;
enti dar uuarun auh manake	und da waren auch manche
mit inan cootlihhe geista.	mit ihm gute Geister,
enti cot heilac,	und Gott heilig,
Cot almahtico,	Gott allmächtig,
du himil enti erda gauuorahtos,	(der) du Himmel und Erde wirktest,
enti du mannun so manac coot forgapi,	und du den Menschen so manch Gut gabst,
forgip mir in dino ganada rehta galaupa	gib mir in deiner Gnade rechten Glauben

* Gafregin heißt in der Handschrift ✱ fregin. ✱ (vgl. S. 5) ist ein Zeichen, das im nordischen Runenalphabet unter dem Namen hagal den Laut h (ch) ausdrückt, hier aber (auch Z. 14. 16. 22) eine ganze Silbe ga bedeutet. **Für enti steht im Original ך.

De poeta.

Dat * fregin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuas. noh ufhimil. noh paum
noh pereg ni uuas. ni noh heinig
noh sunna ni stein. noh mano
ni liuhta. noh der mareo seo.
Do dar niuuiht ni uuas enteo
ni uuenteo. 7 do uuas der eino
almahtico cot. manno miltisto.
7 dar uuarun auh manake mit
inan. cootlihhe geista. 7 cot
heilac. Cot almahtico du
himil 7 erda * uuorahtos.

Das Wessobrunner
Genaue Nachbildung der Pergament-Handschrift

⁊ du mannun so manac coot
for*pi· for gip mir in dino
ganadec rehta galaupa·
⁊ cotan uuilleon· uuistom
enti spahida· ⁊ craft· tiuflun
za uuidar stantanne· ⁊ arc
za pi uuisanne· ⁊ dinan uuil
leon za* uurchanne·

Qui non uult peccata sua penitere
ille uenit iterum ubi· iam amplius
illum non penitebunt· nec illos
se ultrice erubescit:

Gebet.
in der Königlichen Bibliothek zu München.

Zu den Straßburger Eidschwüren.

Dieses wichtige Sprach- und Geschichtsdenkmal ist erhalten durch eine einzige, jetzt in Paris befindliche Handschrift der „Vier Bücher fränkischer Geschichten“ von Nithard, der das Original der Eide jedenfalls zur Hand gehabt hat, als er sie durch sorgfältige Niederschrift der Nachwelt aufbewahrte. Nithard, Sohn des gelehrten und hochgebildeten Angilbert, Freundes und Genossen des großen Karl, und der Bertha, der Tochter dieses Kaisers, also ein Enkel Karls des Großen, trat nach dem Tode seines Oheims Ludwigs des Frommen in den Bruderkriegen Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen auf die Seite des letzteren und war ein steter Begleiter dieses seines Vetters auf dessen Zügen, also auch jedenfalls Ohren- und Augenzeuge des Schwurs. Er erhielt von seinem Vetter den Auftrag zur Abfassung seines Werkes „Vier Bücher fränkischer Geschichten“, das er im Jahr 841 begann und nur bis 843 führte. Es behandelt die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den großen Bruderkrieg seiner Söhne.

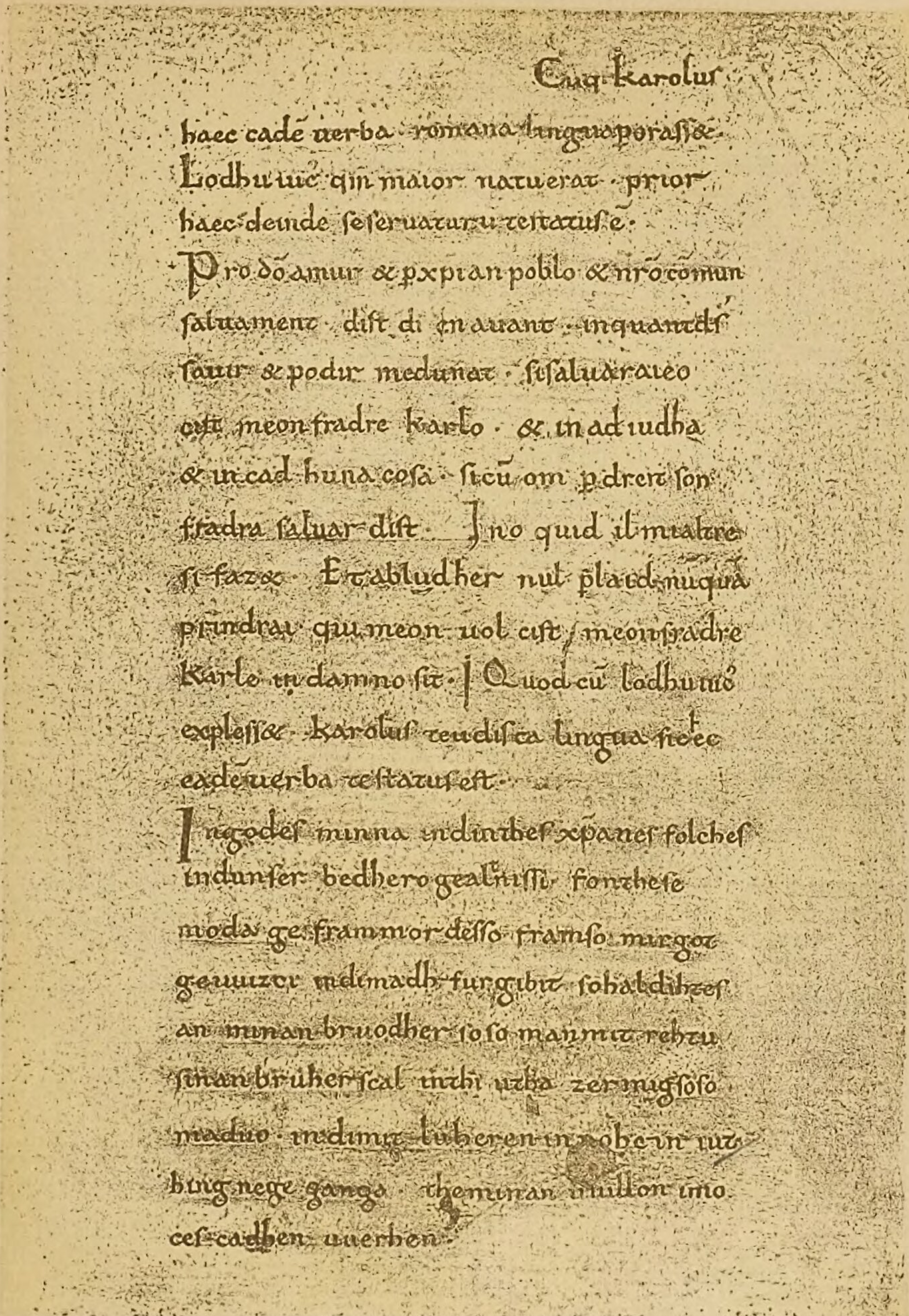
Die Eide wurden nach Nithard geschworen am 14. Februar 842 zu Straßburg zwischen Ludwig und Karl gegen den abwesenden Lothar und erhielten ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage von Verdun ihren bedeutungsvollen Abschluß. Ludwig der Deutsche schwur romanisch, Karl als der Romane deutsch.

Erklärungstafel mit wörtlicher Übersetzung.

(Abkürzungen aufgelöst.)

Cumque Karoluſ
Und als Karl
haec eadem verba romana lingua peroraſſet,
diese selben Worte in romanischer Zunge geredet hatte,
Lodhuuicuſ, quoniam maior natu erat, prior
Ludwig, weil er älter geboren war, zuerst
haec deinde ſe ſervaturum teſtatuſ eſt:
(daß) diese darauf er halten würde, schwur:

Pro deo amur et pro chriſtian poblo et noſtro commun
Aus Liebe zu Gott und für des christlichen Volkes und unser gemeinsames
ſaluament, d'iſt di in auant, in quant deuſ
Heil, von diesem Tage an fernerhin, soweit Gott
ſavir et podir me dunat, ſi ſaluarai eo
Wissen und Vermögen mir gibt, so will ich halten (schützen)
ciſt meon fradre Karlo, et in adiudha
diesen meinen Bruder Karl, sowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna coſa, ſi cum om per dreit ſon
als auch in jedweder (chacun) Sache, sowie ein Mann mit Recht seinen
fradra ſaluar diſt, In o quid il mi altre-
Bruder halten soll, in dem (vorausgesetzt) daß er mir eben-
si fazet; Et ab Ludher nul plaid nunquam
so thue; und mit Lothar keinen Vertrag niemals
prindrai, qui meon uol ciſt meon fradre
machen werde, der meines Willens diesem meinem Bruder
Karle in damno ſit. | Quod cum Lodhuuicuſ
Karl zum Schaden sein würde. | Dieses als Ludwig
expleſſet, Karoluſ teudiſca lingua ſic haec
vollendet hatte, Karl in deutscher Sprache so diese
eadem uerba teſtatuſ eſt:
selben Worte schwur:
In godeſ minna ind in theſ christianeſ folcheſ
Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes
ind unſer bedhero ge(h)altniſſi, fon theſe-
und unser beider Erhaltung, von die-
mo dage frammordeſ ſo fram ſo mir got
sem Tage fortan so weit als mir Gott
geuuizci indi madh (l. mahd) furgibit, so haldih teſ- (l. thes-)
Wissen und Macht gibt, so halte ich die-
an minan bruodher, ſoſo man mit rehtu
sen meinen Bruder sowie man mit Recht
sinan bruher (l. bruodher) ſcal, in thiu thaz er mig ſo ſo- (l. sa-)
seinen Bruder soll, in dem daß er mir eben-
ma duo; indi mit Lu(d)heren in nohheiniu t-
so thue; und mit Lothar in kein D-
hing ne geganga, the minan uuillon imo
ing (Vertrag) nicht gehe ich, das meines Willens ihm
ce ſcadhen wer(d)hen.
zum Schaden werde.



Cumq; Karolus
haec eadē uerba romana lingua perorasset.
Lodhuuuic quia maior natu erat. prior
haec deinde se seruaturum testatus ē.
Pro dō amur & xp̄ian poblo & nr̄o commun
saluament. dist di in auant. in quant ds
sauir & podir me dunat. si saluarai eo
cist meon fradre karlo. & in ad iudha
& in cad huna cosa. sicū om p dreit son
fradra saluar dift. In o quid il mi altre
si fazet. Et ab ludher nul plaid nūquā
prindrai qui meon uol cist meon fradre
Karle in damno sit. Quod cū lodhuuuic
explesset. karolus teudisca lingua sic
eadē uerba testatus est.
In godes minna ind in thes xp̄anes folches
ind unser bedhero gealtnissi. fon these
moda ge frammordesso framso mir got
geuuizci indi mahd furgibit. so hald ih thes
an minan bruodher soso man mit rehtu
sinan bruher scal. in thiu thaz er mig soso
ma duo. indi mit luheren in nohheiniu
thing ne gegango. the minan uuillon imo
ce scadhen uuerhen.

Die Strassburger Eidschwüre

Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen vom Jahre 842.

In der Niederschrift Nidhards, Enkels Karl des Grossen, aus seinen vier Büchern fränkischer Geschichten.

Aeltestes Denkmal der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache.

Genaue Nachbildung der einzig erhaltenen (Pariser) Handschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

enti cotan uuilleon, uuiſtom enti ſpahida enti craft, tiuflun za uuidarſtantanne enti arc za piuuiſanne enti dinan uuilleon za gauurchanne.

und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft, Teufeln zu widerstehen und Arges abzuweisen und deinen Willen zu wirken.

§ 13. Unter **Karl dem Großen** (768—814), dem es gelang, alle deutschen Stämme politisch und kirchlich zu vereinigen, entstanden die ersten deutschen Aufzeichnungen in Prosa. Das Evangelium Matthäi wurde übersetzt, dazu kamen Taufgelöbnisse, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln u. s. w. Ja der große Kaiser, der durch seine kirchlichen Verordnungen den Anlaß dazu gegeben hatte, beteiligte sich auch persönlich an der Förderung deutscher Sprache und deutscher Dichtung. Nach dem Zeugnisse Einharts, seines Biographen, „ließ er barbarische und sehr alte Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige enthalten waren, aufschreiben, um sie der Nachwelt zu überliefern." Seine Absicht wurde freilich nicht erreicht. Die Liedersammlungen sind alle — vielleicht unter Ludwig dem Frommen, der sie mißachtete — verloren gegangen.

§ 14. Unter Ludwig des Frommen Söhnen löste sich das große karolingische Kaiserreich auf. Das Ost- und Westfrankenreich schieden sich von einander und damit auch ihre Sprachen. Als am 14. Februar 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg einen Bundesvertrag abschlossen und denselben feierlich beschworen, legte Karl der Kahle einen Eid in deutscher, Ludwig der Deutsche denselben in romanischer (französischer) Sprache ab, um sich dadurch den gegenseitigen Begleitern verständlich zu machen, welche je nur ihre eigene Sprache verstanden. Am 6. August 843 folgte darauf die Teilung des Reiches durch den Vergleich zu Verdun. Seit demselben gab es ein deutsches Reich. Der Name **„deutsch"** (diutisc) aber, der zuerst unter Karl dem Großen als Bezeichnung der Volkssprache (diutiska) im Gegensatz zum Lateinischen und Romanischen sich findet, kam erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts als Volksname in allgemeinen Gebrauch.

§ 15. Aus dem neunten Jahrhundert besitzen wir zwei Messiaden. Die erste, der **„Heliand"** (Heiland), in altniederdeutscher Mundart gedichtet, ist — der Vorrede nach — auf Befehl Ludwig des Frommen (um 830) entstanden. In allitterierenden Versen und in naiv volkstümlichem Ton erzählt der unbekannte sächsische Dichter das Leben Christi als das eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, ohne indes seine göttliche Würde je zu beeinträchtigen. Auch ist alles deutsch in dem Gedicht: die Jünger des Herrn sind des Königs Mannen, die jüdischen Städte sind in deutsche Burgen verwandelt. Die Versammlung, welche sich um den predigenden Christus auf dem Berge schart, erinnert an eine deutsche Reichsversammlung an einem Dingtage. Nachdem der Herr den Lazarus aus dem Tode zum Leben erweckt, verbinden sich seine Feinde in tödlichem Hasse zu seinem Verderben. Da wird erzählt:

Auf dem von uns der Münchener Handschrift treu nachgebildeten Blatte heißt es im Original (V. 4120 fg.):

Tho uuard thar ſo managumu manne mod
aftar kriſte

Dem Original sehr nahekommend hat Grein dies in allitterierender Form übersetzt:

Da ward der Männer manchem das Gemüt
zum Christ,

gihuorben, huguſkeſti, ſidor ſie iſ helagon uuerk
ſelbon giſahun, huand eo er ſulik ni uuard
uunder an uueroldi. Than uuaſ eft theſ uuerodeſ ſo filu,
ſo modſtarke man, ni uueldun the maht godeſ
antkennien kudlico, ac ſie uuid iſ craft mikil
uunnun mid iro uuordun; Uuarun im uualdandeſ
lera ſo leda. ſohtun liudi odra
an hieruſalem, thar iudeono uuaſ
hereo endi handmahal endi hobidſtedi,
grot gumſkepi grimmaro thioda.
Sie kuddun im kriſteſ uuerk, quadun that ſie quican ſahin
hene erl mid iro ogun, the an erdu uuaſ,
foldu biſolhen fiuuuar naht endi dagoſ
dod bidolben, antat he ina mid iſ dadiun ſelbo,
mid iſ uuordun auuekide, that he moſti theſe uuerold ſehan.
Tho uuaſ that ſo uuideruuord uulankun mannun,
iudeo liudiun; hetun iro gumſkepi tho
uuerod ſamnoian endi huuarboſ ſahen,
meginthioda gimang, an mahtigna kriſt
riedun an runun: „Niſ that rad enig“ quadun ſie,
„that uui that githoloian! uuili theſaro thioda te filu
gilobien aftar iſ lerun. than uſ liudio farad
an eoridfolc, uuerdat uſ obarhobdun,
rinkoſ fan rumu. than uui theſeſ rikieſ ſculun
loſe libbien eftha uui ſculun uſeſ libeſ tholon,
helidoſ uſaro hobdo.“ Tho ſprak thar en gierod man,
oboruuard uuero; the waſ theſ uuerodeſ tho
an theru burg innan biſkop thero liudio:
Kaiphaſ uuaſ he heten. habdun ina gicoranen te thiu
an theru gertalu iudeo liudi,
that he theſ godeſ huſeſ gomien ſcoldi,
uuardon theſ uuiheſ.

das Herz hin gewandt, als sie sein heilig Werk
da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem Wehrvolk auch
viele mutstarrige Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die große
kämpften sie mit Worten; ihnen war des Waltenden
Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.
Denen verkündeten sie da Christi Werk,
wie sie Den mit Augen lebend sahen, der schon in der Erde lag,
in die Tiefe versenkt vier Tage und Nächte
tot begraben, bis ihn mit seiner That der Christ
mit seinem Wort erweckte, daß er wieder diese Welt erblickte.
Das war so widerwärtig den verwegenen Männern,
den Judenleuten: aus den Gauen hießen sie
sammeln da das Volk und zur Versammlung rufen
Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ
berieten sie sich und redeten also: „Nicht mehr ratsam ist's,
daß wir das dulden! Es wollen der Degen zu viele
seinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns
unter ihren Hauptleuten, und übers Haupt wachsen
uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches
Leben fortan oder gar den Leib verlieren,
wir Helden unser Haupt.“ Da sprach ein hochgeehrter Mann [allda
zur Versammlung der Männer; der war gesetzt
in der Burg der Juden zum Bischof der Leute:
Kaiphas war er geheißen, ihn hatten erkoren dazu
in jenen Jahren die Judenleute,
daß er das Haus Gottes hüten sollte,
des Weihorts warten —

Das Gedicht schließt mit Christi Himmelfahrt.

§ 16. Ein dem „Heliand“ poetisch ebenbürtiges Lehrgedicht vom Weltende: **„Muspilli“** (d. i. Weltbrand) soll von König Ludwig dem Deutschen (843—876), vermutlich aus dem Gedächtnis, aufgezeichnet worden sein. Die biblisch-christliche Schilderung des jüngsten Gerichts ist darin mit heidnisch-mythologischen Vorstellungen vermischt.

Tho uuard thar so managumu manne mod aftar kriste gihuor
ben . hugiskefti . sidor sie is helagon uuerk . selbon gisahun .
huand eo er sulic ni uuard uunder an uueroldi . Than uuas eft ther
uuerodes so filu . so mod starke man . ni uueldun thena maht godes
antkennien kudlico . ac sie uuid is craft mikil uunnun . mid iro
uuordun . Uuarun im uualdandes lera so leda . so hum ludi odra
an hierusalem thar iudeono uuas heri endi handmahal . endi
hobid stedi . grotgumskepi . grimmaro thioda . Sie kuddun im
kristes uuerk . quadun that sie quican sahin thene erl mid iro
ogun . the an erdu uuas foldu bifolhen . fiuuuar naht endi dagos
dod bidolben . an that he ina mid is dadun selbo mid is uuordun
auuekide . that he mosti these uuerold sehan . Tho uuas that
so uuideruuord uulankun mannun . iudeo liudun . hetun iro
gumskepi tho uuerod samnoian . endi hu uuarbos fahen megin
thioda gimang . an mahtigna krist . riedun an runun . Nis
that radeniq quadun sie that uui that githoloian . uuili thesaro
thioda te filu . gilobien aftar is lerun . than uuis liudio farad
an eorid folc . uuerdat us obar hobdun . rinkos fan rumu .
than uui these rikies sculun lose libbien . ef tha uuir sculun user
libes tholon . helidos uuaro hobdo . Tho sprak thar en gierod
man obor uuard uuero . the uuas ther uuerodes tho an theru
burg innan biscop thero liudio . Kaiphas uuas he heten
habdun ina gicoranen te thiu an theru gertalu iudeo liudi
thar he thes godes huses gomien scoldi . uuardon thes uuihes

Eine Seite der Münchener Pergamenthandschrift des *Heliand*. IX. Jahrh. (Faksimile.)

Verlag von Velhagen & Klasing.

§ 17. Mit der zweiten Messiade, dem althochdeutschen **„Evangelienbuch Otfrieds"** tritt der Endreim an die Stelle des Stabreims. Vermutlich hatte der volkstümliche Gesang diesen Wechsel schon viel früher vollzogen. Die Allitteration war in dem Maße schwierig geworden, als die Sprache an sinnlicher Kraft verloren hatte. Von Italien und Frankreich war mit Melodien und Liedern der klangvolle Endreim zu uns gekommen, der auch die lateinischen Hymnen der Kirche beherrschte. So lag es nahe, daß der Weißenburger Benediktinermönch Otfried ihn auch für sein Ludwig dem Deutschen im Jahre 870 gewidmetes Gedicht wählte, um dasselbe sangbar und volksmäßig zu machen und dadurch die heidnischen Volkslieder zu verdrängen. Die Strophe, welcher er sich bediente, bestand aus zwei Langzeilen, deren Hälften durch den Reim gebunden waren und aus je vier Hebungen bestanden. Aber obgleich die wohlklingende Form ganz geeignet war, dem Gedicht Eingang im Volk zu verschaffen und es nicht an einzelnen echt poetischen Stellen darin fehlt, hat doch das Ganze einen durchaus lehrhaften und unvolksmäßigen Charakter. Die Kapitelüberschriften sind lateinisch, wie auch die Widmung des Werkes an den Bischof Luitbert von Mainz. Vor allem aber wird der Gang der Erzählung des Lebens Jesu fortwährend durch Einschaltungen unterbrochen, die das eben Erzählte bald moraliter (moralisch), bald spiritaliter (geistlich), bald mystice (mystisch) auslegen.

Das beigelegte Blatt enthält ein vollständiges Kapitel des Otfriedschen Gedichts, das letzte (XXVIII) des I. Buches und mit einigen lateinischen Übergangszeilen den Anfang des II. Buches. Die zwei Spalten der Seite bestehen aus je zwei gereimten Hälften desselben Verses, die man nebeneinander lesen muß. Je zwei solcher Langzeilen bilden eine Strophe, welche immer durch einen großen roten Anfangsbuchstaben bezeichnet ist. Mit Weglassung der Accente lautet dieses Kapitel:

Spiritaliter (d. h. geistliche Auslegung des vorhergehenden Abschnitts).

MIT ALLEN UNSEN KREFTIN,	BITTEMUS NU TRUHTIN,
Er unſih unſ cileide	Fonne then guathen ni giſkeide
Thaz uuir ſon then bliden	Mit leidu ni giſcheiden
Uuir unſih in then riuuon	Ni muazzin io biſcouuon
Thaz ſi unſ thiu uuintuuorfa	In themo vrteile helfa
Iz unſih mit giuuelti	Ni firuuahe unz in enti
Ioh in fiure after diu	Thar ni brinen io ſo ſpriu
Uuir mit ginadon ſinen	Then uueuuon bimiden
Thaz hirta ſine vnſ uuarten	Inti unſih io gihalten
Ioh vnſih ouh niruuannon	Uzar then goteſ kornon
Uuir unſih muazin ſamanon	Zen goteſ trut theganon
Mit uuerchon filu riche	Ze demo hohen himilriche
In hoho guallichi	Theist auur thaz himilrichi
Bimiden theſo grunni	Thuruh theo euuigon uunni
Ioh muazzin mit then druton	Theſ himilricheſ nioton
Then ſpichari iamer ſuazen	Mit ſalidon niazen
Thaz heilega kornhuſ	Thaz (wir) ni ſaren furdir uz
Mit ſinen unſih ſaſto	Freuuen thero reſto
Ioh uuir thar muazin untar in	Blide ſora gote ſin
Fon euuon unz in euuon	Mit then heiligon ſelon

EXPLICIT LIBER EUANGELIORUM PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS.

(Zu Ende ist das erste Evangelienbuch auf deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.)

I. ER ALLEN UUEROLTKREFTIN IOH ENGILO GISCEFTIN
So rumo ouh ſo in ahton Man ni mag girahton
Er ſe ioh himil uuru (l. uurti) Ioh herda (lerda) ouh ſo heru (l. herti)
Ouh uuiht in diu giſuarit Thaz ſellu thriu ruarit
So uuaſ io uuort uuonanti Er allen zitin uuerolti
Thaz uuir nu ſehaen (l. ſehen) offan Thaz uuaſ thanne ungiſchaffen.

In neuhochdeutscher Übersetzung (von Kelle) lautet das mitgeteilte Stück folgendermaßen:

XXVIII. Mit aller Kraft, die in uns wohnt, Laßt uns nun flehen zu dem Herrn, Daß er zu unserm Jammer nicht Uns scheide aus der Guten Zahl;

Daß aus der Schar der Fröhlichen Wir nimmer scheiden uns zum Leid Und nimmer in Verzweiflungsqual Wir schauen uns in Ewigkeit.

Daß uns die Schwinge, die er führt, Einst gnädig sei bei dem Gerichte, Und nimmer sie mit Sturmgewalt Verwehe und vernichte uns,

Daß nimmer wir im Feuer dann Verbrennen so wie taube Spreu. Laßt bitten uns, daß wir entgehen Dem Unglück durch die Gnade sein,

Daß warten seine Hirten uns Und immer uns erhalten wohl Und niemals aus dem Gottes Korn Uns schwingen wegen unsrer Schuld.

Laßt bitten uns, daß wir dereinst Mit guten Werken wohl geziert Gesellen uns zur heil'gen Zahl Dort oben in dem Himmelreich

Zu übergroßer Herrlichkeit; Das wieder ist das Himmelreich, Wenn wir befreit sind dieser Qual, Erfreuen ew'ger Wonne uns

Und dürfen mit den Heil'gen dann Genießen stets das Himmelreich Und nützen voller Seligkeit Des Speichers stete Süßigkeit,

Das Kornhaus, das hochheilig ist. O zögen nimmer wir daraus, O möchten wir des Aufenthalts Mit den Seinen lange uns erfreun:

Erfreuen uns, daß wir vor Gott Mit ihnen endlich fröhlich sind, Mit allen Seelen, die gerecht, Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

I. Schon vor den Mächten dieser Welt, Eh' noch ein Engel war erzeugt, So weit entfernt auch, als kein Mensch In seinem Geiste denken kann;

Bevor der Himmel und das Meer, Bevor die feste Erde ward, Und irgend etwas eingeführt, Das eines dieser drei belebt,

Da lebte immer schon das Wort, Vor allen Zeiten dieser Welt; Was wir nun sehen vor uns klar, War damals ungeschaffen noch.

§ 18. Zu den christlichen Gesängen in der neuen Form der Reimstrophe, welche auf Otfrieds Vorgang folgten, kamen bald auch historische Lieder. Ein solches ist das **Ludwigslied** (von dem flandrischen Mönche Hucbald gedichtet?) welches in frischem Jubelton den Sieg Ludwigs III, eines Enkels Karls des Großen, über die Normannen bei Saucourt (881) besingt.

§ 19. Als das deutsche Karolingerhaus erlosch, traten die **Sachsen** das Erbe der Franken an. Nach innen wie nach außen wurde unser Volk frei und selbständig unter den sächsischen Kaisern. **Otto der Große** (936—973) erhob Deutschland zur führenden Macht der westlichen Christenheit. Aber obwohl in Urkunden seiner Kanzlei die unter ihm vereinigten Volksstämme zum erstenmal offiziell Deutsche genannt wurden, herrschte doch in Wissenschaft und Dichtung die lateinische Sprache vor. Am Hofe, wie in den Klöstern, sogar in Nonnenklöstern, wurden die alten Klassiker studiert, und Hof- wie Klosterdichtung, auch wo sie die heimatliche Geschichte und Sage behandelt, erschien in dem fremdländischen Gewande.

§ 20. So entstand in dem altberühmten Kloster von St. Gallen ein in lateinischen Hexametern verfaßtes Heldengedicht: **„Walther von Aquitanien“**, dessen durch und durch deutscher Inhalt der folgende ist:

Walther, der Königssohn von Aquitanien (Westgotenreich) und seine Braut, Hildegunde, eine burgundische Prinzessin, sind in zartem Alter als Geiseln an den Hof des Hunnenkönigs Etzel gekommen, wo sie wie die eigenen Kinder gehalten werden. Doch die Liebe zur Heimat treibt sie in die Flucht. Glücklich aus dem Hunnenland entkommen, gelangen sie bis an den Rhein — da überfällt sie der Burgunderkönig Gunther mit seinen Mannen. Nachdem Walther im Einzelkampf zwölf tapfere Helden besiegt, muß er sich Gunther selbst und zugleich seinem eigenen „Blutbruder“ Hagen stellen. Aber auch aus diesem harten Kampfe geht er als Sieger hervor und erreicht glücklich mit seiner Braut die langersehnte Heimat.

Viktor Scheffel hat das **„Waltharilied“** — trefflich verdeutscht — in seinen Roman „Ekkehard“ verwoben. Aber nicht in romantischer Einsamkeit, wie er dichtet, ist das Lied entstanden, sondern es ist als Schularbeit von dem St. Galler Mönch Ekkehard I († 973) für seinen Lehrer Gerald um 930 verfaßt worden.

§ 21. Aus dem XI. Jahrhundert (vor 1050) stammt ein zweites Epos in lateinischen Hexametern: **„Ruodlieb“**, welches vermutlich in Oberbayern entstanden, aber nur bruchstückweise erhalten ist. In diesem Gedicht, welches Wilhelm Scherer den „ersten Ritterroman der Weltlitteratur“ nennt, tritt uns ein verfeinertes höfisches Wesen und ein lehrhafter Geist entgegen, die dem Heldenlied ganz fremd sind.

Ruodlieb, früh vaterlos und unbeschützt, hat seine Heimat verlassen und ist in den Dienst des Königs von Afrika getreten. Nachdem er ihm zehn Jahre treu gedient, erhält er zum Abschiede zwei Brote, von denen er eines bei seiner Mutter, das zweite aber erst an seinem Hochzeitstage anschneiden soll; dazu noch zwölf goldene Lehren, die er durch seine Erfahrungen als wertvoll erprobt. Schließlich wird Herburg, die Erbin eines mächtigen Reiches, seine Gemahlin.

§ 22. Auch die älteste deutsche Dichterin, die Nonne **Roswit** (Hrotsvitha), die in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts in dem Benediktinerkloster zu Gandersheim lebte, bediente sich ausschließlich der lateinischen Sprache in ihren Legenden und dramatisierten Heiligengeschichten. Ebenso besang sie das Leben Ottos des Großen, des Oheims ihrer Äbtissin Gerberga, in lateinischen Hexametern.

§ 23. Im Volke lebte indessen die deutsche Dichtung fort. Auf dem Lande und in den Städten wurde gesungen, was sich von der Heldensage erhalten, und manches neue kam dazu, was sich dann als Volkslied auf die Nachkommen vererbte. So wurden die Abenteuer Graf Konrads, eines Helden Kaiser Ottos des Großen, besungen, der trotz seiner kleinen Gestalt (weshalb er „Kurzebold“ genannt wurde) ein Riese an Kraft war, u. ä. Die Namen der dichtenden Sänger und der die Lieder mit Saitenspiel vortragenden Spielleute blieben ungenannt und ungekannt. Auch eine Anzahl deutscher Dichtungen zum Preise der Jungfrau Maria gehört ins XI. Jahrhundert.

§ 24. Gegen Ende des XI. Jahrhunderts wendeten sich die Geistlichen, die bisher nur die deutsche Prosa gepflegt (Übersetzungen und Erklärungen biblischer Schriften) auch wieder der deutschen Dichtung zu. Im Jahre 1064 verfaßte ein Priester **Ezzo** zu Bamberg ein geistliches Gedicht, welches in achtundzwanzig Strophen Christi Leben und Wunder im Mittelpunkt der gesamten heiligen Geschichte feierte.

§ 25. Die erste Frau, welche deutsche Verse gemacht, war die Klausnerin **Ava** († 1127 zu Göttweih in Österreich). Sie bearbeitete in kunstloser Form die evangelische Geschichte und beschrieb zum Schluß das Auftreten des Antichrists am Weltende und das jüngste Gericht.

Die folgende Stelle aus ihrem Gedichte veranschaulicht den Zustand unserer Sprache auf der Grenze vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Christi Feinde haben ihm die Ehebrecherin (Joh. 8, 2—11) zugeführt und ihn gefragt, was mit ihr geschehen solle. Es folgt seine Antwort.

Dô sprach er durch sîn guote,
swer die ê (Gesetz) habe behuotet,
der solte sie steinen,
anders neheiner (keiner).
Dô si daz vernâmen,
unwirdlîchen (unwillig) si sâhen,
fliehen si begunden,
ze den turn (Turm) si ûz drungen:
dâ ne bestuont inne nehain lîp (niemand)
wanne (als) Christ unde daz wîp.
Dô screip (schrieb) der Gotes werde
mit den vingeren an der erde;
vil lange er nider nihte (neigte),
dar nâch er ûf blihte:
duo sprach er ze der gemeinen:
„Wâ sint, die dich wolten steinen?“
Dô sprach daz suntige wîp:
„Hie nist, hêrre, nehein lîp!“
Duo sprach daz êwige lieht:
„Ich verteile (verurteile) dîn ouch nicht!
Nû denche an die sêle,
unde ne sunde niht mêre:
ze wâre (wahrlich) sagen ich iz dir —
dîne sunde sint vergeben dir!“

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung.

(Von den Kreuzzügen bis zur Reformation. 1100—1500.)

§ 26. Mit den **Kreuzzügen**, welche fast zweihundert Jahre lang (1096 bis 1291) die abendländische Welt gen Osten pilgern ließen, kamen neue Bildungselemente in das deutsche Volk. Der Verkehr mit fremden Nationen, die erneute Annäherung der so lange getrennten Völker des Abendlandes war den Wissenschaften und den Künsten in hohem Grade förderlich. Baukunst und Malerei kamen zur Blüte. Neben der Geistlichkeit trat nun auch das deutsche Rittertum hervor und gelangte, unter der befruchtenden Anregung des französischen und flandrischen Ritterstandes zu feinerer Sitte und höherer Bildung. Das rohe Waffenhandwerk wurde zur ritterlichen Kunst im Dienste Gottes und der Frauen; und mit Begeisterung wurde Lied und Gesang in der Muttersprache gepflegt.

§ 27. An diesem Aufschwung des gesamten geistigen Lebens hatte das musenfreundliche Herrschergeschlecht der **Hohenstaufen**, insonderheit die Kaiser Friedrich Rotbart (1152—1190) und Friedrich II (1215—1250), einen bedeutenden Anteil. Unter ihnen wurde die schwäbische Mundart die Sprache des

SPIRITALITER

XXVIII Mit allen unsen kreftin | Bittemus nu truhtin
Er unsih uuis gileide | Fonne thenguathen nigiskeide
Thaz uuir fon then bliden | Mit leidu nigischeiden
Quir unsih inthen riuuuon | Nimuazzin io biscouuon
Thaz siuns thiu uuiunt uuorsa | Inthemo vrteile helfa
Izunsih mitgiuuelti | Nifiruuahe unzinenti
Joh in fiure after thiu | Thar nibrinnen io sosprut
Uuir mit ginadon sinen | Then uuewuon bimiden
Thaz hirta sine vns uuarten | Inti unsih io gihalten
Ioh vnsih ouh niruuannon | Uzar then gotes kornon
Uuir unsih muazin samanon | Zen gotes trut theganon
Mit iuuierchon filu riche | Zidemo hohen himilriche
Jnhoho guallichi | Theist auuur thaz himil richi
Bimiden theso grunni | Thuruh theo euuigon uuinni
Joh muazzin mit then druton. | Thes himilriches nioton.
Thes spichari iamer suazen. | Mit salidon niazen
Thaz heilega kornhus | Thaz nifaren firdir uz
Mit sinen unsih fasto | Freuuen thero resto
Joh uuir thar muazin untarin | Blide fora gote sin.
Fon euuon unzin euuon | Mit then heiligon selon

EXPLICIT LIBER EVANGELIORV̄ PRIMVS THEOTISCE CONSCRIPTVS. INCIPIT LIBER SECVNDVS

I Er allen uuerolt kreftin | Iohengilo giscefti
Sorumo ouh so inahton | Manni mag girahton
Er se · ioh himil uuaru | Ioh herda ouh soheru
Ouh uuiht indiu gifuarit | Thaz sellu thiu ruarit
So uuas io uuort uuonanti | Erallen zitin uuerolti
Thaz uuir nu sehan offan | Thaz uuas thanne ungiscaffen

Ein Blatt aus der Pergamenthandschrift von *Otfrieds Evangelienharmonie* (IX. Jahrh.) in der Königl. Bibliothek zu München. (Facsimile.)

Zu Koenig, Abriss der Litteraturgeschichte.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Hofes und seit dem Ende des XII. Jahrhundertes als reines **Mittelhochdeutsch** die herrschende Litteratursprache; nur die Gelehrten bedienten sich noch des Lateinischen. Auch der Name **Deutsch** gewann für Sprache und Volk einen festen Boden. „Diutsche man" und „Diutsche lant" wurden allgemein übliche Ausdrücke.

Die Vorbereitungszeit. (1100—1190.)

§ 28. Die Dichtungen des XII. Jahrhunderts bilden den Übergang von althochdeutscher zu mittelhochdeutscher Sprache und Poesie. Versbau und Reimkunst leiden an vielen Unvollkommenheiten. Aber ein Neues bereitet sich vor: der Inhalt wird mannigfaltiger, und in der Art der Behandlung der Stoffe zeigt sich ein Fortschritt. Die Verfasser sind zumeist noch Geistliche, oder „Pfaffen" nach dem Sprachgebrauch der Zeit, doch zuweilen auch Laien. Es ist die Rüstzeit auf den Glanz unserer mittelalterlichen Poesie.

Mariendichtungen und Legenden.

§ 29. Dem poetischen Kultus der Jungfrau **Maria**, der mit der ritterlichen Verehrung der Frauen eng zusammenhing, gehört u. a. ein **„Leben der Maria"** oder „Driu liet von der Maget" an, welches einen Pfaffen (Priester) **Wernher** (um 1172) zum Verfasser haben soll. Das erste „liet" erzählt von Marias frommen Eltern, Joachim und Anna; das zweite von Marias Jungfrauenleben; das dritte die Geburt des Heilandes und seine Erlebnisse bis zur Rückkehr aus Ägypten. In dem lateinischen Liebesbrief einer Frau findet sich das deutsche Liedchen:

Dû bist mîn, ich bin dîn.
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist daz sluzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn.

§. 30. Zu den Mariendichtungen kamen die zahlreichen Heiligenlegenden. Zuweilen mischten sich biblische und geschichtliche Züge in dieselben; so in dem **„Annolied"**, in welchem der aus der Geschichte Heinrichs IV bekannte Erzbischof Anno von Köln († 1075) als Heiliger poetisch verherrlicht wurde.

Geschichtliche Dichtungen.

§ 31. Auch die Weltgeschichte erhielt eine geistliche Färbung in der **Kaiserchronik**, die mit der Erbauung Roms anhebt und mit Kaiser Konrad III schließt. In die höchst naive Geschichtserzählung sind Legenden und allerhand unterhaltende Erzählungen bunt eingestreut.

§ 32. Historisches und Sagenhaftes mischt sich in dem **„Alexanderlied"** des Pfaffen **Lamprecht**, eines sonst nicht bekannten Weltgeistlichen (um 1120). Es ist einem französischen Werke nachgedichtet. Darin tritt uns der berühmte Makedonier fürst von seiner frühesten Jugend an entgegen; seine Eroberungszüge werden in kräftig naiver Sprache geschildert; nach seinem Siege über Darius und Porus

gelangt er in das Land der „Zauber und Wunder," wo holde Mägdelein aus den Blumen im Walde hervorsprießen, aber früh dahinsterben. Immer weiter strebt sein hochfahrender Sinn bis an das Paradies, das ihm aber verschlossen bleibt, weil es nicht mit Gewalt sich erobern läßt, sondern nur durch Selbstüberwindung und Demut zu gewinnen ist. Alexander kehrt nachdenklich um, geht in sich und regiert fortan als ein weisheitsvoller milder Friedensfürst bis an sein Lebensende.

§ 33. Auch das **„Rolandslied"** ist eine Übersetzung aus dem Französischen, obgleich es der karolingischen Sage angehört. Schon im XI. Jahrhundert entstand die „Chanson de Roland". Sie war so beliebt, daß unter ihren Klängen die Normannen Wilhelm des Eroberers in die Schlacht von Hastings (1066) zogen. Karl der Große und seine zwölf Paladine treten in diesem Gedicht als Schützer der Christenheit auf, und ihr Zug nach Spanien, wo die Heidenwelt vor dem Kreuz in den Staub sinkt, wird wie ein Kreuzzug dargestellt. Der Hauptheld ist der historisch wenig bekannte **Roland,** der durch schändlichen Verrat im Thale von Runzevall getötet und von seinem Kaiser blutig gerächt wird.

Dieses französische Epos übersetzte ums Jahr 1130 ein Weltgeistlicher, der **Pfaffe Konrad** auf Wunsch der Gemahlin des Welfenherzogs Heinrich des Stolzen ins Deutsche. Das deutsche Rolandslied fand bei unserem Volke eine begeisterte Aufnahme und blieb lange Zeit sehr beliebt als ein „Symbol des christlichen Rittertums."

§ 34. Von den wandernden **Spielleuten** oder sog. **Fahrenden,** die singend und allerlei Künste übend durch die Lande zogen, wurden auch eigene freierfundene Dichtungen verfaßt, die im Boden der deutschen Sage wurzelnd meist in abenteuerlichen Zügen nach dem Morgenlande (Entführungen, Brautwerbungen ꝛc.) auslaufen. Unter diesen Spielmannsliedern zeichnen sich zwei durch edleren Gehalt aus:

1) **„König Rother"** (um 1135), welcher die Tochter des Kaisers Konstantin aus Konstantinopel entführt, und — da sie in seiner Abwesenheit durch List zurückgeholt worden — sie mit Waffengewalt wiedererlangt und lange Jahre mit ihr in Glück und Frieden regiert.

2) **„Herzog Ernst",** dessen sagenhafte Erlebnisse, zuerst nach 1172 von einem Fahrenden, seitdem aber wieder und immer wieder poetisch bearbeitet, bis auf den heutigen Tag in unserem Volke noch nicht ganz verklungen sind. Der Held dieser Sage ist aus drei historischen Persönlichkeiten zusammengewachsen, die drei auseinanderliegenden Zeiten angehören und unter drei verschiedenen Herrschergeschlechtern: den Karolingern, den sächsischen Ottonen und den Saliern lebten. In unserer vaterländischen Geschichte gibt es nämlich zwei aufrührerische Fürsten, die E r n s t heißen: von ihnen war der erste ein Bayer und lebte zu Ludwig des Frommen Zeiten, während der andere, Kaiser Konrad des Saliers Stiefsohn († 1030), ihm durch seine Mutter Gisela zugeführt war: b e i d e n stand in treuer Freundschaft und Waffenverbrüderung gegen ihren Oberherrn ein Graf Wernher (Wetzel) zur Seite. Die S a g e hat nun mit der Geschichte des z w e i t e n Ernst, die des L u d o l f von Schwaben, eines Stiefsohnes der Königin Adelheid, der sich gegen seinen Vater Otto I empörte und seinen Oheim Heinrich von Bayern be-

feindete, vereinigt; sie hat aber aus ihm einen Herzog von Bayern gemacht — Adelheid ist seine Mutter, Otto sein Stiefvater und ein Pfalzgraf Heinrich sein Feind und Verfolger; endlich folgt — zuwider dem blutigen Untergange des historischen Ernst von Schwaben — auf seine langjährigen Irrfahrten die Versöhnung mit dem großen Kaiser aus dem Sachsenhause. — Von seinem Stiefvater, Kaiser Otto, in die Reichsacht gethan, zieht der romanhafte Held dieser Dichtung mit seinem Freunde, Grafen Wetzel, und einem stattlichen Gefolge von Rittern und Knechten nach dem heiligen Lande. Unterwegs erlebt er die wunderbarsten Abenteuer, gelangt aber doch schließlich nach Jerusalem, wo er den Templern das heilige Grab verteidigen hilft. Vom Kaiser endlich zurückgerufen, kehrt er heim und wird mit seinem Herzogtum neu belehnt.

Die Tiersage.

§ 35. Die älteste deutsche Bearbeitung der im X. Jahrhundert nur lateinisch aufgetretenen **Tiersage** gehört ebenfalls der Vorbereitungszeit an. Um 1170 dichtete **Heinrich der Glichesäre**, ein fahrender Dichter des Elsaß, seinen mittelhochdeutschen **„Reinhart Fuchs“** nach einer französischen Quelle. Ebenfalls auf Grund einer solchen verfaßte der flämische Dichter Willem um 1250 seinen niederländischen „Reinaert“, der — im XIV. Jahrhundert umgearbeitet und erweitert — als „Reinke de Vos“ in plattdeutscher Übersetzung zu Lübeck erschien. Dreihundert Jahre später dichtete Goethe nach diesem plattdeutschen Gedichte seinen **„Reineke Fuchs“** in hochdeutschen Hexametern (vgl. § 192).

Heinrich von Veldeke.

§. 36. Den Übergang zur Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung bildet **Heinrich von Veldeke,** ein niederdeutscher Ritter, welcher um 1184 am Hofe zu Kleve — auf Grund einer französischen Aeneide — den größeren Teil seines Epos **„Eneit“** dichtete, das er später in Thüringen bei dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen vollendete. In demselben erwies er sich als der Begründer der höfischen Ritterdichtung. An Stelle der Helden des Altertums traten mittelalterliche Ritter: der „Herzog“ Aeneas kommt nach der Zerstörung Trojas nach Karthago zur Königin Dido, dann nach Italien zum König Latinus, dessen Tochter Lavinia er in siegreichem Kampfe gegen Turnus erringt. Die Minne bildet den Kern des Gedichtes. Darum war dasselbe auch bei der damaligen feinen Welt, namentlich bei den Damen, lange Zeit ein sehr beliebtes Unterhaltungsbuch.

Die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung.

(XII. XIII. Jahrhundert.)

§ 37. Im XII. Jahrhundert fing man an, die **deutsche Heldensage,** die seit der Völkerwanderung im Munde des Volkes fortgelebt hatte, zu größeren Gedichten auszugestalten. Die Verfasser oder Bearbeiter dieser **Volksepen** blieben unbekannt; auch mischte sich weder ihre Persönlichkeit noch ihr Urteil jemals in ihre Gesänge. Nach den bedeutendsten Volksstämmen unterscheidet man die nachfolgenden sechs Sagenkreise:

1) den fränkischen oder niederrheinischen (Sigfrid in Xanten).

2) den burgundischen (Gunther, Hagen, Kriemhild in Worms).

3) den ostgotischen (Dietrich von Bern und sein Waffenmeister Hildebrand).

4) den hunnischen (Etzel und Helche auf der Etzelnburg in Ungarn).

5) den lombardischen (König Rother, vgl. § 34; Ortnit, Hug- und Wolfdietrich.

6) den normannisch-sächsischen (Gudrun).

§. 38. Die vier ersten der vorgenannten Sagenkreise flossen zusammen in dem

Nibelungenlied (der Nibelunge liet),

dessen Einleitung im Original mit folgender Strophe anhebt:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit:
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

§ 39. Die danach benannte **Nibelungenstrophe** besteht aus vier Langzeilen, die sich paarweise und stumpf reimen: jede derselben zerfällt durch einen Einschnitt in zwei Teile, der erste hat in allen vier Zeilen je drei Hebungen oder Hauptbetonungen mit klingendem Schluß, der zweite dagegen nur in den drei ersten Zeilen ihrer drei, in der vierten aber vier Hebungen.

§. 40. Das Nibelungenlied zerfällt in 39 Abenteuer (aventiuren), deren Inhalt der folgende ist:

I. Kriemhildens Traum. Zu Worms im Burgundenlande erwuchs eine edle Jungfrau, Kriemhild, unter der Obhut der früh verwitweten Mutter, Ute, und dreier Brüder: Gunthers, Gernots und Giselhers. Da träumt sie, wie ein wilder Falke, den sie sorgsam aufgezogen und gepflegt, von zwei Aaren ihr geraubt ward. Ihre Mutter deutet den Traum dahin, der Falke sei ein Mann, den sie liebgewinnen, aber früh verlieren werde.

II—IV. Sigfrids Auftreten. Die Kunde von der schönen burgundischen Königstochter dringt bald weit und breit in die Lande. Auch Sigfrid vernimmt sie, der im Niederland auf der Königsburg Xanten am Rhein zu einem kühnen Degen herangewachsen war, nachdem er schon in frühester Jugend wunderbare Thaten vollbracht hatte. Mit vierhundert Altersgenossen zum Ritter geschlagen, zieht er nun aus der Heimat, zu werben um „die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war.“ Nach sechstägiger Fahrt erreicht er sein Ziel und reitet zu Worms auf den Hof vor die Königsburg am Rhein. Nur Hagen von Tronje, Gunthers treuer Dienstmann, erkennt Sigfrid und weiß von seinen wunderbaren Abenteuern zu erzählen: wie der kühne Held das Geschlecht der Nibelungen besiegt und den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rotem Gold den finsteren Mächten abgewonnen; wie er dem Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen und so vollends Herr des Hortes geworden; auch wie er einen Lindbrachen erschlagen, sich in seinem Blute gebadet und dadurch unverwundbar (hörnern) geworden sei. — König Gunther und seine Recken empfangen den Gast aus Niederland mit allen Ehren; aber ein ganzes Jahr vergeht, ohne daß Sigfrid die minnigliche Kriemhild zu Gesicht be-

kommt — so wollte es die Sitte der Zeit. Inzwischen hilft er den Burgunden, die Könige der Sachsen und Dänen zu besiegen.

V. Sigfrids und Kriemhildens erste Begegnung. Endlich wird dem Sieger zu Ehren von Gunther am frohen Pfingsttage ein großes Fest veranstaltet, zu dem von nah und fern die Vornehmen des Landes erscheinen. Da darf denn auch die Königstochter an der Seite ihrer Mutter Ute zum erstenmal aus ihrer Kemenate heraustreten. Als die beiden einander erblicken und begrüßen — da „zwingt sie zu einander minnigliche Not,“ und als sie ihm für den Dienst dankt, den er ihren Brüdern geleistet, erwidert er: „Um Eure Huld zu erwerben, ist das geschehen.“

VI. VII. Gunthers Werbung um Brunhild. Nun wohnte fern über See, auf Island, eine wunderbar schöne Königin von ungewöhnlicher Kraft. Wer ihre Minne begehrte, mußte der Kampfjungfrau Brunhild in drei Wettspielen obsiegen: im Speerschießen, Steinwurf und Sprung; wer in einem unterlag, verlor das Leben. Auf dieses schöne Weib hatte Gunther seinen Sinn gestellt, und da er seine Ohnmacht fühlte, gelobte er seine Schwester dem starken Sigfrid, wenn dieser ihm bei seiner Werbung hülfe. Mit gutem Winde fahren sie den Rhein hinab in die See, und gelangen nach elftägiger Fahrt zur Burg Isenstein, dem Herrschersitze Brunhildens. Nur Sigfrid kennt die Burg und ihre stolze Herrin, welcher er Gunthers Absicht eröffnet. Sofort heben die Kampfspiele an. Gunther, außer stande, es mit Brunhildens übernatürlicher Kraft aufzunehmen, wird von Sigfrid, den seine Tarnhaut (ein Mantel) unsichtbar macht, unterstützt. So trägt der Burgunderkönig in allen drei Wettspielen den Sieg davon. Brunhild muß sich ihm ergeben. Zum Rhein aber will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor Boten an ihre Freunde und Lehnsleute entsandt hat.

VIII. IX. Sigfrids Fahrten. Durch Brunhilds Verzögerung wird die Besorgnis der Burgunden erregt, und um jeder Gefahr zu begegnen, schifft Sigfrid heimlich nach dem Nibelungenreiche, wo sein großer Schatz sich noch befindet; dort wählt er tausend der besten Nibelungenrecken, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen nach dem Isenstein zurück, wo sie Gunther für seine Mannen ausgibt. Nun ordnet Brunhild die Regierung ihres Landes und begleitet dann Gunther nach Worms.

X. Kriemhildens und Brunhildens Hochzeit. Gleichzeitig werden Brunhild mit Gunther und Kriemhild mit Sigfrid vermählt. Doch über das freudige Hochzeitsfest lagern sich sofort drohende Wolken. Grimmiger, eifersüchtiger Neid erfüllt Brunhildens Brust, als sie Sigfrid an Kriemhildens Seite erblickt, und in der Nacht kehrt noch einmal ihr unbändiger Kampfesmut zurück; sie ringt mit ihrem Neuvermählten und überwindet ihn mit leichter Mühe, ja sie bindet ihm mit ihrem Gürtel Füße und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen; erst gegen Morgen erlöst sie ihn auf seine flehentlichen Bitten aus seiner schmählichen Lage. Als er nach dem Kirchgange mit Sigfrid allein ist, vertraut er ihm seine Not, und dieser verspricht ihm, die Braut zu bändigen. In seine Tarnkappe gehüllt, kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit der ungestümen Jungfrau

und bändigt sie endlich. Darauf geht er fort, nimmt aber einen goldenen Ring, den er ihr heimlich vom Finger gezogen, und ihren Gürtel mit hinweg. Beides schenkt er später Kriemhilden in einer verhängnisvollen Stunde, sich und ihr und ihrem Geschlechte zum Verderben.

XI. Sigfrids Heimkehr. Nach den beendeten Hochzeitsfestlichkeiten zieht Sigfrid mit seiner jungen Frau heimwärts in die Niederlande, wo ihm sein Vater alsbald die Herrschaft über Land und Leute abtritt. Zehn Jahre herrscht Friede an den beiden Fürstenhöfen.

XII. XIII. Sigfrids Fahrt zum Hofgelage. In dieser langen Zeit sucht Brunhild ihre Eifersucht zu verbergen unter dem immer erneuten Vorwande, daß Sigfrid seine Lehnspflicht versäume und nie zum Dienst sich stelle. Gunther sucht sie zu beruhigen und ihr diese Gedanken auszureden. Aber sie kommt immer wieder darauf zurück, dazu heuchelt sie Sehnsucht nach Kriemhilden und beredet ihren Mann endlich, die beiden zu einem großen Feste auf die nächste Sonnenwende nach Worms einzuladen. Sie kommen und werden herzlich empfangen. Großartig sind die Feste; zehn Tage währen die Kampfspiele. Da fährt ein schriller Ton in den Jubel.

XIV. Der Königinnen Zank. Am elften Tage sitzen Kriemhild und Brunhild bei einander, um dem Ritterspiel zuzuschauen, und gedenken der vergangenen Jahre. In dieser Erinnerung geht Kriemhildens Mund über von dem was ihr Herz erfüllt, und ohne sich Arges dabei zu denken, rühmt sie sich gegen Brunhild: „Ich hab' einen Mann, dem alle Reiche zu Handen stehen (unterthan sein) sollten." Darüber erhebt sich der verderbliche Frauenzank. Brunhild erwidert heftig, das sei unmöglich, da Sigfrid König Gunthers Mann sei, und beharrt darauf, obgleich Kriemhild geltend macht, daß ihre Brüder sie doch unmöglich einem Eigenmanne vermählt haben würden. Ja als es zur Vesper läutet und sie zum Münster gehen, herrscht Brunhild vor der Kirchthür ihre Schwägerin an: „Nicht soll die Eigenholdin vor Königsweibe gehn!" Nun braust auch Kriemhild auf und verrät in heftigen Worten das Geheimnis der Brautnacht, ja zeigt Brunhild den ihr von Sigfrid einst geschenkten Ring und Gürtel als Beweis ihrer Aussage. Brunhild ist tief gekränkt und verlangt Rache von ihrem Manne an dem Urheber dieser Schmach. Vergeblich bemühen sich Gunther und Sigfrid, die Sache beizulegen. Hagen von Tronje, der Brunhildens Thränen sieht, verspricht die Rache zu übernehmen, da ihr Mann zu schwach sei, es selbst zu thun. Seinen Vorstellungen weicht Gunther und willigt in Hagens Mordpläne ein.

XV. Hagens Verrat. Ein falsches Kriegsgerücht ist auf Hagens Vorschlag ausgesprengt, das Heer ist aufgeboten, Sigfrid hat versprochen mitzuziehen — unterwegs soll er erschlagen werden. Da erfährt Hagen — kurz vor dem Aufbruch — von der arglosen Kriemhild die einzig verwundbare Stelle an Sigfrids Körper; ja auf seinen heimtückischen Rat näht die Unglückliche zur Bezeichnung dieser Stelle ein kleines Kreuz auf ihres Mannes Gewand. Nun hält der Verräter den Kriegszug für überflüssig; er läßt durch neue Lügenboten das Kriegsgerücht widerrufen — an Stelle der Heerfahrt soll im Wasgenwald ein großes Jagen stattfinden, zu dem auch Sigfrid eingeladen wird.

XVI. Sigfrids Ermordung. Schweren Herzens verabschiedet sich Kriemhild von ihrem Mann, da er sich nicht von ihren Bitten zurückhalten läßt. Auf der Jagd ist er allen voran, und das meiste Wild wird von ihm erlegt. Dennoch ist er so wenig ermüdet, daß er — auf Hagens Vorschlag — sofort bereit ist, einen Wettlauf mit diesem und mit Gunther nach einem kühlen Waldquell zu unternehmen. Auch hier ist er der Sieger; als er sich aber niederbeugt, um zu trinken, faßt Hagen Sigfrids eigenen Ger und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen. Mit einer rührenden Bitte für sein armes Weib an die Mörder scheidet Sigfrid aus dem Leben.

XVII. Kriemhildens Klage. Als der nächste Tag anbricht, findet Kriemhild den Leichnam ihres Mannes vor ihrer Kammerthür. Hagen hat ihn dorthin legen lassen. Und als sie bald darauf im Münster des alten Bahrrechtes wartet, blutet die Wunde Sigfrids, als Hagen herantritt. Sie hat den Mörder erkannt; ihr Wehklagen ist herzzerreißend.

XVIII. Sigmunds Heimfahrt. Sigfrids Vater, der greise Sigmund, kehrt heim, um für den Enkel des Reiches zu pflegen. Kriemhild mag sich von dem Grabe ihres Liebsten nicht trennen; sie bleibt in Worms.

XIX. Der Nibelungenhort. Nach Jahren erst versöhnt sie sich mit ihrem Bruder Gunther, und läßt, auf sein und seiner Brüder Drängen, aus dem Nibelungenlande den großen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein, den einst Sigfrid ihr zur Morgengabe geschenkt, herbeiführen. Nun spendet sie mit vollen Händen den Armen und den Reichen, und über der Freude am Geben vergißt sie ihr großes Leid. Da tritt aufs neue Hagen ihr boshaft in den Weg; er fürchtet den großen Anhang, den sie durch ihre Freigebigkeit gewinnt, nimmt ihr den Schlüssel fort, und als sie darüber klagt, versenkt er den Nibelungenhort in den Rhein.

Seitdem die Burgunden sich dieses Schatzes bemächtigt haben, führen sie selbst den Namen Nibelungen und müssen dem geheimnisvollen Fluche des Goldes erliegen, das — nach dem alten Mythus — den unterirdischen Söhnen des Totenreiches Niflheim (Nebelheim) gehört und das den Krieg und den Tod in die Welt der Menschen gebracht hat.

XX. Etzels Werbung. Dreizehn Jahre nach Sigfrids Tode stirbt im Ungarlande Frau Helche, des Hunnenkönigs Gemahlin. Da richtet Etzel (Attila) seine Augen auf die verwitwete Kriemhild und entsendet Rüdiger, den Markgrafen von Bechlaren, (eine halb historische Persönlichkeit) nach Worms, um ihre Hand zu erbitten. Lange zögert Kriemhild, aber als Rüdiger mit allen seinen Mannen ihr feierlich schwört, es zu rächen, wenn jemand ihr je ein Leid thäte, willigt sie ein, Etzel zu ehelichen.

XXI. XXII. Kriemhildens Fahrt ins Hunnenland. Über die Donaustadt Veringen, Passau und Bechlaren zieht die königliche Braut unter stattlichem Geleit nach Tulne, wo sie von Etzel und seinem königlichen Gefolge (unter dem sich Dietrich von Bern befindet) empfangen und nach Wien zur Hochzeitsfeier geleitet wird. Prachtvoll sind die Festlichkeiten, berauschend ertönt der Völkerjubel zu Ehren des neuvermählten Paares, in Wien und auf der Etzelnburg,

aber inmitten aller dieser Herrlichkeit verbirgt Kriemhild mit Mühe ihre Thränen, als sie an ihren nie vergessenen Sigfrid denkt.

XXIII. XXIV. Kriemhildens Rachegedanken. Wieder sind dreizehn Jahre vergangen. Kriemhild hat ihrem Gemahle einen Sohn geboren, sie wird geehrt und geliebt von König und Volk, aber sie fühlt sich ebenso fremd in dem fremden Lande, wie am Tage ihrer Ankunft, sie kann das Leid um Sigfrid und das Verlangen nach Rache nicht überwinden. Endlich überredet sie ihren Gemahl, ihre Brüder und Freunde zu einem großen Feste einzuladen. Ungeachtet der Abmahnung Hagens nehmen die Burgundenfürsten die Einladung an und versprechen zu kommen.

XXV—XXVII. Der Burgunden Fahrt zu Etzel. Wohlgerüstet und von Tausenden von Mannen und Knechten begleitet, ziehen die Könige den Main hinauf durch Ostfranken bis an die Donau. Da verkündet ihnen eine Schwanjungfrau, daß — außer dem Kaplan des Königs — keiner von ihnen die Heimat wiedersehen werde. Wütend stößt Hagen den Kaplan ins Wasser, der sich schwimmend ans Ufer zurückrettet: ein Beweis für die Richtigkeit der Todesmäre. Da schlägt Hagen das Fahrzeug, das sie alle herübergetragen, in Stücke, und todesmutig ziehen die Burgunden ihrem Verhängnis entgegen. Einen Angriff der Bayerfürsten schlagen sie siegreich zurück, dann halten sie noch in Rüdigers gastfreundlichem Hause eine friedliche Rast, bei welcher Gelegenheit Giselher, Kriemhildens Bruder, mit Rüdigers schöner Tochter Dietlinde verlobt wird. Darauf geleitet sie der Markgraf von Bechlaren an Etzels Hof.

XXVIII. Im Hunnenlande. Beim Empfange erzählt Dietrich von Bern sofort den Burgunden, daß Kriemhild noch immer „den Helden vom Nibelungenland" beweine, um sie zu warnen. Hagen entgegnet trotzig: „Die kann mir lange weinen — Sigfrid kommt nicht wieder!" Kriemhild aber jubelt, als sie ihre Verwandten erblickt, da sie den Tag der Rache gekommen glaubt. Zwischen Hagen und ihr werden heftige Worte gewechselt, und als sie den Burgunden verbieten läßt, Waffen in den Saal mitzunehmen, verweigert es ihr erbitterter Feind mit aller Bestimmtheit.

XXIX. XXX. Hagen und Volker. Für den nunmehr unvermeidlich drohenden Streit verbindet sich der grimmige Hagen von Tronje mit einem anderen Helden des Nibelungenheeres, Volker von Alzei, dem kunstreichen Fiedelspieler, zu einem Schutz- und Trutzbund. Die beiden Heergesellen machen einen so gewaltigen Eindruck, daß — als Kriemhild sich an ihre zahlreichen hunnischen Begleiter mit der Bitte wendet, Hagens immer erneuten Hohn zu strafen — keiner den Mut dazu hat. Inzwischen zecht König Etzel mit den burgundischen Helden und entläßt sie dann zur Nachtruhe. Hagen und Volker halten vor dem Saale, in dem ihre Herren schlummern, die Wache und schützen sie vor den bewaffneten Hunnen, welche Kriemhild wider sie entsendet.

XXXI—XXXIII. Im Münster. Beim Festmahl. Auf Hagens Rat gehen die Fürsten am nächsten Morgen gewappnet in das Münster, um Gott ihre Seele zu befehlen. Als Etzel über ihre Rüstung erstaunt sie fragt, ob jemand sie beleidigt habe, erwidert Hagen schlagfertig, es sei Sitte der Burgundenfürsten, bei allen Hoflagern drei Tage lang in Waffen zu erscheinen. — Nachdem sodann auch

bei dem Ritterspiel (Buhurt) durch Etzels Mäßigung der Ausbruch der Feindseligkeiten noch verhindert worden, bricht das lange drohende Wetter über die festliche Tischrunde los. Auf Kriemhilds dringende Bitten hat ihr Schwager Blödelin (Bleda) die Knechte der Burgunden überfallen, es aber mit dem Leben büßen müssen. Die Knechte werden von den übermächtigen Hunnen alle niedergehauen. Als diese Kunde in den festlichen Kreis der Herren gelangt, beginnt Hagen das Werk der Vergeltung damit, daß er dem Sohne Etzels und Kriemhildens das Haupt abschlägt und dann in Gemeinschaft mit Volker mit Schwerthieben mordend durch den Saal tobt. Nachdem Gunther erfolglos sich bemüht, den Streit beizulegen, schließt er sich mit seinen Brüdern und Freunden dem blutigen Rachewerke an. Dietrich rettet das hunnische Königspaar nebst sechshundert Recken; — auch Rüdiger mit fünfhundert Mannen wird freier Abzug gestattet. Die übrigen Festgenossen werden sämtlich niedergemetzelt.

XXXIV—XXXVI. Irings Fall. Des Saales Brand. Da Volker und Hagen Etzel und Kriemhild schmähen und verhöhnen, tritt Markgraf Iring von Dänemark endlich für die Königin ein, wird aber nach langem Streit mit seinen Gefährten und Mannen erschlagen. Aber immer neue Hunnenscharen eilen herbei, und bis zur Nacht dauert der Kampf. Endlich versuchen die todesmüden Burgundenkönige Sühne zu erlangen; da sie aber Kriemhilds Forderung, Hagen auszuliefern, entschieden zurückweisen, läßt die wütende Königin die Helden in den Saal treiben und das oberste Stockwerk an vier Enden anzünden. Doch sechshundert Recken überleben auch diese Drangsal; sie halten sich die ganze Nacht unerschüttert in den rauchenden Trümmern und bieten ihren an Zahl überlegenen Feinden Trotz.

XXXVII. Rüdigers Tod. Diesen grauenvollen Vorgängen hat der edle Rüdiger von Bechlaren tieferregt, aber unthätig beigewohnt. Sein Herz ist ja geteilt zwischen den Kämpfenden. Da mahnt ihn Kriemhild des Eides, den er ihr vor dreizehn Jahren geschworen, Etzel erinnert ihn an die schuldige Mannentreue. Beide rufen ihn um Hilfe an. Sein Herz kämpft schwer in diesem innern Streit zwischen Mannentreue und Freundestreue — aber endlich muß es sich der älteren Pflicht ergeben, wenn es auch darüber bricht. Er sagt den Burgunden die Freundschaft auf und greift sie mit den Seinen todesmutig an. Endlich findet auch er seinen Meister, und nach ihm werden alle seine Mannen erschlagen.

XXXVIII. Die Amelungen. Nun treten auch des Gotenfürsten Recken — ohne sein Wissen und wider sein Gebot — unter des treuen alten Waffenmeisters Hildebrand Führung auf die Wahlstatt. Ein fürchterliches Gemetzel entbrennt zwischen den Amelungen und den Nibelungen, aus dem nur Hildebrand auf der einen Seite und Gunther nebst Hagen auf der anderen mit dem Leben entrinnen.

XXXIX. Der Nibelungen Ende. Als Dietrich von Bern das vernommen, geht er selbst den beiden überlebenden Burgunden entgegen und verlangt, sie sollten sich ihm als Geiseln ergeben, dann wolle er sich für ihr Leben und für ihre ungefährdete Heimkehr verbürgen. Als sie es weigern, überwindet Dietrich erst Hagen, dann auch Gunther. Beide werden gebunden vor Kriemhild geführt und dann — von einander getrennt — eingekerkert. Kriemhild, die versprochen,

das Leben der beiden Helden zu schonen, wendet sich nun zunächst an Hagen und verspricht ihm alles zu vergeben, wenn er ihr den Nibelungenhort zurückgäbe. Aber er weigert es trotzig — er habe geschworen, denselben niemand zu zeigen, so lange noch einer seiner Herren am Leben sei. Da thut die Entartete das Entsetzliche — sie läßt dem Bruder das Haupt abschlagen und tritt mit demselben aufs neue vor den Helden von Tronje, der ihr spöttisch zuruft:

> Den Hort weiß nun niemand als Gott und ich allein,
> der soll dir, Teufelsweib, auch stets verhohlen sein!

Da zieht sie das Schwert ihres Mannes aus der Scheide und schlägt dem Mörder Sigfrids das Haupt herunter. Das kann der alte Hildebrand nicht ertragen — ergrimmt fällt er über die Unglückliche und erschlägt sie —

> Herrlichkeit und Ehre das lag nun alles tot,
> die Leute waren alle in Jammer und in Not;
> mit Leide war geendet die hohe Festeszeit,
> wie stets aufs allerletzte die Freude bringet Leid.

§ 41. In einem Kunstgedicht, — **„die Klage“** — das gewissermaßen einen Anhang zum Nibelungenlied bildet, wird in kurzen Reimzeilen erzählt, wie die Überlebenden, Etzel, Dietrich und Hildebrand ihre Toten unter der Menge der Leichname heraussuchen, sie beklagen und bestatten. In lehrhafter Weise wird darin eine dem Nibelungenliede ganz fernliegende Rechtfertigung Kriemhildens versucht: Gott habe ihr vergeben, weil sie alle Blutschuld nur aus Treue auf sich geladen habe.

§ 42. Der uns erhaltenen Abfassung des Nibelungenliedes (1200) liegen einzelne mehr oder minder schon unter sich verbundene Lieder zu Grunde. Wer dieselben zu einem Ganzen dichterisch gestaltet, ist ebenso wenig bekannt, wie die Heimat unseres Epos. Auch den Verfasser der „Klage“ kennt man nicht.

§ 43. Im ganzen haben sich dreißig Handschriften vom Nibelungenliede erhalten. Die zwei bedeutendsten wurden auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt:

1) die älteste aller erhaltenen Niederschriften (aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts), 1816 in den Besitz des Freiherrn zu Laßberg gekommen und danach **Hohenems-Laßbergsche** Handschrift genannt, befindet sich seit 1855 in der fürstlich Fürstenbergschen Hofbibliothek zu Donaueschingen;

2) die aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammende, gegenwärtig in München aufbewahrt, heißt die **Hohenems-Münchener** Handschrift.

§ 44. Ins Neuhochdeutsche ist das Nibelungenlied von Simrock, Bartsch, L. Freytag, Bacmeister u. a. übertragen worden. Auf die Bühne gelangte es in dramatisierter Gestalt durch Hebbel, Geibel, Wilbrandt u. a.; als Oper durch Richard Wagner. Die Säle des Königsbaues zu München hat Schnorr von Carolsfeld mit Nibelungengestalten geschmückt, die durch Holzschnittnachbildungen weite Verbreitung gefunden haben.

§ 45. Der Held des ostgotischen Sagenkreises, **Dietrich von Bern**, ist — nächst Sigfried — ein Liebling der volksmäßigen Epik. Mythologische Züge mischen sich in seine Erscheinung. Wie Gott Thor (Donar) in der Edda, hat

[illegible]tafel zur ältesten (Schwäbischen) Nibelungenhandschrift.

([illegible])

(Aus der XXIV. Aventiure: Wie die boten von Hiune-lande [illegible] wie si dannen schieden.)

— wie miletijn an die vart: Es waldet [illegible] ander sinne, der sich alle zite bewart.
— wie mächte an die Fahrt. Es waltet (sorgt) guter Sinne, der sich allzeit bewahrt (vorsieht)

Nu ist iuch [illegible] unwendec, sprach dô Hagene, wie mîne rede der ergâte: swie [illegible] in
Nun ist's euch ungenug erzählt, sprach da Hagen, nicht meine Rede darum: wie auch immer euch
geschiht, [illegible] ze den Hiunen, [illegible] welt ir iuch wol bewarn, sô sult ir zuo den Hiunen
geschieht, ich rat' euch aufrichtig, wollt ihr euch wohl bewahren, so sollt ihr zu den Hunnen
[illegible] vil [illegible] Sit ir niht welt erwinden, sô besendet iwer man, die
viel (wohl) gerüstet fahren. Da ihr nicht wollt ablassen, so entbietet eure Vasallen, die
besten die ir vindet oder iemer mûget hân: sô wel ich ûz in allen tûsent ritter guot, sone
besten, die ihr findet oder jemals mögt haben; so wähl' ich aus ihnen allen tausend Ritter gut, so
kan uns niht gewerren der argen Kriemhilde muot. Des wil ich gerne volgen, sprach
kann uns nicht schaden der argen Kriemhilde Mut. Dem (darin) will ich gerne folgen, sprach
der künec [illegible] dô hiez er boten rîten witen in sîn lant: dô brâhte man der
der König auf der Stelle. Da hieß er Boten reiten weithin in sein Land; da brachte man der
helde [illegible] si wânden niht erwerben alsô grœzlîchiu sêr. Si riten
Helden [illegible] sie glaubten nicht zu erwerben ganz so grimmiges Weh. Sie ritten
[illegible] man hiez in geben allen ros unt ouch gewant, die mit in
[illegible] man hieß ihnen geben allen Rosse und auch Gewänder, die mit ihnen
varn wolden von dem lande: der künec in guotem willen der vil manegen
fahren wollten von dem Lande: der König in gutem Willen der gar manchen
gewan. Dô hiez von Tronege Hagene Dancwart den bruoder sîn ir beider recken ahzec
gewann. Da hieß von Tronege Hagen Dankwart den Bruder sein ihrer beider Recken achtzig
bringen an den Rîn. die kômen ritterlîche: harnasch unt gewant, des brâhten vil die
bringen an den Rhein. Die kamen ritterlich: Harnisch und Gewand, davon brachten viel die
degene in daz Guntheres lant. Dô kom der kuene Volkêr, ein küener spilman, hin ze hove
Degen in das Gunthers Land. Da kam der kühne Volker, ein kühner Spielmann, hin zu Hofe
[illegible] die heten solch gewæte, er mohte ein künec
[illegible] die hatten solche Rüstung, sie möchte ein König
[illegible] Wer der Volkêr wære,
[illegible] Wer dieser Volker wäre,
daz wil ich iu wizzen lân. er was ein edel herre: im was ouch undertân vil der guoten
das will ich euch wissen lassen. Er war ein edler Herr; ihm war auch unterthan viel der guten
recken in Burgonden lant: durch daz er videln kunde, was er der spilman genant. Tûsent
Recken in Burgundenland: dadurch, daß er fiedeln konnte, war er der Spielmann genannt. Tausend
[illegible] und was in starken stürmen heiz. gefüeget
[illegible] und was in starken Stürmen heiß. gefüget
[illegible] In kunde ouch ander nie-
[illegible] ihnen konnte auch anders nie-
man [illegible] Die boten von den Hiunen vil sêre daz verdrôz, wande
mand [illegible] Die Boten von den Hunnen gar sehr da verdroß, denn
ir [illegible] vorhte [illegible] daz was harte grôz: si gerten tegelîche urloubes von dan.
ihre Furcht war ihnen sehr groß; sie strebten täglich nach Urlaub von dannen.
daz engunde [illegible] das was dannoch niht getân. Er sprach zuo sînen herren:
Das gönnte (ihnen) nicht Hagen; das war aus Klugheit gethan. Er sprach zu seinen Herren:
wir [illegible] daz wir si niht lâzen rîten, ê daz wir selbe varn [illegible] der
Wir sollen das wohl verhüten, daß wir sie etwa lassen reiten, bevor wir selber fahren dorthin
nâch [illegible] wol ûz ieman argen muot, daz wirt
nach [illegible] trägt uns jemand argen Mut (Sinn), das wird
uns deste baz bekant. [illegible] kan ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo,
uns desto besser bekannt. [illegible] kann auch sich Frau Kriemhild bereiten nicht dazu,
daz uns durch ir [illegible] schaden tuo: hât aber si den willen, ez mag ir
daß uns durch ihre [illegible] Schaden thue; hat aber sie den Willen, es mag ihr
leide [illegible] wande wir füeren dannen vil manegen ûz erwelten man. Sätel unde
zum Unheil ausschlagen, denn wir führen dannen gar manchen auserwählten Mann. Sättel und
schilde unt [illegible] ouch gewant daz si füeren solden in Etzeln lant, daz was nu
Schilde und andres (auch) Gewand, das sie führen sollten in Etzels Land, das war nun
gar bereitet vil manegem küenen man: die Etzeln videlære hiez man dô ze hove
gar bereitet gar manchem kühnen Mann. Die Etzels Fiedler hieß man da zu Hofe
gân. Dô si die Fürsten sâhen, dô sprach Gêrnôt: der künec wil iu [illegible]
gehn. Als sie die Fürsten sahen, da sprach Gernot: Der König will man [illegible] — — — —

Erklärungstafel zur ältesten (Laßbergschen) Nibelungenhandschrift.

(Textrevision von Zarncke und wörtliche Übersetzung.)

(Aus der XXIV. âventiure: Wie die boten ze Rîne quâmen unt wie se danne schieden.)

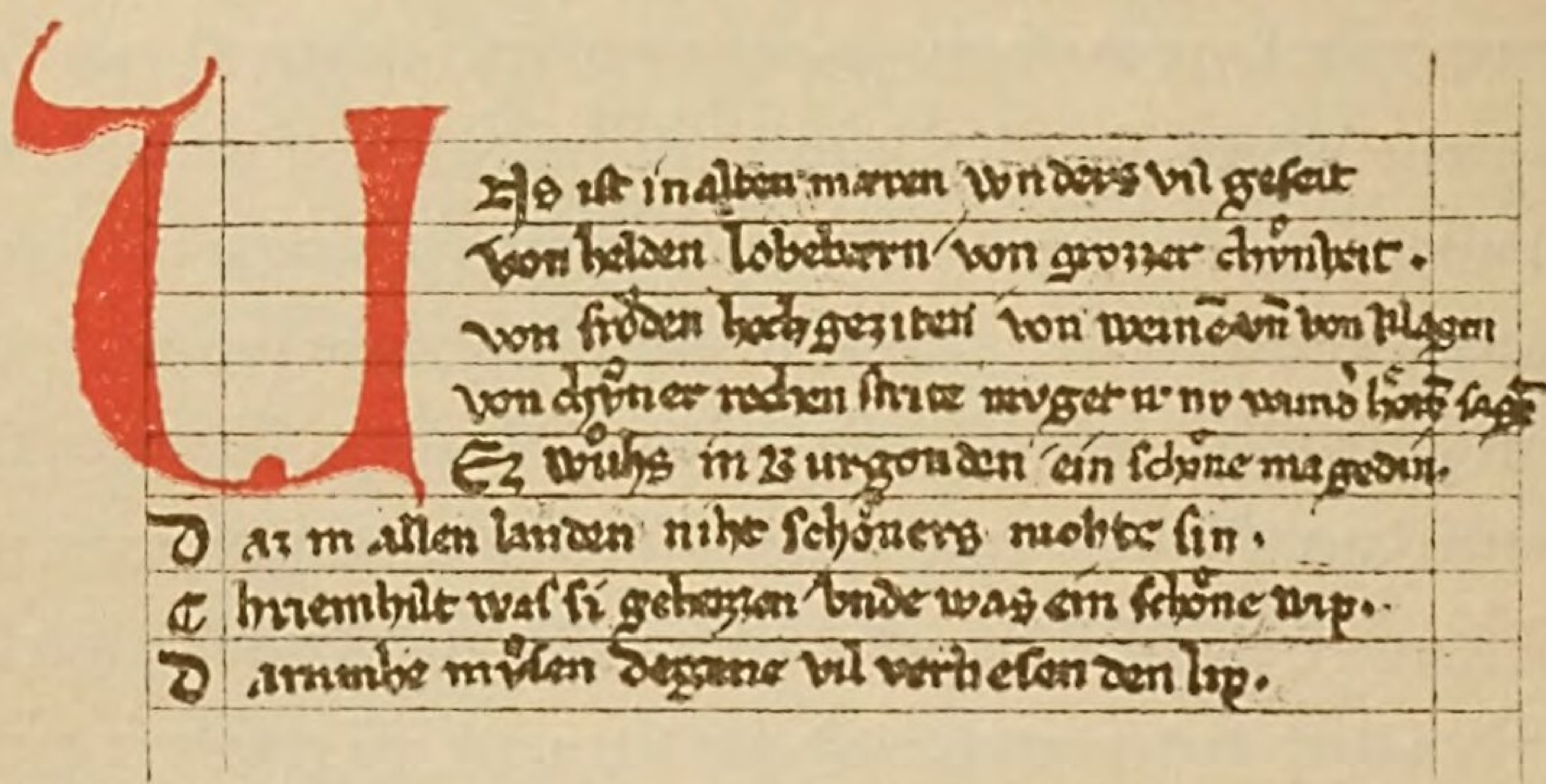
— wir müezen an die vart: Ez waldet guoter sinne, der sich alle zîte bewart.
— wir müssen auf die Fahrt. Es waltet (besitzt) guter Sinne, der sich allzeit bewahrt (vorsieht)
Nu lât iuch unbilden, sprach dô Hagene, niht mîne rede darumbe: swie halt iu
Nun laßt euch ungemäß dünken, sprach da Hagen, nicht meine Rede darum: wie auch immer euch
geschiht, ich rât iu an den triuwen, welt ir iuch wol bewarn, sô sult ir zuo den Hiunen
geschieht, ich rat' euch aufrichtig, wollt ihr euch wohl bewahren, so sollt ihr zu den Hunnen
vil gewerlîche varn. Sît ihr niht welt erwinden, sô besendet iwer man, die
viel (wohl) gerüstet fahren. Da ihr nicht wollt ablassen, so entbietet eure Vasallen, die
besten die ir vinden oder inder müget hân: sô wel ich ûz in allen tûsent ritter guot, sone
besten, die ihr finden oder irgendwo möget haben; so wähl' ich aus ihnen allen tausend Ritter gut, so
kan uns niht gewerren der argen Kriemhilde muot. Des wil ich gerne volgen, sprach
kann uns nicht schaden der argen Kriemhilde Mut. Dem (darin) will ich gerne folgen, sprach
der künec zehant. dô hiez er boten rîten wîten in sîn lant: dô brâhte man der
der König auf der Stelle. Da hieß er Boten reiten weithin in sein Land: da brachte man der
helde driu tûsent unde mêr. si wânden niht erwerben alsô gremelîchiu sêr. Si riten
Helden dreitausend und mehr; sie glaubten nicht zu erwerben ganz so grimmiges Weh. Sie ritten
willeclîche in Gunthers lant; man hiez in gebn allen ros unt ouch gewant, die mit in
bereitwillig in Gunthers Land; man hieß ihnen geben allen Rosse und auch Gewänder, die mit ihnen
varn wolden zuo den Hiunen dan: der künec in guotem willen der vil manegen
fahren wollten zu den Hunnen von dannen: der König in gutem Willen derer gar manchen
gewan. Dô hiez von Tronege Hagene Dancwart den bruoder sîn ir beider recken sehzec
gewann. Da hieß von Tronege Hagen Dankwart den Bruder sein ihrer beider Recken sechzig
bringen an den Rîn. die kômen ritterlîche: harnasch unt gewant, des brâhten vil die
bringen an den Rhein; die kamen ritterlich: Harnisch und Gewand, davon brachten viel die
degene in daz Gunthers lant. Dô kom der herre Volkêr, ein küene spilman, hin ze hove
Degen in das Land Gunthers. Da kam der Herr Volker, ein kühner Spielmann, hin zu Hofe
nâch êren mit drîzec sîner man: die hêten sölch gewæte, ez möht ein künec
in ehrenvoller Weise mit dreißig seiner Mannen: die hatten solche Kleidung, sie möchte ein König
tragen. daz er zen Hiunen wolde, daz hiez er dem künege sagen. Wer der Volkêr wære,
tragen; daß er zu den Hunnen wollte, das hieß er dem Könige sagen. Wer dieser Volker wäre,
daz wil ich iuch wizzen lân. er was ein edel herre: im was ouch undertân vil der guoten
das will ich euch wissen lassen. Er war ein edler Herr; ihm war auch unterthan viel der guten
recken in Burgonden lant: durch daz er videln kunde, was er der spilman genant. Tûsent
Recken in Burgunden Land: weil er fiedeln konnte, war er der Spielmann genannt. Tausend
welte Hagene: die hête er wol bekant, unt waz in starken stürmen hete gefrümt
wählte Hagen: die hatte er wol bekannt (gekannt), und was in starken Stürmen hatte vollbracht
ir hant, unt swaz sie ie begiengen des hêt er vil gesehn: in kunde ouch ander nie-
ihre Hand, und was sie je begingen, davon hatte er viel gesehen: ihnen konnte auch anders nie-
men niwan frümekeite jehn. Die boten von den Hiunen vil sêre dâ verdrôz, wande
mand nichts als Tapferkeit nachsagen. Die Boten von den Hunnen gar sehr da verdroß, denn
ir vorht zir herren diu was harte grôz: si gerten tägelîche urloubes von dan.
ihre Furcht vor ihren Herren die war sehr groß: sie strebten täglich nach Urlaub von dannen.
des engunde (in) niht Hagene: daz was durch liste getân. Er sprach zuo sîme herren:
Das gönnte (ihnen) nicht Hagen; das war aus Klugheit gethan. Er sprach zu seinem Herren:
wir suln daz wol bewarn, daz wir si iht lâzen rîten, ê daz wir selbe varn dar
Wir sollen das wohl verhindern, daß wir sie etwa lassen reiten, bevor wir selber fahren dorthin
nâch in tagen sibenen, wider in ir lant: treit uns iemen argen muot, daz wirt
hinterher in Tagen sieben, wieder in ihr Land: trägt uns jemand argen Mut (Sinn), das wird
uns deste baz bekant. Sone kan ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo,
uns desto besser bekannt. So (anderseits) kann auch sich Frau Kriemhild bereiten nicht dazu,
das uns durch ir ræte iemen schaden tuo: hât aber si den willlen, ez mag ir
daß uns durch ihre Rathschläge jemand Schaden thue: hat aber sie den Willen, es mag ihr
leide ergân, wande wir füeren hinnen manegen ûz erwelten man. Sätel unde
zum Unheil ausfallen, denn wir führen dorthin manchen auserwählten Mann. Sättel und
schilde unt ander ir gewant, daz si füeren solden in Ezelen lant, daz was nu
Schilde und anders (dazu) ihr Gewand, das sie führen sollten in Etzels Land, das war nun
gar bereitet vil manegem küenem man: die Ezelen videlaere hiez man dô ze hove
wohl bereitet gar manchem kühnem Mann: die Etzels Fiedler hieß man da zu Hofe
gân. Dô si die Fürsten sâhen, dô sprach Gêrnôt: der künec wil nu lei(sten) — — — —
gehn. Da sie die Fürsten sahen, da sprach Gernot: Der König will nun lei(sten) — — — —

wir mvzen an die vart. ez walde gvter sinne: d' sich alle zite bewart. Nv
lat wch vnbuiden. sprch do Hagene niht. nine rede darvmbe: swie halt iv
geschiht. ich rat iv an den triwen. welt ir wch wol bewarn. so svlt ir zv̊
den Hvnen. vil gewærliche varn. Sit ir niht welt erwinden. so besen
det iw man. die besten die ir vinden. od' ind' mvget han. so wel ich vz in al
len. tvsent ritt' gvt. sone chan vns niht gewerren. d' argen Chriemh mvt.
Des wil ich gerne volgen. sprach d' kunic zehant. do hiez er boten riten. wi
ten in sin lant. do brahte man d' helde. driv tvsent vn̄ mer. si wanden niht
erwerben also gremelichiv ser. Si riten willechliche. in Gunthers lant.
man hiez in gebn allen. rosse vn̄ ovch gewant. die mit in varn wolden.
zv̊ den Hvnen dan. d' kunic in gvtem willen. d' vil manigen gewan. Do
hiez von Tronege Hagene. Danchwart den brv̊d' sin. ir beid' rechen sehzich.
bringen an den Rin. die chomen ritterliche. harnasch vn̄ gewant. des brah
ten vil die degene. in daz Gunthers lant. Do chom d' herre Volker: ein
kvne spileman. hinze hove nach eren. mit drizech siner man. die heten
solch gewæte. ez mohte ein kunic tragen. daz er zen Hvnin wolde. daz hiez
er dem chvnige sagen. Wer d' Volker wære. daz wil ich wizzen lan. er
was ein edel herre. im was ovch vnd'tan. vil d' gv̊ten rechen. in Burgon
den lant. durch daz er videln kunde. was er d' spileman genant. Tvsent
welt Hagene. die het er wol bechant. vn̄ waz in starchen stvrmen. hete
gefrvmt ir hant. vn̄ swaz si ie begiengen. des het er vil gesehn. in chonde
ovch and's niemen. niwan frvmcheite iehn. Die boten von den Hv
nen. vil sere da v'droz. wande ir vorhte ir herren. diu was harte groz.
si gerten tægeliche. vrlovbes von dan. des engunde niht Hagene. daz was
durch liste getan. Er sprch zv̊ sime herren. wir suln daz wol bewarn. daz
wir si iht lazen riten. e daz wir selbe varn. daz nach in tagen sibenen. wid'
in ir lant. treit vns ieman argen mvt. daz wirt vns deste baz bechant.
Sone chan ovch sich vro Chriemh. bereiten niht dar zv̊. daz vns durch ir
rate. iemen schaden tv̊. hat ab' si den willen. ez mag ir leide ergan. wande
wir fvren in mit. manigen vz erwelten man. Satel vn̄ schilde. vn̄
and' ir gewant. daz si fvren solden. in Ecelen lant. daz was nv gar be
reitet. vil manigem chvnem man. die Ecelen videlære. hiez man do ze
hove gan. Do si die fvrsten sahen. do sprch Gernot. d' chvnic wil nv la

Eine Seite der *Hohenems-Lassbergschen* Handschrift
(seit 1855 auf der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen), der ältesten aller
erhaltenen Nibelungenhandschriften. Stammend aus dem Anfang des XIII. Jahrh.

Nibelungenlied.

Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh.


Uns ist in alten mæren wnders vil geseit
von helden lobebærn von grozer chunheit.
von frôden hochgeziten von weinen un von klagen
von chuner recken strite muget ir nu wunder hôren sagen
Ez wuhs in Burgonden ein schône magedin.
Daz in allen landen niht schôners mohte sin.
Chriemhilt was si geheizzen unde was ein schône wip.
Darumbe muisen degene vil verliesen den lip.

Der Anfang des Nibelungenliedes in der *Hohenems-Münchener Handschrift*,
seit 1810 aufbewahrt in der K. Bibliothek zu München.

Erklärung und wörtliche Übersetzung.

Uns ist in alten mæren vonders vil geseit,
Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt,
von helden lobebærn, von grozzer chuonheit,
von Helden lobenswerten, von großer Kühnheit,
von frœuden hochgeziten, von weinen unn von klagen
von Freuden Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
von chuoner recken strite muget ir nu wunder hœren sagen
von kühner Recken Streite möget ihr nun Wunder hören sagen.

Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedin
Es wuchs in Burgonden eine schöne Jungfrau
daz in allen landen niht schœners mohte sin.
daß in allen Landen nicht Schöneres mochte sein.
Chriemhilt was si geheyzen unde was ein schœne wip
Chriemhild war sie geheißen und war ein schönes Weib
darumbe muosen degene vil verliesen den lip.
darum (um derentwillen) müssen Degen viel verlieren den Leib.

er rotes Haar, und sein Atem ist eine verzehrende Zornflamme, die des Gegners Rüstung erglühen läßt. In seiner Jugend kämpft er mit dem streitlustigen Riesen Ecke, mit dem Zwergkönig Laurin und wiederholt mit Drachen. Von Ermenrich (den die Sage an Odoakers Stelle setzt) aus seinem Reiche vertrieben, flieht er zu den Hunnen und streitet mit Etzels Hilfe in der **Rabenschlacht** (historisch: der Schlacht bei Ravenna zwischen Theodorich und Odoaker, 493). In dieser Schlacht werden Etzels Söhne von dem Recken Wittich erschlagen; Frau Helche, ihre Mutter, flucht dem Gotenkönige, welchem sie ihre Kinder anvertraut hatte, aber sie läßt sich versöhnen, als sie erfährt, wie er um die beiden Jünglinge getrauert, und daß sein eigener jüngster Bruder zugleich mit ihnen gefallen. Nach dieser Schlacht läßt die Sage Dietrich noch zwölf Jahre an Etzels Hofe verweilen; erst nach dem Untergange der Nibelungen kehrt er in sein Reich zurück. Endlich führt die Sage den Bernerfürsten noch vor im Kampfe mit Sigfrid. Im **Rosengarten zu Worms** kämpfen die beiden Helden und ihre Mannen wider einander. Dietrich und seine Amelungen siegen über die Nibelungen.

§ 46. Die Gedichte des lombardischen Sagenkreises, zu denen auch König Rother (vgl. § 34) gehört, bekunden einen wesentlichen Einfluß der Kreuzzüge und des durch sie erschlossenen Morgenlandes. Abenteuerliche und märchenhafte Züge sind in die Erzählung verwebt und die Vorgänge spielen sich im Oriente ab. So hört der junge Lombardenkönig **Ortnit** von der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur in Syrien, der alle bisherigen Werber enthauptet hat. Mit Hilfe seines Vaters, des Zwergkönigs Elberich, führt er die Braut heim, die nach der Taufe als Sidrat ihm angetraut wird. Ortnit fällt im Kampf mit Lindwürmern. Seine Witwe heiratet **Wolfdietrich**, König zu Konstantinopel, dessen Geschicke, wie die seines Vaters **Hugdietrich**, reich an Abenteuern sind. Wolfdietrich endet als Büßer in einem Kloster.

§ 47. An die Küste der Nordsee führt uns der normannisch-sächsische Sagenkreis, welcher durch ein einziges Dichterwerk, unser zweites großes Nationalepos, vertreten wird. Es ist das

Lied von Gudrun.

Im Anfange des XII. Jahrhunderts bereits bekannt, wurde es um 1210 von einem bedeutenden Dichter (vermutlich einem bayrischen Volkssänger, den die Wanderlust aus seiner süddeutschen Heimat bis an die See trieb) neugeschaffen. Nur in einer einzigen Handschrift ist es uns erhalten, welche Kaiser Maximilian I (1493—1519) anfertigen und auf dem Schlosse Ambras in Tirol aufbewahren ließ, von wo sie später nach Wien gebracht worden ist.

§ 48. Das **Gudrunlied** bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Nibelungenliede. Während im Nibelungenlied ein großes edles Geschlecht zu Grunde geht durch den Rachedrang eines Weibes, werden hier zwei mächtige Geschlechter durch blutigen Streit zum Frieden und zur Aussöhnung geführt, wozu Gudruns Hochherzigkeit in jeder Weise beiträgt. Stößt uns Kriemhildens Treue durch ihre Entartung und Verzerrung zurück, so macht in Gudrun diese edelste Frauentugend in ihrer unerschütterlichen Ausdauer und Selbstverleugnung einen ungetrübt er-

hebenden und erfreuenden Eindruck. Dem Gudrunliede gebührt deshalb vielmehr als dem Nibelungenepos die Bezeichnung eines „Hohenliedes der Treue".

§ 49. Dem eigentlichen Gudrunliede sind zwei Dichtungen voraufgeschickt:

I. Hagen von Irland (Abenteuer I—IV).

Dem Eingang des Nibelungenliedes nachgebildet hebt das erste Abenteuer an:

Ez wuohs in Irlande eîn rîcher künic hêr;
geheizen was er Sigebant, sîn vater der hiez Gêr:
sîn muoter diu hiez Uote und was ein küniginne.
durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ir minne.

Es wuchs in Irlanden ein reicher König hehr,
er war geheißen Sigebant, sein Vater der hieß Ger;
Seine Mutter die hieß Ute, der Preis der Königinnen;
ob ihrer hohen Tugend geziemte wohl dem Herrscher ihre Minne.

(Die Gudrunstrophe unterscheidet sich von der Nibelungenstrophe durch den klingenden (weiblichen) Reim der dritten und vierten Langzeile und dadurch, daß die zweite Hälfte der letzten Zeile (meist) fünf Hebungen hat.)

Hagen, der Sohn des Königs Sigebant von Irland, wird als siebenjähriges Kind während eines großen Festes von einem Greifen entführt und wächst unter der Obhut von drei Königstöchtern, seinen Leidensgefährtinnen, zum Jüngling heran. Eines Tages gelangt er in den Besitz von Waffen, lernt sie rasch gebrauchen, erschlägt seinen Räuber nebst dessen Jungen und rettet so sich selbst und die drei Jungfrauen, von denen er nach glücklicher Heimkehr die schönste, Hilde von Indien, heiratet.

II. Hildens Entführung (Abenteuer V—VIII).

Als Hagens Tochter, auch Hilde genannt, zur Jungfrau erblüht, will er sie keinem Freier geben, der nicht stärker ist als er selbst. Deshalb versucht König Hetel von Hegelingen (Friesland?) die schöne Maid mit List zu gewinnen. Er entsendet einige ihm verwandte und lehnspflichtige Helden, den Dänenfürsten Frute, den sangeskundigen Horant von Dänemark, den greisen, weißbärtigen Recken Wate von Stürmen in einem prächtigen Schiffe nach Irland. Dort geben sie sich für Kaufleute aus, welche König Hetel vertrieben habe, und finden willige Aufnahme. Horants süße Weisen entzücken den grimmen Hagen und seinen ganzen Hof; vor allem aber berücken und gewinnen sie das Herz der Königstochter, die sich von den Boten entführen läßt. Hagen setzt ihnen nach; es kommt zu einer blutigen Schlacht am Waliser Strand, in welcher die beiden Gegner verwundet werden. Zuletzt aber versöhnen sie sich mit einander, worauf das Paar festlich vermählt wird.

III. 1. Gudruns Entführung (Abenteuer IX—XIX).

Hetel und Hilde haben zwei Kinder: einen Sohn Ortwin und eine Tochter Gudrun, welche ihre Mutter an Schönheit noch übertrifft. Auch sie ist vielumworben, auch von ihr will der Vater sich nicht trennen. Sigfrid von Morland und Hartmut von Normannenland werden abgewiesen, ebenso auch Herwig von Seeland. Alle sinnen auf eine gewaltsame Erreichung ihres Zieles. Herwig

Erklärungstafel zur Gudrunhandschrift.

Ambraser Handschrift. (Mit Auflösung der Abkürzungen.)	Textrevision von Karl Bartsch.	Übertragen ins Neuhochdeutsche von K. Simrock.
Ditz puech iſt von Chautrun	— — — — — — — — —	(Dies Buch ist von Gudrun.)
1. Es wuochs in Eyerlanndt.	Es wuohs in Îrlande	Es wuchs in Irlanden
ein reicher kunig her.	ein rîcher künic hêr;	ein reicher König hehr,
— — — — — — — —	geheizen was er Sigebant,	er war geheißen Sigeband,
gehayſſen was Er Ger.	sîn vater der hiez Gêr.	sein Vater der hieß Ger;
ſein Muoter die hieſs Vote.	sîn muoter diu hiez Uote	seine Mutter die hieß Ute,
vnd was ein küniginne	und was ein küniginne.	der Preis der Königinnen;
durch Ir hehe tugende	durch ir hôhe tugende	ob ihrer hohen Tugend
so gezam dem reichen wol Ir mynne.	sô gezam dem rîchen wol ir minne.	geziemte wohl dem Reichen ihre Minne.
2. Ger dem reichen künige	Gêre dem rîchen künige,	Gere dem reichen Könige,
das iſt wol erkannt.	daz ist wol erkant,	das ist wohl bekannt,
dienten vil der Burge.	dienden vil der bürge;	dienten viel der Burgen
Er hette Siben Fürſten Lanndt.	er het siben fürsten lant.	in sieben Fürsten Land:
darynne het Er Recken.	dar inne het er recken	darinnen hatt' er Recken
Viertauſent oder [oder] mere.	vier tûsent oder mêre,	viertausend oder mehre,
damit Er täglichen	dâ mite er tegelîchen	damit er alle Tage
mochte erwerben baide guot vnd ere.	mohte erwerben beide guot und êre.	mocht' erwerben beides Gut und Ehre
3. Dem Jungen Sigebande	Dem jungen Sigebande	Sigband den jungen
man gen hofe gepot.	man gên hove gebôt,	man an den Hof entbot,
da Er solte lernnen	dâ er solde lernen,	wo er lernen sollte,
ob Im des wurde not.	ob im des wurde nôt,	das würd' ihm künftig Not,
mit dem Sper reiten.	mit dem sper rîten,	mit dem Speere reiten,
ſchirmen vnd ſchieſſen.	schirmen unde schiezen,	schirmen und schießen:
ſo Er zu den veinden käme	so er zuo den vînden kæme	käm' er zu den Feinden,
daz ers deſter bas möchte genieſſen.	daz er's diu baz möhte geniezen.	so würd' ihm Frommen einst daraus entsprießen.
4. Er wuochs vntz an die ſtunde.	Er wuohs unz an die stunde,	Er war nun so erwachsen,
daz Er waffen trug	daz er wâfen truoc,	daß er die Waffen trug
in heldes achte er kunde	in heldes ahte er kunde	recht in Heldenweise;
alles des genuog.	alles des genuoc,	da übt' er auch genug,
des In ſolten preyſen	des in solden prîsen	was ihm Ehre mochte
mann vnd magen.	man unde mâge.	vor Mann und Freund erwerben.

 Gudrun, älteste und einzig erhaltene (Ambraser) Handschrift. (XVI. Jahrh.)


Dits puech ist von Chautrun

Es wuchs in Eyerlanndt. ein reicher kunig her- gehayssen was Er Ger- sein Muter die hiess Vte. vnd was ein kuniginne. durch Jr hohe tugende so gezam dem reichen wol Jr myne. Der dem reichen kunige das ist wol erkannt. dienten vil der Burge. Er hette Siben fürsten Lanndt. dar- ynne hett Er Recken Viertausent oder oder mere. damit Er täglichen moch- te erwerben baide güt vnd ere. Den Jungen Sigebande man gen hofe ge- pot. da Er solte lernen ob Jm des wurde not. mit dem Sper reiten. schirmen vnd schiessen. so Er zu den vemden kame daz ers dester bas moch- te geniessen. Er wuchs vntz an die stunde daz Er waffen trug. in heldes achte erkunde alles des genug. des Jn solten preysen mann vnd mayn.

Anfang des Liedes von *Gudrun.*
Faksimile der auf Kaiser Maximilians I Veranlassung um 1517 gemachten Abschrift, früher in Schloss Ambras (Tirol), seit 1806 im Belvedere zu Wien aufbewahrt.

kehrt zuerst mit dreitausend Mannen zurück und gewinnt sofort durch seinen Heldenmut das Herz seiner Erkorenen. Ja, sie tritt zwischen ihn und den Vater: als beide miteinander kämpfen, stiftet sie Frieden und wird dem kühnen Werber verlobt — nach Jahresfrist soll er sie heimführen. Die Kunde davon reizt Sigfrids Zorn, er überfällt den glücklichen Nebenbuhler, dem Hetel — auf Gudruns Bitte — zu Hilfe eilt. Während nun so das Hegelingenland unbeschützt ist, wird Gudrun von dem dritten Freier Hartmut nebst ihrer Gespielin Hildburg und noch einundsechzig andern Jungfrauen entführt. Als Hetel und Herwig das erfahren, bieten sie Sigfrid einen ehrenvollen Frieden und machen sich mit ihm vereint zur Verfolgung des Räubers auf. Auf dem Wülpensand, einer Insel an der Scheldemündung, kommt es zu einer fürchterlichen Schlacht. Hartmuts Vater, Ludwig, erschlägt Hetel, und die Hegelinge unterliegen, nachdem sie einen ganzen Tag heldenmütig gekämpft haben. Unter dem Schutze der Nacht gelingt es den Normannen, ihre Schiffe zu erreichen und mit ihrer Beute zu entfliehen. Als der Tag heraufdämmert, erklärt Wate, die Übriggebliebenen seien zu gering an Zahl, um den Räubern nachzusetzen, man müsse warten, bis ein neues Geschlecht von Hegelingen herangewachsen sei.

III. 2. Gudruns Gefangenschaft (Abenteuer XX—XXVII).

Dreizehn Jahre bleibt nun Gudrun in Hartmuts Gefangenschaft, der sie anfangs milde behandelt, da er dadurch ihre Liebe zu gewinnen hofft. Da ihm das aber nicht gelingt, gibt er dem Drängen seiner Mutter Gerlind nach und überläßt sie ihrem harten Regiment. Böse Tage beginnen nun für die Königstochter. Sie muß schmachvolle Magddienste thun, den Ofen heizen und barfuß am Strande die Wäsche reinigen. Aber auch diese grausame Behandlung erreicht nicht mehr als Hartmuts Güte: fest und unerschüttert bleibt Gudruns treues Herz. Da naht endlich die Erlösung. Aus Knaben sind Männer geworden im Hegelingenlande; ein Heer wird gerüstet zum Befreiungskriege wider die Normannen. Als eines Tages in Schnee und Eis Gudrun und Hildburg am Meeresstrand die Wäsche besorgen, naht ihnen ein wunderbarer weissagender Vogel und verkündet die gute Botschaft von der herannahenden Flotte. Am folgenden Tage werden sie von Herwig und Ortwin begrüßt, die als Kundschafter an das Land gekommen sind. Als sie sie erkannt, möchte Herwig seine Braut sogleich mit sich hinwegführen, aber ihr Bruder erklärt sich entschieden dagegen — er wolle sie dem Feinde nicht wegstehlen, mit Waffengewalt müsse sie zurückerobert werden. Mit dem Versprechen, sie vor Anbruch des nächsten Tages aus Hartmuts Burg abzuholen, stoßen die Männer in die See. Gudrun wirft freudig und zürnend zugleich die Wäsche in die Flut, und als Gerlind voller Wut darüber sie mit Ruten schlagen lassen will, erklärt sie sich für Hartmuts Braut, weist aber seine Umarmung zurück. Da wird sie herrlich gekleidet und darf mit ihren bisher abgesonderten Genossinnen den Abend glücklich verleben, welcher der letzte in ihrem Gefängnis sein sollte.

III. 3. Gudruns Befreiung (Abenteuer XXVIII—XXXII).

Als der Morgenstern des nächsten Tages aufgeht, leuchtet das Gefild vor der Burg von Waffen, und die Hegelinge stürmen heran zur Befreiung ihrer

Königstochter. Der alte König Ludwig wird von Herwig erschlagen, Gerlind von Wate getötet, Hartmut aber, der noch in letzter Stunde Gudrun vor seiner Mutter Mordabsichten geschützt, mit achtzig seiner Ritter gefangen genommen und auf Gudruns Fürsprache begnadigt. Heimgekehrt ins Hegelingenland gibt es eine vierfache Hochzeit: Ortrun, Hartmuts Schwester, die Gudrun in dem jahrelangen Elend stets eine treue Freundin gewesen, wird mit Ortwin, Hartmut, auf Gudruns Anregung, mit ihrer Freundin Hildburg an demselben Tage vermählt, an welchem Gudrun und Herwig den langersehnten Ehebund schließen. Sigfrid von Morland führt Herwigs Schwester heim. — Leid und Trauer wandeln sich in Freude, der Völkerstreit und Hader in Frieden und brüderliches Bündnis zu Schutz und Trutz.

§ 50. Dreihundert Jahre nach Kaiser Maximilians Tode wieder ans Licht gezogen, ist das Gudrunlied seitdem wiederholt von Simrock, Bacmeister, Klee, Weitbrecht u. a. in unser heutiges Deutsch metrisch übertragen worden. In trefflicher Prosa hat Gotthold Klee die beiden großen Volksepen, wie auch die übrigen deutschen Heldensagen musterhaft wiedererzählt.

§ 51. An den Höfen blühte das **Kunstepos**. Als den Begründer dieser höfischen Dichtung sieht man Heinrich von Veldeke (vgl. § 36) an. Er wurde indes bald von andern Sängern überflügelt. Das aber hatten auch die hervorragendsten unter ihnen mit ihm gemein, daß sie die heimatliche Sage geringschätzten und aus französischen Quellen schöpften. Seltsame und fremdartige Abenteuer sind in ihren Werken gehäuft, oft unterbrochen durch moralische Betrachtungen und Erörterungen. Drei Dichter bezeichnen den Höhepunkt des Kunstepos: 1) Wolfram von Eschenbach; 2) Gottfried von Straßburg; 3) Hartmann von Aue.

Wolfram von Eschenbach.

§ 52. Der größte Dichter des deutschen Mittelalters, **Wolfram von Eschenbach**, war ein Bayer. Seinen Namen führte er von dem südöstlich von Ansbach gelegenen Städtchen (Ober)-Eschenbach in Mittelfranken. Dort ist er vielleicht auch geboren. In dem benachbarten Wildenberg (heute: Wehlenberg) hatte er Haus und Hof zu Lehen, was ihn jedoch nur sehr kümmerlich ernährte. Sein Geburtsjahr fällt in die Zeit Kaiser Rotbarts, spätestens zwischen 1170 und 1175. Er genoß die gewöhnliche ritterliche Erziehung der Zeit und konnte weder lesen noch schreiben. Im höfischen Umgange hatte er die französische Sprache soweit gelernt, daß er darin gedichtete Werke, die er sich vorlesen ließ, leidlich verstand. Auch hatte er sich durch sein ungewöhnlich gutes Gedächtnis einen Schatz von Kenntnissen aller Art erworben. Er gehörte dem Ritterstande an und führte ein Wappen. Doch der Name „von Eschenbach" diente wahrscheinlich nur zur Bezeichnung seines Dienstverhältnisses, in welchem er zu den Grafen von Wertheim stand, welchen Eschenbach gehörte. „Wer Ritterschaft will üben," sagt er einmal, „der muß der Lande viel durchstreichen" — das that er auch durch ganz Deutschland. Nachdem seine erste Geliebte ihm untreu geworden, fand er eine treffliche Frau, mit welcher er in glücklicher Ehe auf seinem Gütchen lebte und nach der er sich schmerzlich sehnte, wenn er zeitweise auf der Wartburg

verweilte. Dorthin hatte der musenfreundliche Landgraf Hermann von Thüringen (1195—1210) ihn berufen, der stets einen Kreis edler deutscher Sänger um sich versammelt hielt. Dort traf er u. a. mit Walther von der Vogelweide zusammen. Nach des Landgrafen Hermanns Tode lebte Wolfram dauernd in seiner Heimat, starb dort vermutlich um 1220 und wurde im Frauenmünster zu Eschenbach begraben. König Maximilian II von Bayern hat ihm 1860 in Obereschenbach ein würdiges Standbild der Frauenkirche gegenüber errichten lassen.

§ 53. Im „**Parzival**,“ dem ältesten und bedeutendsten von Wolframs Gedichten, sind zwei Sagenkreise mit einander vereinigt:

1) die Sage von **König Artus**;

2) die Sage vom **heiligen Gral**.

Teils in Britannien, teils in Nordspanien und Südfrankreich entstanden, wurden diese Sagen von französischen Dichtern zu größeren Dichtungen ausgestaltet, aus welchen dann unsere höfischen Dichter insgesamt schöpften.

§ 54. König **Artus** war der letzte Held des von den Römern zuerst besiegten und auf kleinen Besitz zurückgedrängten, einst in Britannien allein herrschenden Keltenstammes im Kampfe gegen die Angelsachsen. Durch große Tapferkeit war es ihm gelungen, die Unabhängigkeit seines Volkes zu behaupten, und deshalb lebte er auch nach seinem Heldentode in der Volksphantasie fort. Man glaubte, er sei nicht gestorben, sondern er werde einst wiederkehren und die Nation zum Siege führen. Allmählich erblaßte aber die Heldengestalt, und es wurde aus ihr ein ritterlicher Fürst, umgeben von vielen tausend ritterlichen Helden, die große Thaten verrichteten im Dienste der Frauen. Der Artushof war der Sitz aller ritterlichen Tüchtigkeit. Aus den großen Scharen, die dort zusammen strömten, hatte nun König Artus einen engeren Kreis von zwölf Rittern auserwählt, welche die Tafelrunde bildeten, so benannt nach der Tafel, welche rund war, damit keiner der Helden sich in seinem Platze irgendwie vor den andern zurückgesetzt fühlen könne. Dieser Tafelrunde anzugehören war die höchste Ehre eines Ritters. Die Artusritter zogen allein oder in Gemeinschaft auf Abenteuer aus, um die Unterdrückten, namentlich die Frauen, zu beschützen, Riesen, Ungeheuer ꝛc. zu bekämpfen, verzauberte Paläste zu erobern u. dgl. Diese Abenteuer bilden den Inhalt zahlreicher Artusromane.

§ 55. Nach alter Sage ist der **heilige Gral** eine weite, sich stufenweise vertiefende Schale (von dem altfranzösischen Wort greal, das Schüssel, Gefäß bedeutet), aus welcher der Heiland in der Nacht, da er verraten ward, seinen Jüngern das Brot des Lebens reichte, und in welcher am Karfreitag Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten auffing, welches aus seiner Seite floß. Seitdem besaß diese Schale Kräfte des ewigen Lebens, welche ohne irdische Nahrung den, der sie gläubig anschaute, vor dem Tode schützten. Engel hielten diesen Schatz schwebend in der Luft, bis Titurel, ein französischer Königssohn, auf dem Berge Monsalvatsch (Berg des Heiles) eine Burg erbaute, wo er von geistlichen Rittern, den Gralrittern, fortan bewahrt wurde. Nicht Stand noch Geschlecht eröffnete den Zutritt zu diesem geistlichen Ritterorden („Templeisen“ = Tempelherren), sondern nur starke Männlichkeit und Tapferkeit, Treue gegen Gott und die Frauen, Selbstverleugnung und Demut. Um die Gralburg breitete

sich ein dichter, weiter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern aus, durch welchen niemand hindurchdringen konnte, der nicht gerufen war; anderseits erschloß sich aber das Geheimnis des Grals keinem, der nicht danach fragte. Wer es thut, braucht für das Irdische nicht mehr zu sorgen, der Gral spendet Speise und Trank. In diesen Ritterbund aufgenommen zu werden, ist das Höchste, was ein Mensch auf Erden erreichen kann, denn es ist die Vorstufe zum Königtum des Grals. Zu dieser allerhöchsten Würde voll überirdischer Seligkeit ist Parzival, der Held des Wolframschen Epos bestimmt.

§ 56. **Parzival,** der Sohn Gahmurets von Anjou, wird vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters geboren. Seine Mutter Herzeloide zieht mit ihm in die Waldeinsamkeit, um ihn vor aller Kunde der Ritterschaft zu bewahren, die seinen Vater in den Tod geführt hat. Aber kaum ist er zum Jüngling erwachsen, da erweckt in ihm eine zufällige Begegnung mit Rittern, die ihm von König Artus erzählen, den vom Vater ererbten Geist, und es drängt ihn unwiderstehlich, zu Artus zu reiten, um von ihm zum Ritter geschlagen zu werden. Herzeloide gibt seinem Drängen endlich nach, steckt ihn aber in Narrenkleider, da sie hofft, er werde — von den Spöttern geneckt und gerauft — bald zu ihr zurückkehren. Mit mancherlei guten Lehren läßt sie ihn endlich ziehen. Aber sein Scheiden bricht ihr das Herz — als er ihren Augen entschwunden, fällt sie zur Erde und ist tot. — Unterdes ist der Jüngling nach manchen Abenteuern nach Nantes an König Artus' Hof gelangt, wo er durch seinen seltsamen Aufzug allgemeines Aufsehen erregt. Doch weiß er bald durch seine Tapferkeit sich Achtung zu verschaffen und wird nach Ither, dem roten Ritter, den er im Zweikampf erschlagen und dessen Rüstung er angelegt, hinfort selbst der „rote Ritter" genannt. Der greise Fürst Gurnemanz lehrt ihn, was für einen höfischen Mann in allen Lebenslagen sich schickt, und rät ihm u. a., nicht stets die Mutter im Munde zu führen und unnützes Fragen zu meiden. Der Thorenkleider und des Thorenwesens ledig reitet er hinaus in die Welt und gelangt nach der Stadt Pelrapeire, deren Königin Kondwiramur er aus bedrängter Lage befreit und darauf heiratet. Aber die Sehnsucht nach der Heimat und nach der Mutter, deren Tod ihm unbekannt geblieben, treibt ihn bald wieder hinweg. Ins Blaue hinausreitend gelangt er an die Gralburg, wo er gastfreundlich empfangen und kostbar bewirtet wird. Sein unerkannter Oheim, König Anfortas, der ihm den Ehrenplatz neben sich anweist, ist ein siecher Mann, aber eingedenk der Warnung seines Lehrmeisters Gurnemanz hat Parzival keine Frage des Mitgefühls; ebenso wenig fragt er den König, was all das andre Wunderbare und Herrliche bedeute, das er in der geheimnisvollen Burg zu Gesichte bekommt. Auch die blutende Lanze, welche hereingetragen wird und lautes Schluchzen und Weinen der Anwesenden veranlaßt, entlockt ihm ebenso wenig eine Frage, als das kostbare Schwert, welches ihm Anfortas mit einem Hinweis auf seine schwere Verwundung schenkt. Die mißverstandenen Lehren höfischer Zucht und Sitte schließen dem so warmfühlenden Ritter den Mund. Er ahnt nicht, daß die zu seinem Heil unerläßliche Frage nach der Bestimmung des Grals den Anfortas geheilt und ihm selbst das Gralkönigtum verschafft haben würde. So scheidet er schmachvoll von der Burg. Und eben als er in die Tafelrunde des König Artus

aufgenommen und so den höchsten Ehrengrad des weltlichen Rittertums erstiegen, da erscheint ihm Kundrie, die Botin des Grals und hält ihm in herben Worten sein Unrecht vor. Alle blicken traurig auf ihn, der, ausgestoßen und der Welt zum Spott geworden, die Tafelrunde verläßt und mit Gott und den Menschen zerfallen, trübselig hinwegreitet, um aufs neue den Gral zu suchen.

Während Gawan als weltlicher Ritter Abenteuer auf Abenteuer besteht und glänzende Heldenthaten vollbringt, irrt Parzival fünf Jahre lang ruhe- und friedlos in der Welt umher. Da, an einem Karfreitag, begegnet er einem kleinen Pilgerzug, dessen Führer, ein greiser Ritter, ihn auf die Bedeutung des Tages in ernsten Worten hinweist und dadurch zur Einkehr in sich selbst führt. Gerne folgt er nun dem Rate des Greises, einen frommen Mann, den Einsiedler Trevrezent zu weiterer Belehrung aufzusuchen. In ihm lernt er seinen Oheim kennen, erfährt die Wunder des Grals und den Tod seiner Mutter. Aber mehr und besser als das: er lernt wieder an Gottes Güte und Erbarmen glauben und sich demütig unter Gottes Fügung beugen. So mit Gott versöhnt und von Sünden freigesprochen, verläßt er seinen Oheim als ein verwandelter Mensch. Gott zu dienen ist jetzt das Ziel aller seiner Wege. Indem er bald danach Gawan im Kampfe überwindet, siegt das von christlichem Geist erfüllte Rittertum symbolisch über das in weltlicher Lust und Ehrbegier aufgehende. Danach besteht er einen schweren Kampf mit dem Führer einer Heidenschar, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt — durch sein Gottvertrauen besiegt er auch ihn. Endlich gelangt er zu einer solchen geistigen Reinigung, daß er durch die Botin des Grals für würdig erklärt wird, Herr des Grals zu werden. Als König zieht er in die Gralburg ein, erlöst durch die einst versäumte Frage und durch ein gläubiges Gebet vor dem Gral den alten Anfortas von seinen Leiden und vereinigt sich mit Kondwiramur und seinen beiden, ihm inzwischen geborenen Söhnen, von denen der ältere, **Lohengrin,** einst sein Nachfolger im Gralkönigtum werden soll. Feirefiz bekehrt sich zum Christentum und heiratet Kondwiramurs Schwester.

§ 57. Den Kern dieses großen, 25000 Verse umfassenden Meisterwerkes der mittelhochdeutschen Litteratur hat neuerdings in sehr geschickter Weise Gotthold Bötticher herausgeschält und in unser heutiges Deutsch übertragen, während er das dazwischen Liegende, Nebensächliche in Prosa kurz erzählt.

Gottfried von Straßburg.

§ 58. Man weiß von diesem Dichter, den seine Schüler und Nachfolger „**Von Straßburg Meister Gotfrit**“ nennen, noch weniger als von Wolfram von Eschenbach; doch ist es wohl unzweifelhaft, daß er bürgerlichen Standes und vielseitig gebildet gewesen und um die Wende des XII. und XIII. Jahrhunderts gelebt und gedichtet hat. Vor 1220 ist er jedenfalls gestorben.

§ 59. Den Stoff seines großen Gedichts „**Tristan und Isolt,**“ welches er unvollendet zurückgelassen, hat Gottfried von Straßburg aus einer französischen Quelle geschöpft. In der Hineinmischung französischer Ausdrücke geht er so weit, daß er sogar sein Vaterland stets „Almanje“ (Allemagne) nennt. Seine Sprache ist leicht und anmutig, zuweilen sinnbestrickend und berauschend. Wenn er sich dadurch von Wolframs ernster, feierlicher, oft dunkler Rede unterscheidet, so

thut er es noch mehr in seiner ganzen Lebensanschauung. Das elegante, aller höheren Ziele bare Weltleben, das er glänzend vorzuführen versteht, ist ihm das höchste Ideal; in glühenden Farben feiert er die durch kein höheres Sittengesetz beschränkte Liebe, die zu Betrug und Unsittlichkeit aller Art führt.

§ 60. **Tristan**, der Sohn des Königs Riwalin von Parmenien und der schönen Blanscheflur, wird nach dem frühen Tode seiner Eltern zuerst von dem treuen Marschall Rual wie ein eigenes Kind erzogen. In seinem vierzehnten Lebensjahre kommt er an den Hof seines Oheims Marke, des Königs von Curnewal, wo er zum Mann heranwächst, zum Ritter gemacht wird und glänzende Heldenthaten vollbringt. Im Auftrag seines schon alternden Oheims geht er nach Irland, um für denselben die Hand der schönen Isolt zu erbitten, die den Jüngling einst geliebt, jetzt aber haßt, da sie erfahren, daß er einen ihrer Verwandten im Zweikampf erschlagen habe. Widerwillig folgt sie ihm auf Befehl des Landesherren. Unterweges aber wandelt sich ihr Haß in unwiderstehliche Liebe. Durch einen verhängnisvollen Zufall trinken nämlich Isolt und Tristan von einem Minnetrank, den Isolts Mutter für ihre Tochter und Marke bestimmt hatte und der sie nun unlösbar aneinander fesselt. Der oft vergeblich gewarnte gutmütige König Marke glaubt lange an ihre Unschuld; als ihm endlich die Augen aufgehen, weiß sich Tristan seiner Rache durch die Flucht zu entziehen. In der Fremde lernt er eine andere Isolt kennen, Isolt Weißhand, die Tochter des Fürsten von Arundel, zu der er sich wider Willen hingezogen fühlt. Nach langem inneren Kampfe ist er nahe daran, der alten Neigung untreu zu werden, ja er sucht sich zu überreden, daß die blonde Isolt in Irland ihn nicht mehr liebe. Mit Klagen Tristans über sich und die Geliebte bricht das Gedicht jäh ab. — Simrock, der das Epos in unser Deutsch übertragen und weiter gedichtet hat, läßt Tristan und die weißhändige Isolt eine tief unglückliche Ehe führen und führt schließlich den Tod Tristans und der irländischen Isolt durch die Rache der beleidigten und verschmähten Gattin herbei.

Hartmann von Aue.

§ 61. **Hartmann von Aue** (Ouwe) war um 1170 in Schwaben geboren. Er selbst bezeichnet sich als einen Dienstmann der Herren von Aue. Er besuchte als Knabe eine Klosterschule, verstand Französisch und Latein, so daß er sich selbst „gelêret“ nennen durfte. 1197 nahm er an dem vierten Kreuzzuge teil und starb vermutlich zwischen 1210 und 1220. Seinen Zeitgenossen galt er als der „echteste Meister adliger Hofdichtung“ — besonders rühmte man an ihm „diu mâze,“ die Tugend der Mäßigung. Seine Darstellung ist klar und gefällig, seine Verse fließen anmutig und rein dahin, seine Stoffe entstammen französischen und lateinischen Quellen.

§ 62. Zwei seiner Gedichte gehören dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde an:

1) **Erec**, ein wackerer Ritter, vergißt über seinem jungen ehelichen Glücke alle Pflichten seines Standes und versinkt in weiche, thatenlose Unmännlichkeit. Endlich durch Frau Enite, seine Gemahlin, selbst aus diesem Hinbrüten erweckt, zieht er zornig auf Abenteuer aus, nötigt sie aus Mißtrauen, mit ihm zu ziehen,

spricht aber nie ein Wort mit ihr oder mit sonst jemand. Durch die That beweist er, daß er Heldenkraft besitzt, findet auch die Demut und Treue seiner Frau vollbewährt, bittet und erlangt ihre Vergebung und ist nun erst wahrhaft glücklich in der Verbindung mit ihr.

2) **Iwein**, ein Ritter an Artus' Hofe, verwundet im Walde von Brezilian den Herrn eines dort gelegenen Zauberbrunnens auf den Tod, heiratet dessen Gemahlin, die Königin Laudine, verläßt sie aber bald darauf, um sich nicht, wie Erec einst, zu „verliegen“. Am Hofe des Königs Artus vergeht ihm unter Turnieren und ritterlichen Thaten die Zeit so schnell, daß er über den festgesetzten Termin ausbleibt — da erscheint plötzlich vor König Artus eine Botin Laudinens und verkündet im Namen ihrer Herrin, daß Iwein als ein Treuloser ihre Huld verloren habe. Darüber verfällt er in Wahnsinn, irrt im Walde umher, wird geheilt und vollbringt aufs neue große Thaten. Ein Löwe, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm beigestanden, ist auf seinen Irrfahrten sein unzertrennlicher Gefährte, weshalb er seitdem der „Ritter mit dem Löwen“ genannt wird. Endlich gelangt er wieder in das Land seines Weibes und wird durch die Vermittlung ihrer Dienerin, die er aus Todesgefahr befreit, von Laudinen wieder liebevoll aufgenommen und mit ihr völlig ausgesöhnt. (Ins Neuhochdeutsche übertragen von Graf Wolf Baudissin.)

§ 63. Das Gediegenste und Anmutigste, was Hartmann gedichtet, ist der **„Arme Heinrich“**. Darin erzählt er, wie ein Vorfahr seines Lehensherren, Herr Heinrich von Aue, von der Miselsucht (Aussatz) befallen wird. Nachdem er bei vielen Ärzten vergeblich Heilung gesucht, erfährt er von einem Meister in Salerno, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn dahingebe. Als die Tochter seines Pächters das hört, erbietet sie sich, das Opfer für ihren Herrn zu bringen und zieht mit ihm gen Salerno. Aber im entscheidenden Augenblick gehen ihm die Augen über seine Selbstsucht auf, die ihn getrieben, das Anerbieten des Mägdleins anzunehmen; er erkennt, wie thöricht es sei, sich eigenmächtig von einem Leiden befreien zu wollen, das Gott über ihn verhängt hat, und verhindert den Tod seiner jungen Freundin. Nun er sich aber selbst überwunden hat und innerlich gereinigt ist, macht Gott ihn auch leiblich rein, worauf er die treue Jungfrau, der er sein Leben verdankt, heiratet.

Außer Simrocks wortgetreuer Übersetzung besitzen wir eine freie Bearbeitung dieses Gedichts von Chamisso.

§ 64. Unter den Jüngern und Nachfolgern der vorerwähnten drei Meister sind zwei hervorzuheben, die sich an Gottfried von Straßburgs Darstellungsweise anschlossen, ohne doch für seine leichtfertigen Grundsätze einzutreten: Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg.

§ 65. **Rudolf von Ems**, der seinen Namen von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg (vgl. § 43) führte, war Dienstmann des Grafen von Montfort und einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Er starb in Italien, wohin er im Gefolg Konrads IV gezogen war, um 1254. Unter seinen Werken ist zu erwähnen: **„Der gute Gerhard“**, die Geschichte eines reichen Kaufmanns in Köln, der einst auf einer Reise seinen ganzen Handelsgewinn dahingegeben, um eine Schar englischer Ritter und eine norwegische Königstochter

aus der Sklaverei loszukaufen, und der weiterhin aus Edelmut und Anspruchslosigkeit auf Minneglück und hohe Ehren, sogar auf die Königskrone verzichtet hatte und als einfacher Kaufmann in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Nur mit Widerstreben erzählte er das alles dem Kaiser Otto I, der durch einen Engel angewiesen war, von ihm demütiges und ruhmloses Wohlthun zu lernen.

§ 66. **Konrad von Würzburg**, ein fahrender Sänger von bürgerlicher Herkunft, kam auf seinen Wanderzügen nach Basel, wo er ein eigenes Hauswesen gründete und 1287 starb. Er war ein gelehrter, sprachenkundiger Mann, gewandt im Versbau, aber oft etwas breit und redselig. Unter seinen kleineren Erzählungen ist die anmutigste die Sage von **„Otto mit dem Bart"**. Kaiser Otto (Otto d. Gr.) schwur mit Vorliebe bei seinem schönen roten Bart. So schwur er einst bei einem Feste in Bamberg dem Ritter Heinrich von Kempten, der den kaiserlichen Truchseß erschlagen, blutige Rache. Heinrich nötigt darauf den Kaiser, indem er ihn bei dem Bart packt und zu Boden wirft, den Eid zurückzunehmen. Otto schenkt ihm das Leben, verbannt ihn aber für immer aus seinem Angesichte. Nach Jahren befreit der Ritter den Kaiser aus Todesgefahr, wird von ihm begnadigt und nie mehr von seiner Seite gelassen.

Der Minnesang.

§ 67. Die ritterliche Lyrik, die zuerst unter den hohenstaufischen Kaisern zu erblühen begann, wird allgemein **„Minnesang"** genannt, weil ihr Hauptgegenstand die Minne (Denken an die Geliebte, Liebe) war. Zu Ehren und im Dienste der Frauen erklangen vornehmlich die Lieder der höfischen Sänger, von Liebesleid und -Lust erzählten sie und meist im Anschluß an das Leben der Natur, insonderheit an ihr Aufblühen im Frühling („sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit") und an ihr Verwelken im Herbste. Das Lob der Frauen gipfelt in dem Preise der Jungfrau Maria, welcher zahlreiche Lieder gewidmet sind. Die edelsten und ernstesten unter den Minnesängern huldigen aber auch den tieferen Gedanken des christlichen Glaubens in ihren Kreuzliedern und Sprüchen, und singen im Dienste Gottes ihre Lieder. Endlich verherrlichten viele, die als fahrende Sänger von Hof zu Hof zogen, ihre fürstlichen Gönner, von denen sie Herberge und Zehrung erhielten.

§ 68. Die vorherrschende Form der höfischen Lyrik war das **Liet**, worunter man ein aus drei Teilen bestehendes „Gesätze", d. h. eine dreiteilige Strophe verstand. Jede Strophe hob mit zwei gleichartigen Teilen an, „Stollen" genannt (d. h. die beiden aufrechtstehenden Balken eines Bauwerkes, auf denen ein dritter ruht, der ihnen eine feste Verbindung gibt). Diese bildeten den „Aufgesang". Die Strophe tönte aus in einem dritten, meist längeren Teil, dem „Abgesang." Anschaulich wird diese Form durch folgendes Lied Walthers von der Vogelweide:

(Erster Stollen.)
Wer gab dir, Minne, die Gewalt,
daß du so gar gewaltig bist?

(Zweiter Stollen.)
Du zwingest beides, jung und alt;
dawider frommt nicht Kunst noch List.

(Abgesang.)
Doch lob' ich Gott, da doch dein Band
mich fesseln soll, daß ich das rechte Ziel erkannt,
dem man mit Ehren Dienste weiht!
Da will ich immer werben: Gnade, Herrin Minne!
Laß mich dir leben meine Zeit.

Was wir jetzt ein Lied nennen, setzt sich natürlich aus mehreren Liet, d. h. Strophen, zusammen.

§ 69. Ein Lied, das nur aus einer selbständigen und zwar zweiteiligen Strophe bestand, hieß ein Spruch. Der Inhalt eines solchen war meist religiöser oder politischer Art. Die Sprüche wurden gesagt, nicht gesungen wie das Lied.

§ 70. Eine andre Form der damaligen Lyrik sind die Leiche, Gedichte größeren Umfanges, die aus mehreren zweiteiligen Strophen bestanden und sich in mannigfaltigeren Reimverschlingungen, als das Lied bewegten. Sie hatten meist einen ernsten, häufig einen religiösen Inhalt und wurden gesungen.

§ 71. Über 130 Sängernamen — darunter Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen — sind in mehreren Handschriften, von denen die **Pariser** die umfangreichste und bedeutendste ist, uns aufbewahrt. Der hervorragendste lyrische Dichter ist

Walther von der Vogelweide.

§ 72. In Tirol (nach anderen in Österreich) zwischen 1160 und 1170 geboren, entstammte **Walther von der Vogelweide** einem niederen und unbemittelten Adelsgeschlechte. In Österreich lernte er „singen und sagen“, d. h. dichten und ließ seine jugendfrischen Minnelieder ertönen. An Herzog Friedrich dem Katholischen hatte er einen treuen Beschützer gefunden. Als derselbe 1198 in Palästina starb, ging der Dichter von Wien nach Mainz zur Krönung Philipps von Schwaben, den er bereits in jubelnden Versen gefeiert hatte. Von da an haben seine Lieder einen politischen Charakter. Wie er für Philipp von Schwaben gesungen, sang er nach dessen Ermordung für Otto IV, Philipps Gegenkönig und dann für Friedrich II. Aber durch den Wechsel dieser Parteinahme dringt doch immer seine Vaterlandsliebe durch, und den Preis des deutschen Landes kündet er begeistert vor allen andern, die er durchwandert. Denn als fahrender Sänger ist er bis ins Ungarland gekommen; von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Trave hat er die Menschen studiert. Zwischen diesen Wanderfahrten weilte er am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen in Eisenach und auf der Wartburg. In manchem Liede preist er des Landgrafen Milde und Gastfreiheit, aber niemals sinkt er zu gemeiner Schmeichelei und Herrendienerei herab; gegen Fürsten und Kaiser tritt er, wo es not thut, ebenso freimütig auf, wie gegen den Papst und die Priesterherrschaft. Bis ins Alter hatte er ein unstätes Leben geführt, erst als sein Haar bereits ergraute, fand seine Sehnsucht nach einem dauernden Heimwesen Erfüllung: der Hohenstaufe Friedrich II belohnte des Dichters große Verdienste um Kaiser und Reich mit einem Lehen. Es war ein bescheidenes Gut in der Nähe von Würzburg; da rief er jubelnd aus:

„Ich hab' mein Lehen, all die Welt! Ich hab' mein Lehen!“

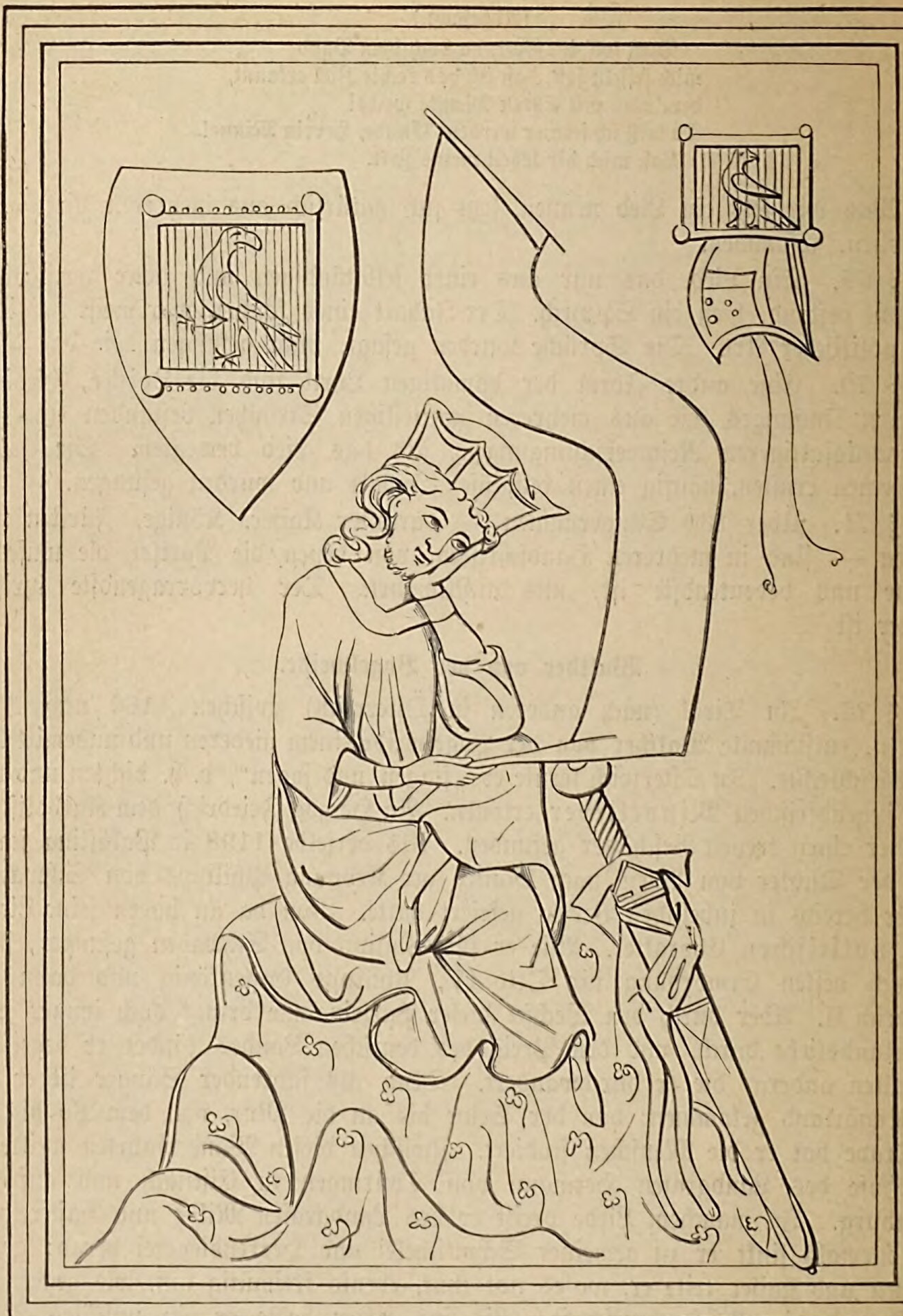


Abb. 6. Herr Walther von der Vogelweide. Nach der Pariser Handschrift.

Dort verlebte er in stiller Abgeschiedenheit die nächsten Jahre. Ob er den Kreuzzug Friedrichs II mitgemacht, ist ungewiß; aber in einem schwungvollen Kreuzliede hat er jedenfalls seiner Begeisterung dafür einen beredten Ausdruck gegeben. Immer mehr wandte sich seine Seele und seine Muse den ewigen Dingen

zu, die er freilich nie ganz aus den Augen verloren hatte. Sonst weiß man nichts von seinen letzten Lebensjahren noch von seinem Tode (1230?). Aber sicher ist es, daß Walther in dem Grashofe des Neuen Münsters zu Würzburg seine letzte Ruhestätte fand. Eine Grabschrift im Kreuzgange gibt davon noch heute Kunde.

Walthers Bild, wie es in der **Pariser Handschrift** enthalten und nebenstehend nachgebildet ist, zeigt ihn in seiner Jugendkraft. Da sitzt er, eine Herrenmütze mit hohem zackigen Pelzbräm auf den kurzen blonden Locken auf einem blumigen Steine, sinnend ein Bein über das andre geschlagen, den Ellbogen darauf gestützt, die Wange in die linke Hand geschmiegt, während er in der Rechten den Anfang der über sein Haupt emporschwebenden Schriftrolle hält. — Übersetzt sind Walthers Dichtungen von Simrock; nachgedichtet von Adalbert Schroeter.

§ 73. Schon zu Walthers Lebzeiten traten bei vielen seiner Sangesgenossen neben den Vorzügen manche Schattenseiten des Minnesanges hervor: neben tiefem Gefühl eine krankhafte, seufzerreiche Empfindsamkeit, neben echter Herzensglut eine erkünstelte Manieriertheit und lächerliche Wortspielerei. Ein charakteristisches Beispiel dieser Entartung bietet der **„Frauendienst“** (1255), in welchem der steierische Ritter **Ulrich von Lichtenstein** mit seltener Offenheit und großer Geschwätzigkeit seine Liebesthorheiten und die wunderlichen Abenteuer seines dreiunddreißigjährigen Minne- und Ritterlebens — von zahlreichen Liebesliedern und Liebesbriefen unterbrochen — erzählt.

§ 74. Nur selten sind seitdem Nachklänge edlerer Art, und auch diese haben meist nur geringen poetischen Wert. Dazu gehören die Lieder des berühmten **Heinrich von Meißen** (1250—1318), der so unermüdlich das Lob der Frauen sang, daß er dadurch allein den Namen **„Frauenlob“**, unter dem er zumeist bekannt ist, verdient hatte. Besonders aber ward ihm derselbe beigelegt, weil er die Behauptung aufstellte, daß das Wort „Frau“, welches bei den alten Minnesängern Herrin, Herzensgebieterin bedeutete, edler sei als „Weib“, wofür einst Walther von der Vogelweide eingetreten war. Heinrich Frauenlob stellt zugleich den Übergang vom höfischen Minnesang zum bürgerlichen Meistersange in sich dar, wie er auch in Mainz die erste Meistersängerschule gegründet haben soll.

§ 75. Die Sprüche der Minnesänger, insonderheit Walthers von der Vogelweide, hatten durchweg einen lehrhaften Charakter. Noch ausgesprochener und ausgedehnter trat derselbe hervor in einer Reihe von Dichtungen, welche darauf ausgingen, der Entartung des Rittertums und des Minnedienstes durch Aufstellung eines höheren — bald echt christlichen, bald mehr antik gehaltenen — Lebensideales entgegenzutreten. So gibt in dem **„Winsbecke“** (1290) ein Vater seinem Sohne, in der **„Winsbeckin“** eine Mutter ihrer Tochter Lehren der Weisheit. — Ein friaulischer Edelmann, **Thomasin von Zircläre** leitet in seinem 15000 Verse langen Lehrgedichte: „der **„Welsche Gast“** (um 1216) alle Tugenden von der staete, d. h. Beharrlichkeit, alle Laster und Sünden von der unstaetekeit, d. i. Veränderlichkeit ab und beleuchtet seine Lehren durch allerlei hineinverwebte Mären, Erzählungen und Fabeln.

§ 76. Das bedeutendste und zugleich volkstümlichste Lehrgedicht der mittelhochdeutschen Zeit ist die **„Bescheidenheit“** des **Freidank** (um 1229). Freidank

3*

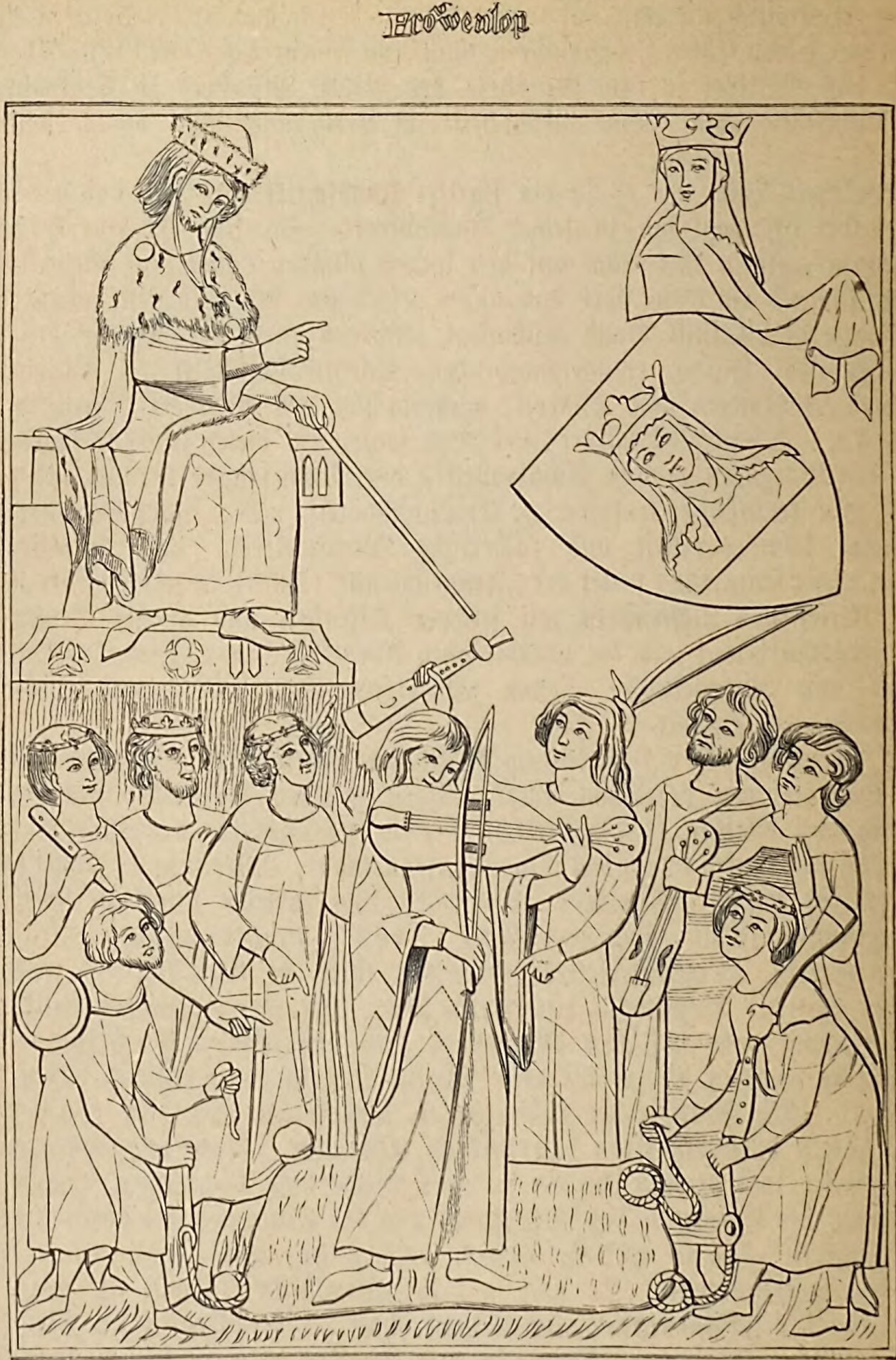


Abb. 7. Herr Heinrich Frauenlob. Nach der Pariser Handschrift.

(Freidenker?) war ein Fahrender, vermutlich aus Schwaben, der mit dem Kreuzheer Friedrichs II nach dem heiligen Lande zog. Sein Werk nannte er „Bescheidenheit“, worunter die damalige Sprache die rechte Lebensweisheit verstand. In freimütiger Weise wird darin Papst wie Kaiser, Hohen wie Niedrigen ein

Spiegel vorgehalten; Gottesfurcht wird gelehrt, den Lastern (Trunksucht) und den Mißbräuchen (Ablaß) gewehrt. An der Spitze steht das mahnende Wort:

Wer da für diese kurze Zeit
die Freude gibt der Ewigkeit,
der hat sich selber sehr betrogen
und zimmert auf den Regenbogen.

§ 77. Die Prosa wird in dieser Periode vornehmlich durch die **deutsche Predigt** vertreten, welche einerseits durch die Kreuzzüge, anderseits durch die Predigerorden sich mächtig Bahn brach. Ein hervorragender Redner war der Franziskaner **Berthold von Regensburg** († 1272), der vor vielen Tausenden, meist im Freien, seine durchaus volkstümlichen Predigten hielt, von denen uns viele aufbehalten sind.

Verfall der Dichtkunst des Mittelalters.

(1300—1517.)

§ 78. Schon im XIII. Jahrhundert hatte der Verfall der deutschen Dichtkunst begonnen. Die beiden folgenden Jahrhunderte vollendeten denselben. Im Reiche herrschte Unfriede. Kaiser und Fürsten kümmerten sich nicht um Kunst und Poesie, sondern dachten nur an die Vergrößerung ihrer Hausmacht. Der niedere Adel sank zum Raubrittertum herab: die Enkel der höfischen Sänger wurden zu Wegelagerern, die auf der Landstraße den Kaufleuten auflauerten und sie ausplünderten. Nicht besser war die Geistlichkeit. Zuchtlosigkeit ging bei den Dienern der Kirche mit Unwissenheit Hand in Hand. Schon zu Ende des XIII. Jahrhunderts konnten weder der Abt noch die Mönche des einst so wissenschaftlich tüchtigen Klosters von St. Gallen ihre Namen schreiben. Wohl nahm die Gelehrsamkeit an den neugegründeten Universitäten und damit die Prosa einen bedeutenden Aufschwung, aber der Poesie war auch sie nicht förderlich. Die Poesie fand nur noch eine Pflege im Volke, namentlich bei den Handwerkern, die sie freilich etwas handwerksmäßig betrieben. Auch das Drama, das in dieser Periode von der Geistlichkeit an die Handwerker gelangte, konnte sich über die Lehrhaftigkeit, Gedankendürftigkeit und Empfindungsarmut des Meistergesanges nicht erheben. Die einzige echte Poesie blühte im Volkslied.

§ 79. Auf dem Gebiete des epischen Volksgesanges erging man sich in Wiederholungen und Neubearbeitungen einzelner Episoden der Heldensage und erschöpfte diese bis zur Ermüdung. Gesammelt erschienen diese Dichtungen in dem um 1472 entstandenen **„Heldenbuch“**, welches nach einem der beiden Schreiber gewöhnlich das Heldenbuch **Kaspars von der Roen** genannt wird.

§ 80. Dem Schlusse dieses Zeitraums gehört ein gereimter allegorischer Roman an, der seine Berühmtheit nur seinem Verfasser, dem kunstsinnigen Kaiser Maximilian (1493—1519) verdankt. Im Jahre 1517 erschien derselbe unter dem Titel **„Teuerdank“** (d. h. der seine Gedanken auf Teures richtet) in pracht-

Wie der Küen Edel Held Tewrdanck an einem streyff vil der veindt vmbbracht.



Abb. 8. Genaue Nachbildung eines Holzschnittes aus dem Teuerdank.

voller Ausstattung mit eigens dazu gegossenen Lettern und großen geschnörkelten Initialen auf Pergament gedruckt und mit zahlreichen Holzschnitten aus Dürers Schule illustriert. In diesem matten und dürren Reimwerk erzählt der Kaiser (von der nachhelfenden und ausführenden Hand seines Geheimschreibers Melchior Pfinzing unterstützt) Teuerdanks, d. h. seine eigene Brautwerbung um die schöne Jungfrau Ehrenreich, d. h. Maria von Burgund, in deren Besitz er erst nach Überstehung vieler gefährlicher Abenteuer und nach Besiegung seiner Feinde Fürwittig, Unfallo und Neidelhart gelangen konnte.

Der Meistergesang.

§ 81. Das poetische Erbe der Ritter ging im XIV. Jahrhundert in die Hände der Bürger über; aus dem Minnesang wurde der Meistergesang. Derselbe wurde in Genossenschaften oder Zünften gepflegt, zu welchen die ehrsamen Handwerker der Städte sich freiwillig verbanden, um die Sing- und Dichtkunst zur gemeinsamen Erbauung und Belehrung „Gott und der Welt gefällig zu betreiben." Als den ersten Sammelplatz einer solchen Sängergilde betrachteten die Meistersänger die Stadt Mainz und als den Stifter derselben Heinrich Frauenlob (vgl. § 74). Diese Gilden hatten eine zunftmäßige Organisation und strenge Satzungen. Nach der Tabulatur, d. h. einer Sammlung von poetischen Vorschriften, wurde der Gesang schulgerecht bei einem anerkannten Meister erlernt. Nach beendeter Lehrzeit wurde der Schüler einer Prüfung vor der feierlich versammelten Genossenschaft unterworfen und, wenn er dieselbe gut bestanden, als „Schulfreund" erklärt. Dieser wurde ein Meister, sobald er einen meisterlichen Ton erfunden hatte. Die Bezeichnungen der verschiedenen Töne oder Weisen (deren es am Ende des XVI. Jahrhunderts in Nürnberg 222 gab) waren ganz absonderlich; so gab es eine Schwarztintenweise, eine abgeschiedene Vielfraßweise, eine Hageblütweise rc. Übrigens nannten die Mitglieder dieser Genossenschaften sich selber niemals Meistersänger, sondern stets nur anspruchslos Liebhaber des deutschen Meistergesanges.

Am Sonntag, nachmittags nach dem Gottesdienste, fanden die Hauptversammlungen in der Kirche statt. August Hagen hat in seinem Roman „Norica" eine solche Sonntagssingschule beschrieben, welcher Kaiser Maximilian beiwohnte. Da heißt es:

„Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. — — Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorn im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Ta-

bulatur, und im Inhalt, gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten, begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. (Außer den „Merkern" gehörten zu dem Gemerke noch: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter) und der Kronmeister, der die Preise verteilte). — — Als der Kaiser erschien, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und von dem Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!" Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redewendungen. Auf dem Gemerke las einer der Meister in der Bibel nach, der andre zählte an den Fingern die Silben ab, und der dritte schrieb auf, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte man, daß der Sprecher hier und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn, den Singestuhl zu verlassen. „Der Meister hat versungen", raunte mir ein Nachbar zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß derselbe ein „Laster" begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung (Undeutlichkeit), Klebsilbe (willkürliche Zusammenziehung), Milben (des Reimes wegen abgebrochene Wörter) 2c. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singstuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen; ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er, gemäß der Apokalypse, den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel Ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor den Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank Ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Ältesten und um die vier Tiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. — Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michel Behaim und hatte mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung hatte er sich in der Singekunst geübt und verglich sich mit Recht mit einem Bergmann, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Fachschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. — — — Als Michel Behaim sein Gedicht „Von zwo Jungfrauen" vorgetragen hatte, da verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck und hing mit einem langen Glückwunsch ihm den Davidsgewinner (eine silberne Kette mit

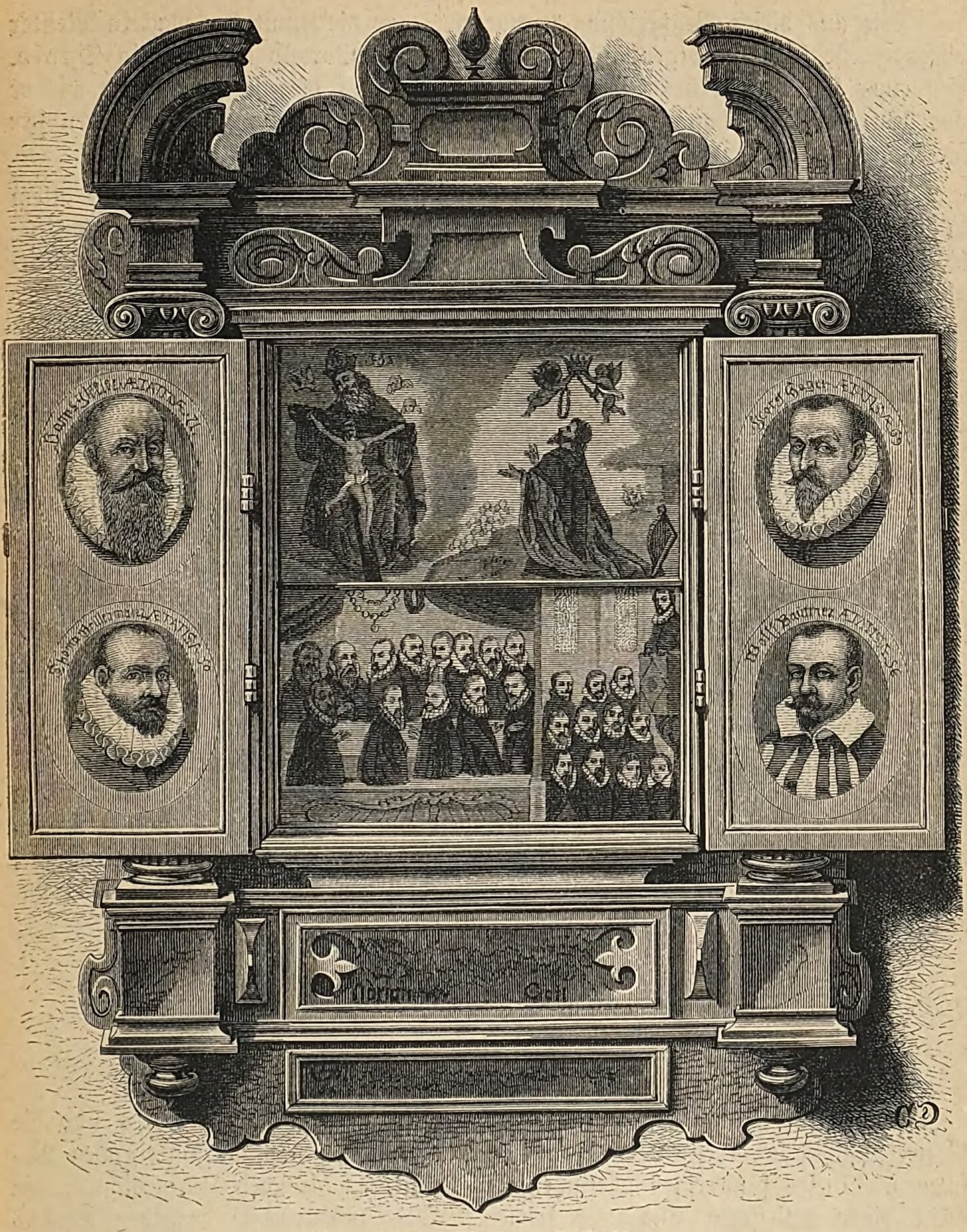


Abb. 9. Lade der Nürnberger Meistersänger.

dem Bilde des Königs David) um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit einem schönen Kranze aus seidenen Blumen, der ihm gar wohl stand. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. — Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken.“

Wie aus dieser Beschreibung hervorgeht, war die Kunst der wackern Meister vorzugsweise heiligen Gegenständen gewidmet. Ihr Vorbild war König David. Auf einer Lade der Nürnberger Schule (S. 41) war derselbe dargestellt, wie er vor dem am Kreuz hangenden Heilande kniect und gewissermaßen um Segen für die hinter ihm stehende Harfe bittet.

Der Meistergesang wurde fast in allen deutschen Städten gepflegt, vor allem in Nürnberg, und hat sich in seinen letzten, allerdings kümmerlichen Ausläufern bis in unser Jahrhundert erhalten. Im Jahre 1839 übergaben die letzten Mitglieder der Sängergilde zu Ulm dem dortigen Liederkranz ihre so lange treubewahrten Schätze (Tabulatur, Fahne rc.).

§ 82. Dichterisch viel bedeutender als der Meistersang ist das **Volkslied**, das, seit den ältesten Zeiten unsrer Litteratur neben der kunstmäßigen Dichtung stets im Schatten erblühend, erst im XIV. und XV. Jahrhundert zur eigentlichen Entfaltung kam. Im Gegensatz zum Meistergesange ist das Volkslied frisch und natürlich, lebenswahr und gesund, ungesucht und ungekünstelt. Von kaum einem Volksliede weiß man, wer es gedichtet und wo es zuerst erklungen. Es geht von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Stets wird es gesungen, niemals vorgetragen: Text und Melodie sind untrennbar. Sein Inhalt ist äußerst mannigfaltig. Es singt von Liebessehnsucht und Liebeshoffnung, von Scheidens Weh und Wiedersehen, vom Wettstreit zwischen Sommer und Winter, von Reiter- und Jägerlust. Zahlreich sind die Trinklieder: Weingrüße und Weinsegen; nicht weniger häufig die historischen Volkslieder: so auf die berühmte Schlacht von Sempach (1386), der Türkenschrei (1453), der sächsische Prinzenraub (1455), der Sieg der Eidgenossen bei Murten (1476). Einen volksmäßigen Ton schlagen auch die Rätsel- und Lügengedichte (Traugemundslied — Schlaraffenland) an. Ebenso die Priameln, Spruchgedichte, die aus einer Reihe von Vordersätzen bestanden, denen ganz unerwartet ein auf sie alle treffender Nachsatz folgte, z. B.

Wer einen Raben will baden weiß
und darauf legt seinen ganzen Fleiß,
und an der Sonne Schnee will dörren
und allen Wind in einen Kasten sperren
und Unglück will tragen feil
und Narren binden an ein Seil
und einen Kahlen will beschern —
der thut auch unnütz Arbeit gern.

§ 83. Die Gebrechen der Zeit, namentlich die Roheit des Adels und die Verweltlichung der Geistlichkeit, weckten das Verlangen nach durchgreifenden Reformen. Dieses fand einen poetischen Ausdruck in zahlreichen Lehrgedichten, die meist einen satirischen Charakter trugen. Das bedeutendste derselben ist das **Narrenschiff von Sebastian Brant** (geb. 1458 zu Straßburg, † 1521 als Stadtschreiber daselbst). Es erschien 1494 mit zahlreichen Holzschnitten, zu denen Brant selbst die Zeichnungen gefertigt hatte. Aus der Fülle der Narren hat der Dichter über hundert gewählt, die er in sein Narrenschiff steigen läßt, um mit ihnen nach Narragonien zu fahren. An die Spitze stellt er sich selbst als Büchernarren; dann folgt eine lange Reihe menschlicher Thorheiten und Verkehrtheiten, an einzelnen Vertretern vorgeführt. Auch Fürsten und Bischöfen

Den vordanz hat man mir gelan
dan ich on nutz vil bücher han,
die ich nit lis und nit verstan.



Abb. 10. Holzschnitt und Randleisten aus der ersten Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Basel 1494.)

sagt er da freimütig die Wahrheit. — Ein Freund Brants, der berühmte Straßburger Prediger **Geiler von Kaisersberg** (1445—1510) hielt 110 Predigten in deutscher Sprache über sein bis ins XVII. Jahrhundert immer wieder neugedrucktes Gedicht, das lange ein Lieblingsbuch unseres Volkes blieb.

§ 84. Obgleich schon im Volksleben unserer heidnischen Vorfahren sich Ansätze zum **Drama** finden, kam dasselbe doch erst zur Entfaltung durch die von der Geistlichkeit zu Weihnachten und Ostern veranstalteten Aufführungen. Des Heilands Geburt und Leiden, auch alttestamentliche Geschichten bildeten den Stoff, der durch die Legende erweitert wurde. Diese in lateinischer Sprache verfaßten geistlichen Dramen hießen bei uns **„Spiele“** und wurden in der prächtig geschmückten Kirche abgehalten. Es gab Weihnachts-, Passions- und Osterspiele. Aber bereits im XIV. Jahrhundert mischten sich in dieselben auch komische Elemente und derblustige Szenen (die drei Marien bei einem betrügerischen Marktschreier Salben kaufend, der Wettlauf des Johannes und Petrus zum Grabe Christi ꝛc.). Das veranlaßte hier und da Verbote, die „Spiele“ in der Kirche abzuhalten. Man verlegte sie deshalb auf den Marktplatz, wo eine äußerst einfach hergestellte Bühne zu ihrer Aufführung diente. Die Sprache der Stücke wurde nun auch deutsch, und Laien, oft mehrere Hunderte, führten sie auf. Das dauerte oft mehrere Tage lang: am ersten wurde z. B. das Leiden Christi bis zu seinem Tode und Begräbnis dargestellt, am zweiten seine Höllenfahrt, am dritten seine Auferstehung und sein Wandel auf Erden bis zur Himmelfahrt. Außer dem Leben des Heilandes wurden auch einzelne seiner Gleichnisse und kirchengeschichtliche Ereignisse dramatisch dargestellt. So spielten die Predigermönche und ihre Schüler im Jahre 1322 im Tiergarten von Eisenach das „Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen.“ Schernbergks „schön Spiel von Frau Jutten“ (um 1480) handelte von der Päpstin Johanna, welche 872—882 unter dem Namen Johannes VIII auf dem päpstlichen Stuhl gesessen haben soll.

§ 85. Noch im XV. Jahrhundert kam das komische Element zu einer selbständigen dramatischen Entwickelung. Neben dem religiösen entstand nun das weltliche Drama, neben der Tragödie die Komödie, oder wie sie in diesem Zeitraume genannt wurde, das **„Fastnachtsspiel“**, welches zu Fastnacht, am Tage vor Aschermittwoch, vor dem Beginn der vierzigtägigen Fasten zur Aufführung kam. Es beruhte auf Straßenumzügen der jungen Leute in abenteuerlicher Mummerei, zu denen dann allerhand Schwänke und Possen derbster, ja oft unsittlichster Art kamen. In Nürnberg, wo die Fastnachtslustbarkeiten am meisten im Schwange gingen, wurden auch die ersten deutschen Fastnachtsspiele gedichtet und aufgeführt. Im XV. Jahrhundert waren es dort namentlich zwei Bürger, die sich darin auszeichneten: **Hans Folz**, ein „Barwirer“ (Bartscherer) und **Hans Rosenblut**. Von dem letzteren ist „des Turken vastnachtsspiel“ hervorzuheben.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung.

(Von der Reformation bis auf unsere Tage.)

I. Im Reformationszeitalter.

§ 86. Eine neue Zeit war mit dem XVI. Jahrhundert angebrochen. Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, die Wiedererweckung des klassischen Altertums, die Erfindung der Buchdruckerkunst hatten einen vollständigen Umschwung der Geister und der Weltanschauung herbeigeführt. Auch auf unsere Sprache und Litteratur blieb das alles nicht ohne Wirkung. Umgestaltend und neugestaltend wirkte auf beides aber vor allem derselbe Mann, welchem die christliche Kirche deutscher Zunge die Reformation verdankt.

Martin Luther.

§. 87. Eines ehrsamen Bergmanns Sohn, wurde Luther am 10. November 1483 zu Eisleben geboren, besuchte die Schulen in Mansfeld, Magdeburg und Eisenach und bezog 1501 in seinem achtzehnten Lebensjahre die hohe Schule zu Erfurt. Von der Rechtsgelehrsamkeit ging er dort bald zur Theologie über und trat vier Jahre später als Mönch in das dortige Augustinerkloster. Im Jahre 1508 wurde er an die neugegründete kursächsische Universität Wittenberg berufen, wo er Vorlesungen über die heilige Schrift hielt und 1512 die theologische Doktorwürde erwarb. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine fünfundneunzig Sätze wider den Ablaßkram Tezels und für den ohne Verdienst der Werke allein rechtfertigenden Glauben an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg. Als dann im Jahre 1520 der Papst ihn in den Bann that, verbrannte Luther die Bannbulle vor dem Elsterthor zu Wittenberg. Nach Worms berufen, legte er 1521 vor Kaiser und Reich sein freimütiges Bekenntnis zu Christus und seinem Worte ab und weigerte den vom Papste verlangten Widerruf. Deshalb in die Acht erklärt, fand er durch Friedrich des Weisen Fürsorge auf der Wartburg einen sicheren Zufluchtsort. Als Junker Georg mit vollem Bart, im Rittergewand begann er dort um Weihnachten 1521 das große Werk der **Bibelübersetzung.** Als er im März des folgenden Jahres die Wartburg verließ, war das Neue Testament im wesentlichen fertig. Erst 1534 freilich konnte die ganze Bibel im Druck erscheinen. Mit Katharina von Bora gründete Luther 1525 sein Haus, das erste evangelische Pfarrhaus. Noch zwanzig Jahre arbeitete er rastlos an dem Ausbau des Reformationswerkes in Kirche, Schule und Haus. Am 18. Februar 1546 starb er in seiner Vaterstadt Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben.

§ 88. Während im XV. Jahrhundert das Mittelhochdeutsche immer mehr verwilderte und der Sprachgebrauch immer schwankender wurde, hatte sich in den Kanzleien der Kaiser, der Fürsten und der Städte eine Sprache ausgebildet, welche durch Ausgleichung der mundartlichen Unterschiede allmählich ein Bindeglied zwischen Norden und Süden wurde. Dieser Kanzleisprache, in welcher sich die

Des lutters gestalt mag wol verderbenn
Sein christlich gemiet wirt nymer sterben.



Abb. 11. Bildnis Luthers in seinem 38. Jahre, noch in Ordenstracht, nach einer Wiederholung des Originalstiches Lukas Cranachs vom Jahre 1521. Das Exemplar der Verlagshandlung trägt obigen Spruch als Unterschrift.

Landesmundart aber noch immer einmischte, bediente sich Luther, als er zu schreiben anfing. Er sagt davon in den „Tischreden“: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen

IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EXPRESSA, QVO REVERSUS EST EX PATHMO VVITEMBERGAM. ANNO DOMINI 1522.

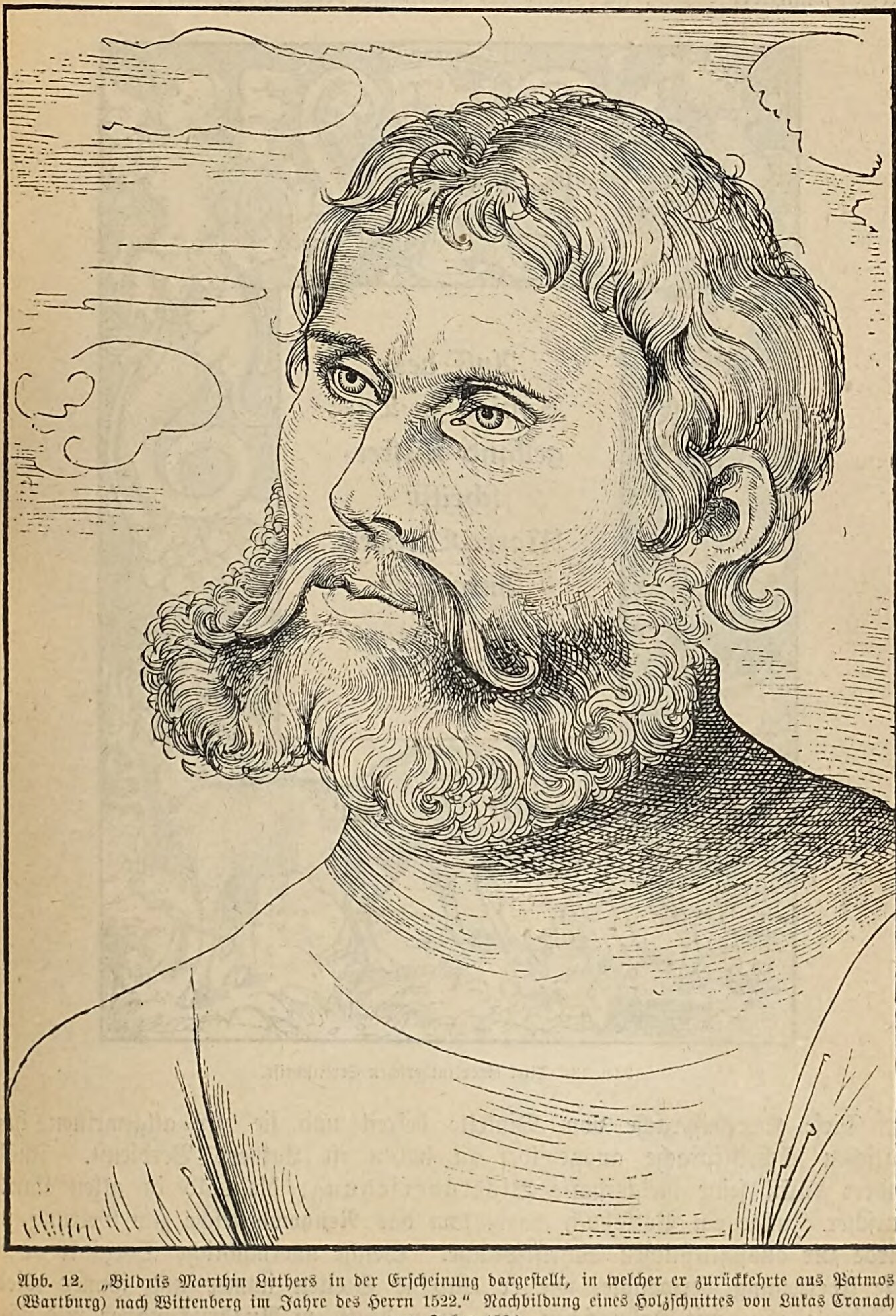


Abb. 12. „Bildnis Marthin Luthers in der Erscheinung dargestellt, in welcher er zurückkehrte aus Patmos (Wartburg) nach Wittenberg im Jahre des Herrn 1522." Nachbildung eines Holzschnittes von Lukas Cranach vom Jahre 1522.

Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen; ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsres Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache."

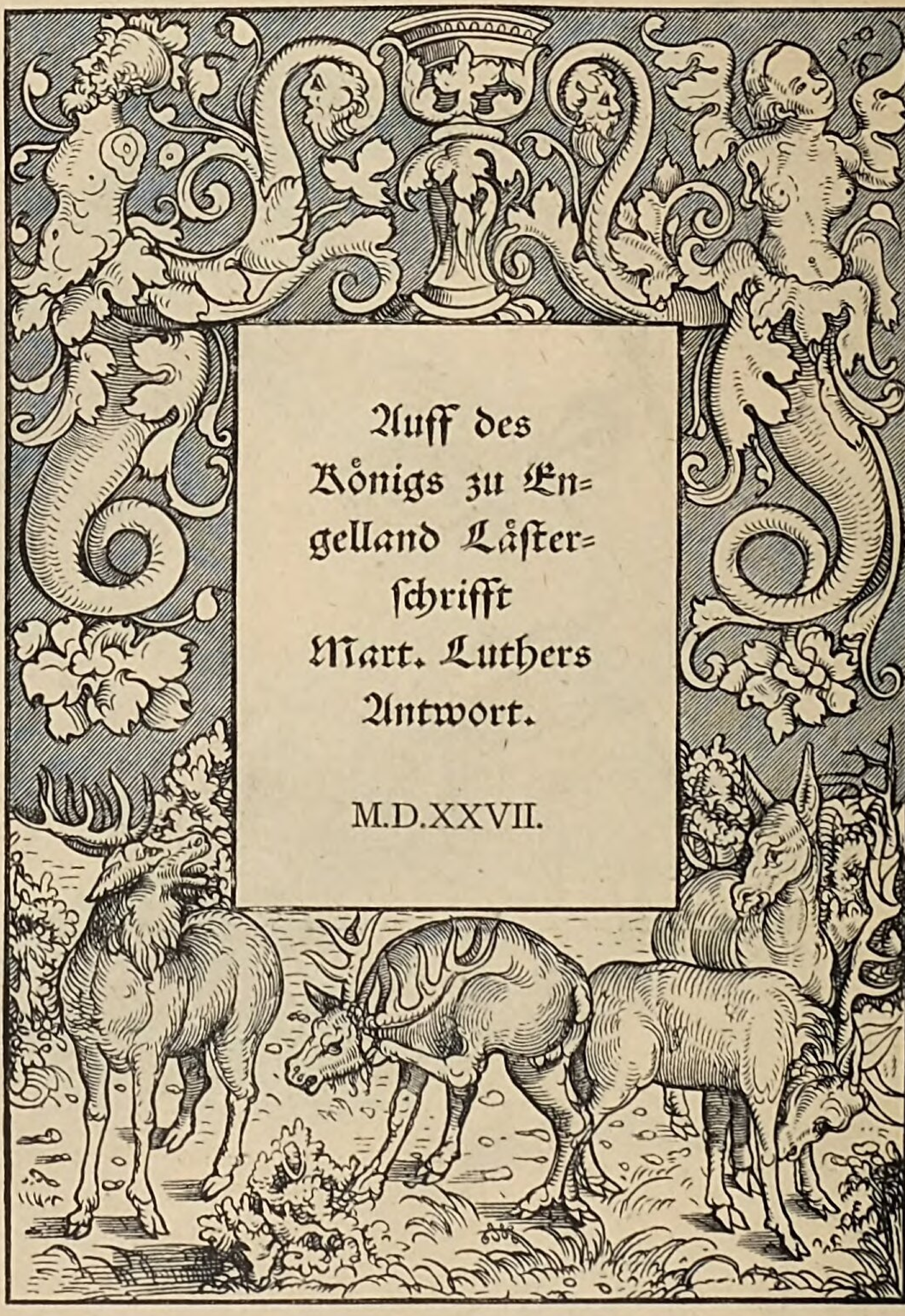


Abb. 13. Titel einer lutherschen Streitschrift.

Diese Kanzleisprache vom Dialekte befreit und sie zur allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache ausgebildet zu haben ist Luthers Verdienst. Insbesondere durch seine meisterhafte Bibelübersetzung, die bald in allen Landen deutscher Zunge ein Volksbuch ward, kam das **Neuhochdeutsche** zur Geltung und wurde zur ausschließlichen Schriftsprache. Welche unermüdliche Sorgfalt er auf diese Übersetzung verwandte, wie er einzelne Stellen immer und immer wieder veränderte, um „mit Dolmetschen dem guten deutschen Ausdruck näher und näher

Erklärungstafel zu dem Blatt aus Luthers Psalmübersetzung.

[regnum dei]
der herr hatt eyn reich
Denn [das reich ist des herrn]
[volckern]
vnd er ist eyn herr vnter den heyden
Las 2 1 [reichen] las sich
[Es] [haben] essen vnd betten an alle fetten auff erden. [Es kni] Las knie
[beugen sich] fur yhm alle die ynn den staub liegen beugen
sunt illi qui animam suam non vivificant et morientes
vnd der [hellt] seyne seele nicht [beym] leben lesst.
Eyn same wird yhm dienen
vom
[dem] herrn wird man verkundigen zu kinds kind
Sie werden komen vnd seyne gerechtickeyt predigen
dem volck das geborn ist, das ers thutt.

XXIII

Eyn psalm Dauid

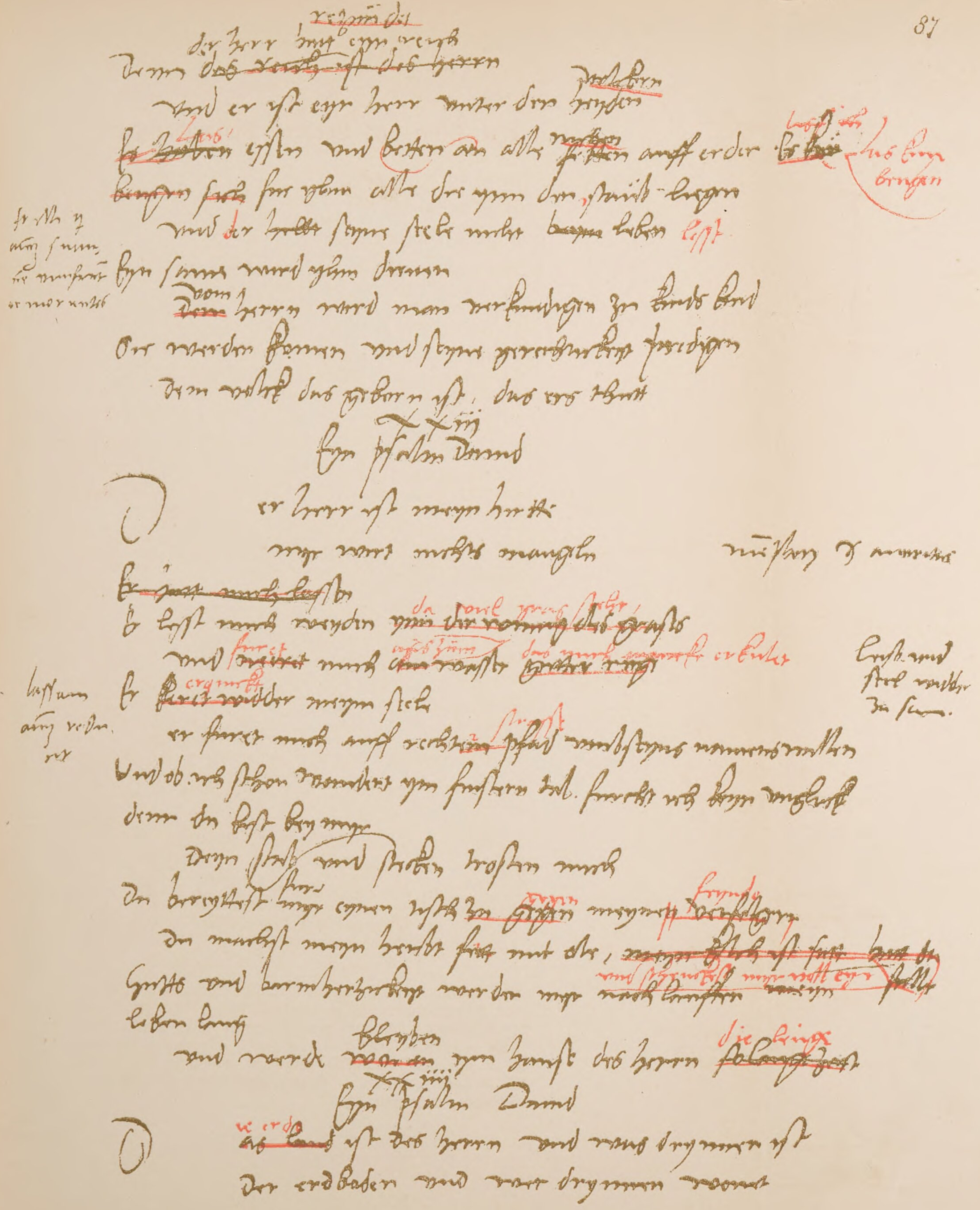
D er herr ist meyn hirtte
myr wirt nichis mangeln metaphorus (?) de auaritiis
[Er hatt mich lassen]
da viel gras steht
Er lesst mich weyden [ynn der wnung des grases] leyb vnd
furet [aus] zum das mich [erquicke] erkulet seel widder
vnd [neeret] mich [am] wasser [gutter ruge] zu sein
erquickt
lassam animam reducit
Er [keret widder] meyne seele
r strasse
er furet mich auff rechte[m pfad] vmb seyns namens willen
Vnd ob ich schon wandert ym finstern tal. furcht ich keyn vngluck
denn du bist bey myr
3 2 1
Deyn stab vnd stecken trosten mich
fur gegen feynde
Du bereyttest myr eynen tisch [zu gegen] meyne[n verfolgern]
du machst meyn heubt fett mit ole, [meyn kelch ist satt hatt die
vnd schenckest myr voll eyn fulle
Gutts vnd barmherzickeyt werden myr nach lauffen meyn
leben lang
bleyben die lenge
vnd werde [wonen] ym hause des herrn [so lange zeit]

XXIIII

Eyn psalm Dauid

ie erde
D [as land] ist des herrn vnd was drynnen ist
der erdboden vnd wer drynnen wonet

Erklärung: wnung, verschrieben für wonung. Wonung des Grases — wörtlich nach dem Hebräischen: „in habitaculis herbosis“ hat Luther selbst in seiner lateinischen Psalmauslegung (Erlanger Ausgabe tom. XVII S. 204). — ruge = ruhe. — erkulet = kühl macht, erfrischt; in Grimms Lexikon wird es nur als intransitiv gebraucht erwähnt; die Psalmausgabe von 1528 hat: „erkület“. — keret widder — wörtlich nach dem Hebräischen; vulgata: convertit.


87

denn der herr hat eyn reych
Und er ist eyn herr unter den heyden
Sie werden essen und betten an alle fetten auff erden
beugen sich fur yhm alle die ynn den staub legen
und der seyne seele nicht kan leben lesst
Eyn same wird yhm dienen
Vom herrn wird man verkundigen zu kinds kind
Sie werden komen und seyne gerechtickeyt predigen
dem volk das geboren ist, das ers thut

XXIII
Eyn psalm David

Der herr ist meyn hirtte
myr wirt nichts mangeln
Er lest mich weyden da viel gras steht
und furet mich zum wasser das mich erkulet
Er erquickt meyne seele
er furet mich auff rechter strasse umb seynes namens willen
Und ob ich schon wandert ym finstern tal, furcht ich keyn unglück
denn du bist bey myr
Deyn stecke und stab trosten mich
Du bereytest fur myr eynen tisch gegen meyne feynde
Du machst meyn heubt fett mit ole, und schenckest myr voll eyn
Gutts und barmhertzickeyt werden myr folgen meyn leben lang
und werde bleyben ym haus des herrn ymerdar

XXIIII
Eyn psalm David

Die erde ist des herrn und was drynnen ist
der erdboden und was drynnen wonet

Luthers eigenhändige Niederschrift der Übersetzung des 23. Psalms.
Aus der Lutherhandschrift des Psalters in der k. Bibliothek zu Berlin. Genaue Nachbildung des Originals.

zu kommen“, wird aus dem beigelegten Faksimile seiner eigenen Handschrift ersichtlich. Es ist der von ihm zu seiner ersten Ausgabe des Psalters von 1524 niedergeschriebene und für den Druck rot korrigierte ursprüngliche Text (Ps. 22—24), dem er erst in der Ausgabe von 1531 diejenige Fassung gab, die wir noch jetzt in unsern Bibeln besitzen.

§ 89. An die Bibelübersetzung schlossen sich Luthers zahlreiche übrige **Prosawerke,** die — ebenso volkstümlich gehalten — stilistisch bahnbrechende und grundlegende, sprachgewaltige Muster und Vorbilder genannt zu werden verdienen. Voran stehen seine Bibelauslegungen, Predigten, Katechismen, seine Streitschriften und Sendschreiben („An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung“ 1520; „An die Radherrn aller stedte deutsches lands: daß sie Christliche schulen auffrichten und halten sollen“). Wichtig für sein Leben wie für seine Lehre sind seine Briefe (an Frau Katherin Lutherin, an sein Hänschen 2c.) und seine Tischreden. Auch war er ein großer Freund der Fabel und schrieb selbst einige für seinen Sohn nieder.

§ 90. Auch das evangelische **Kirchenlied** in deutscher Sprache verdanken wir Luther. Er war von jung auf ein großer Freund der Musik und hatte einst als Knabe durch sein andächtiges Singen des „Brotreigens“ die fromme Witwe Ursula Cotta zu Eisenach so sehr gerührt, daß sie ihn an ihren Tisch nahm. Und in seinem Liede **„Fraw Musica“**, das er als Vorrede dem Wittenbergischen Gesangbuch von 1543 vorsetzte, hat er es bezeugt:

Für allen freuden auf erden
kan niemand kein feiner werden
denn die ich geb mit meim singen
und mit manchem süßen klingen.

Hie kan nicht sein ein böser mut,
wo da singen gesellen gut;
hie bleibt kein zorn, zank, haß noch neid,
weichen muß alles herzeleid.
geiz, sorg und was sonst hart anleit,
fährt hin mit aller traurigkeit.

Auch ist ein jeder des wol frei,
daß solche freud kein sünde sei,
sondern auch Gott vil baß gefällt
denn alle freud der ganzen welt:
dem teufel sie sein werk zerstört
und verhindert vil böser Mörd.

Das zeugt David, des königes tat,
der dem Saul oft geweret hat
daß er in großen mord nicht fiel.
mit gutem süßen harfenspil,

— — — — — — — — — — — —

Die beste Zeit im jar ist mein,
da singen alle vögelein;
himmel und erden ist der voll,
viel gut gesang da lautet wol.
Voran die liebe nachtigall
macht alles fröhlich überall
mit ihrem lieblichen gesang:
des muß sie haben immer dank.

Vil mer der liebe HErre Gott,
der sie also geschaffen hat,
zu sein die rechte sängerin,
der musicen ein meisterin.

Dem singt und springt sie tag und nacht,
seins lobes sie nichts müde macht:
den ert und lobt auch mein gesang
und sagt im ein ewigen dank.

Darum hat denn Luther auch den deutschen Gesang in der Kirche zu vollen Ehren gebracht und ihn auf alle Weise gepflegt und gefördert, vornehmlich durch seine echt volksmäßigen und echt biblischen **Lieder.** Die Zahl derselben ist nicht groß; sie beträgt nur siebenunddreißig; zwanzig davon sind im Jahre 1524 gedichtet. Sieben darunter sind freie Nachdichtungen von Psalmen; in dem bekanntesten und gewaltigsten „Ein feste Burg ist unser Gott“ klingt der sechsundvierzigste Psalm nur an, dann geht es im Schutz- und Trutzton selbständig

weiter. Andere sind nach lateinischen Hymnen gedichtet, so das ergreifende „Mitten wir im Leben sind" (Media in vita). Nur acht sind eigentliche Originallieder, unter denen die Weihnachtslieder (Vom Himmel hoch da komm' ich her 2c.) die schönsten und bekanntesten sind.

§ 91. Luthers Freunde und Schüler folgten seinem Vorgange. Paul Eber („Herr Jesu, wahr' Mensch und Gott"); Paul Speratus („Es ist das Heil uns kommen her"); Nikolaus Decius („Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" und „O Lamm Gottes unschuldig!"); Nikolaus Hermann („Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich"); Johann Graumann („Nun lob' mein Seel' den Herrn"); Philipp Nicolai („Wie schön leuchtet der Morgenstern!" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme"); Nikolaus Selneccer („Laß mich dein sein und bleiben"); Martin Schalling („Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr"); Valerius Herberger („Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt!"); Johann Hesse („O Welt, ich muß dich lassen"). So tönte es das XVI. Jahrhundert hindurch bis ins XVII. hinein. Gegen siebentausend geistliche Lieder brachte allein das XVI. Jahrhundert hervor. So wurde in der Reformationszeit der Grund gelegt zu dem großen deutschen **Kirchenliederschatz,** der im Laufe der Jahrhunderte zu nahe 100 000 Nummern herangewachsen ist, unter denen 700—800 Kernlieder noch heute in der evangelischen Kirche fortleben.

§ 92. Zu Luthers erbittertsten Gegnern gehörte **Thomas Murner** (1475 zu Straßburg im Elsaß geboren, † 1537), ein geistvoller Satiriker, der in seiner Dichtung: „Von dem großen Lutherischen Narren" gegen die Reformation Front machte. In einer andern Satire: „Narrenbeschwörung", einem Seitenstücke des Brantschen Narrenschiffes (§ 83), rügt er übrigens den Verfall des christlichen Lebens und das Ablaßwesen.

§ 93. Auf Luthers Seite stand ein Mann des Schwertes, welcher auch in der Litteraturgeschichte erwähnt zu werden verdient: der fränkische Ritter **Ulrich von Hutten** (1488—1523), der zuerst nur in lateinischer Sprache für die Sache Luthers eingetreten war, aber später auch in seiner Muttersprache „die übermäßige unchristliche Gewalt des Papsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen" in markigen, wenn auch ungewandten Reimpaaren angriff.

Berühmt geworden ist vor allem sein „new lied", das anhebt:

Ich habs gewagt mit sinnen
und trag des noch kain rew;
mag ich nit dran gewinnen,
noch muß man spüren trew;

dar mit ich main nit aim allain,
wen(n) man es wolt erkennen:
dem land zu gut, wie wol man tut
ain pfaffenfeint mich nennen.

§ 94. Aufs wärmste trat für Luther und die Reformation der berühmteste Meistersänger ein,

Hans Sachs.

Der Sohn eines Schneiders, wurde **Hans Sachs** 1494 in Nürnberg geboren. Auf der lateinischen Schule, die er acht Jahre lang besuchte, legte er den Grund seiner vielseitigen Bildung, trat dann bei einem Schuhmacher in die Lehre und wurde gleichzeitig von dem Leinweber Leonhard Nunnenbeck in der „holdseligen Kunst" des Meistergesanges unterwiesen. Als Gesell durchstreifte

er darauf fünf Jahre lang sein Vaterland nach allen Richtungen, stets darauf bedacht, in der Dichtkunst sich zu vervollkommnen und allerhand Kenntnisse zu erwerben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, ließ er sich als Schuhmachermeister nieder und heiratete Kunegunde Kreuzer, mit welcher er vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. Während er redlich und tüchtig sein Handwerk betrieb, erwarb er sich in seinen Feierstunden eine ganz ungewöhnliche Belesenheit und entfaltete eine ungemein fruchtbare dichterische Thätigkeit (im ganzen dichtete er 6048 kleinere und größere Werke). Ein Jahr nach dem Tode (1560) seiner Frau vermählte er sich noch einmal mit der siebzehnjährigen Barbara Harscherin, mit der er bis an seinen Tod, 1576, in wiederum sehr glücklicher Ehe und bis zuletzt geistig regsam lebte.

§ 95. Hans Sachs war der berühmteste und volkstümlichste Dichter des XVI. Jahrhunderts. Er brachte den Meistergesang zur Blüte und war insonderheit die Zierde und der Stolz der Nürnberger Schule. Zum Lobe Luthers und seiner Lehre, die er gründlich kannte, dichtete er zahlreiche Lieder und Sprüche. In dem Gedichte **„Die Wittenbergisch Nachtigall“** (1523) vergleicht er den Papst mit dem Löwen, die Bischöfe, Pröpste und Pfarrer mit Wölfen, die Mönche und Nonnen mit Schlangen u. s. w. Luther aber begrüßt er als die Nachtigall, die mit ihrem reinen Gesang das Geheul all der wilden Tiere, der Waldesel und Katzen, Frösche und Schweine übertöne. Zum Schluß ermahnt er darin alle Christen, aus der Wüste des Papsttums zu dem guten Hirten Jesus Christus zurückzukehren. Seine geistlichen Lieder sind evangelisch ernst und voll christlicher Wärme, reichen aber nicht entfernt an das Kirchenlied Luthers und seiner Genossen heran. Das ihm noch oft zugeschriebene Lied „Warum betrübst du dich mein Herz?“ hat er wohl nicht verfaßt.

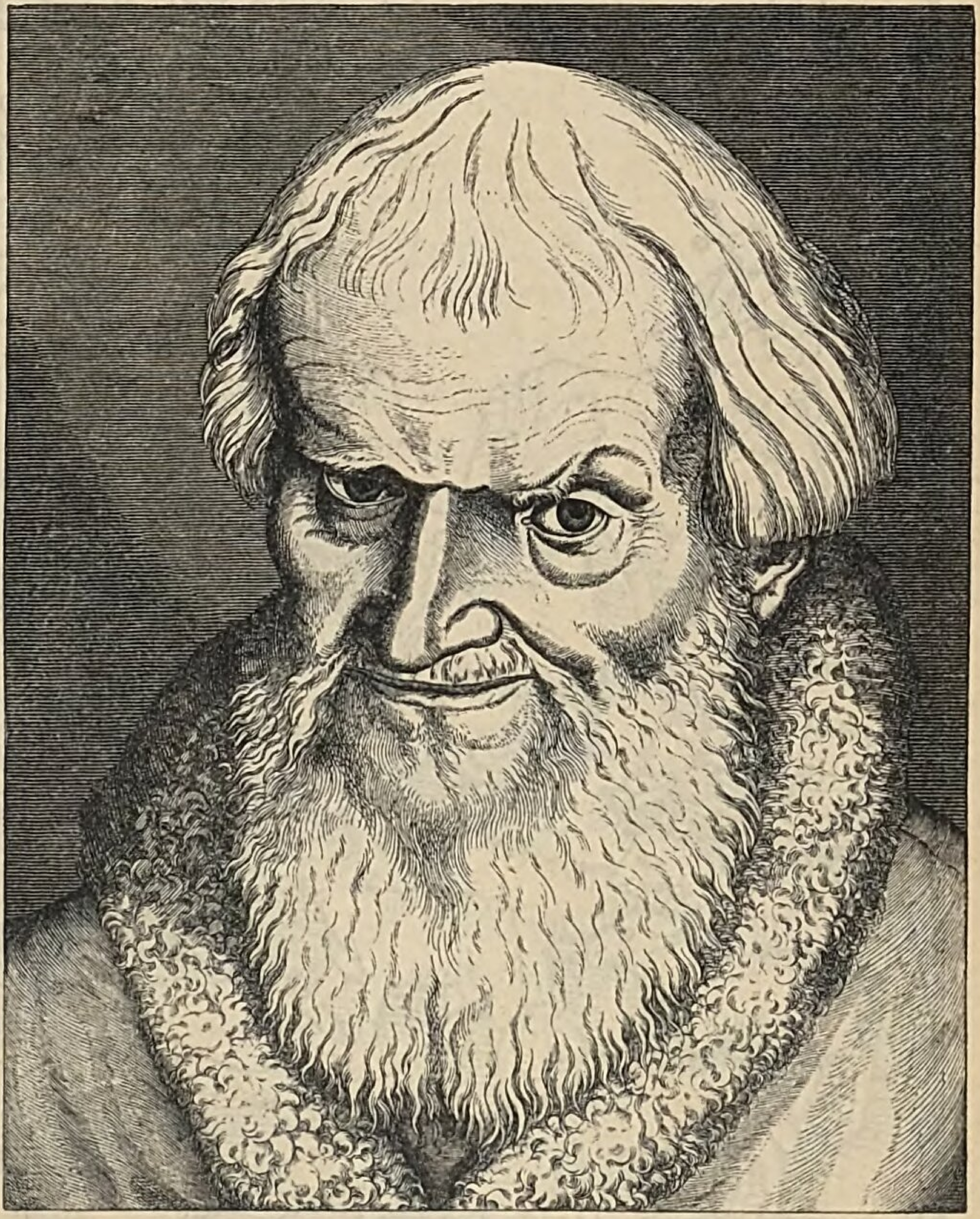


Abb. 14. Hans Sachs. Nach Jost Ammans Stich vom Jahre 1576.

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man yetz höret vberall.



Ich sage euch/wa dise schweygē/so werden die stein schreyē Luce.19.

Titelblatt des Originaldrucks von Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall" v. J. 1523
Aus der Sammlung der Verlagshandlung.
Abb. 15.

**Allen liebhabern Ewangeliſcher warhait/
Wünſch ich Johannes Sachs Schůchmacher/
gnad vñ fryd in Chriſto Jeſu vnſerm herren.**

WAcht auff es nahent gen dem tag
Ich hör ſingen im grůnen hag
Ain wunnigkliche Nachtigall
Ir ſtym̃ durchklinget berg vnd tall
Die nacht naygt ſich gen Occident
Der tag get auff von Orient
Die rotprijnſtige morgenröt
Her durch die trůben wolcken göt
Darauß die liechte Suñ thůt blicken
Des Mones ſchein thůt ſy verdrůcken
Der iſt yetz worden blaych vnd finſter
Der vor mit ſeynem falſchen glinſter
Die gantzen herd ſchaff hat geblendt
Das ſy ſich haben abgewendt
Von jrem hyrten vnd der wayd
Vnd haben ſy verlaſſen bayd
Synd gangen nach des Mones ſcheyn
In die wildtnuß den holtzweg ein
Haben gehört des löwen ſtym
Vnd ſeynd auch nachgeuolget jm
Der ſy gefůrt hat mit lůſte
Gantz weyt abwegs dieff in die wůſte
Da habens jr ſůeß wayd verloren
Hond geſſen vnkraut dyſtel doren
Auch legt in der löw ſtrick verborgen
Darein die ſchaff fůlen mit ſorgen
Da ſy der löw dann fand verſtricket
Zerryß er ſy darnach verſchlicket
Zu ſolcher hůt haben geholffe
Ain gantzer hauff reyſſender wolffe
Haben die ellend herd beſeſſen

Probe aus Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall“.
Anfang der Vorrede und des Gedichts.
Abb. 16.

§ 96. Hans Sachs war ein eben so guter Patriot, wie er ein ernster evangelischer Christ war. In seinen Dichtungen hat er es vielfach bezeugt, wie ihm des Vaterlandes Wohl und Wehe am Herzen lag; den Fürsten sagte er furchtlos die Wahrheit; auch seinem eigenen Stande hat er einen treuen Spiegel der Bürgertugend vorgehalten und ihn nachdrücklich darauf hingewiesen, daß das Gemeinwohl von der Sittlichkeit und Frömmigkeit der Familie abhängig ist.

§ 97. Seine dichterische Stärke lag aber vornehmlich in seinen **Schwänken**, die sich durch fröhlichen, gesunden Mutterwitz und unverwüstlichen Humor auszeichnen. Es seien hier davon genannt: „St. Peter mit der Geiß“ — „St. Peters Gespräch mit den Landsknechten“ — „Schlaraffenland“ und „Kifferbeskraut“.

§ 98. Bedeutendes hat Hans Sachs im **Drama** geleistet. Durch seine geistlichen Spiele, die eine gesunde Frömmigkeit atmen, trug er zu einer besseren Schriftkenntnis seiner Mitbürger wesentlich bei, da er die Stoffe dazu stets der Bibel, niemals der Legende entnahm. Auch durch seine etwas ungelenken und trockenen „Tragödien“, deren Stoffe er zum Teil dem klassischen Altertum und den französischen Ritterromanen, zumeist aber unseren Märchen und Sagen entnahm, erweiterte er den Gesichtskreis des Volkes, wenn es ihm auch nicht gelang, irgend eine Gestalt der Vergangenheit dramatisch neu zu beleben. Am genialsten bewegte er sich in der Komödie und vor allem im Fastnachtsspiel. Mit einem solchen begann und schloß er seine dramatische Thätigkeit. Unter den fünfundsechzig, die er gedichtet, ist das gelungenste „das Narrenschneiden“. Der Inhalt desselben charakterisiert am besten die ganze Gattung der Fastnachtsscherze:

Ein Arzt tritt vor die zur Fastnachtslust versammelte Gesellschaft und verkündet seine Bereitwilligkeit, allen Kranken zu helfen. Da kommt ein korpulenter Mann ächzend herbei und klagt sein Leid: es rumore ihm Tag und Nacht im Leibe, und keine Medizin habe ihn bisher heilen können. Der Doktor untersucht ihn und erklärt, das ganze Übel komme daher, daß er Narren im Leibe habe, und wenn er davon frei werden wolle, müsse er sich operieren lassen. Ungern entschließt der Patient sich dazu, und nun holt der geschickte Arzt ihm einen Narren nach dem andern aus dem Leibe: den großköpfigen Narren der Hoffart, den viereckigen des Geizes, den bleichen und dürren des Neides 2c., zuletzt das Narrennest — darin steckt noch allerlei beisammen: Alchymisten, Wucherer, Lügner, Spottvögel 2c.

„Spieler, Schützen und Jägersleut,
die viel verthun um kleine Beut,
Summa Summarum wie sie genannt
da Sebastianus Brant
in seinem Narrenschiff zu fahren.“

Das Nest wird in die Pegnitz geworfen, und nun ist der Kranke ganz gesund und frisch, hüpft, springt und ruft:

„Wie hatten mich die Narren besessen!
Sagt, hatt' ich's trunken oder gessen!
Fort wollt' ich meiden solche Speis.“

Doch der Arzt erwidert:

— „Nein,
von dem kamen die Narren dein,
daß dir gefiel dein Sinn allein
und ließt deim eignen Willen Raum.“

Der Geheilte verspricht, die Mahnung zu beachten und fügt hinzu:

„O wie ohn Zahl in dieser Stadt
weiß ich armer und reicher Knaben,
die auch mein schwere Krankheit haben,
die doch selber empfinden nicht
noch wissen, was ihnen doch gebricht,
die will ich all zu Euch bescheiden,
daß Ihr ihn' müßt den Narren schneiden."

Nachdem er abgegangen, schließt der Heilkünstler:

„Ein jeglicher, dieweil er lebt,
laß er sein Vernunft Meister sein
und reit sich selbst im Zaum allein
und thu sich fleißiglich umschauen
bei reich und arm, bei Mann und Frauen.
Und wem ein Ding übel ansteh,
daß er desselben müßig geh,
richt sein Gedanken, Wort und That
nach weiser Leute Lehr und Rat.
Zu Pfand setz' ich ihm Treu und Ehr,
daß alsdann bei ihm nimmermehr
gemeldeter Narren keiner wachs,
wünscht Euch mit guter Nacht Hans Sachs."

§ 99. Bisher waren die Schauspieler nur Meistersänger oder andere Bürger, Schüler oder Studenten gewesen. Erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts traten in Deutschland Schauspieler von Gewerbe auf. Es waren das die „Englischen Komödianten", welche zuerst die mitgebrachten Stücke in ihrer Muttersprache, später wohl durch einheimische Kräfte verstärkt, auch in deutscher Bearbeitung aufführten. Eine solche Truppe hielten Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der auch selbst Stücke für sie verfaßte, und Landgraf Moritz von Hessen. Ein Schüler der Engländer war Jakob Ayrer in Nürnberg, dessen Stücke aber durchaus denen des Hans Sachs untergeordnet waren. Er führte als stehende Figur den englischen Narren (Pickelhering, später: Hanswurst genannt) auf der Bühne ein. In der Schweiz und in Sachsen fand die dramatische Dichtung zahlreiche Bearbeiter. Sie blieb, da die Reformatoren ihr geneigt waren, bis zum Ende des Jahrhunderts wesentlich in den Händen der Protestanten.

§ 100. Ein hervorragender Vertreter der episch-didaktischen wie der satirischen Dichtung des XVI. Jahrhunderts ist

Johann Fischart.

Zwischen 1540 und 1550 in Mainz oder Straßburg geboren, studierte er auf verschiedenen Universitäten des In- und Auslandes die Rechtswissenschaft, erwarb zu Basel den Doktorgrad und ließ sich dann in Straßburg als Rechtsanwalt nieder, wo er seiner schriftstellerischen Thätigkeit wohl mehr als der juristischen oblag. 1581 wurde er Advokat beim Reichskammergericht zu Speier, zwei Jahre darauf Amtmann in Forbach bei Saarbrücken, wo er mit Anna Elisabeth Herzog, „einem holdseligen, zuthätigen, anmutigen, mundsüßen, liebäuglichen, zart erschaffenen Weibe" eine glückliche Ehe führte. Er starb im Jahre 1590.

§ 101. Ein warmer Freund der Reformation, begann Fischart seine mannigfaltige und äußerst fruchtbare Schriftstellerei mit satirischen Gedichten wider den Jesuiterorden, der in den siebziger Jahren die evangelische Kirche schwer bedrohte (u. a. die „wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des **vierhörnigen Jesuiterhütleins**", worin die viereckige Kopfbedeckung der „Jesu-

wider" als eine Erfindung Lucifers dargestellt wird). Aber auch positiv trat er für die Errungenschaften der Reformation ein, indem er für Kirchenlied und Katechismus wirkte, Psalmen und geistliche Lieder dichtete und wie Luther, „der Erneuerer des Psalmgesanges", die Musik pries und zu Gottes-Ehren übte. Eine tiefe evangelische Frömmigkeit und eine große pädagogische Begabung spricht sich in einer Anzahl seiner kleineren lehrhaften Gedichte aus, so in der **„Ernstlichen Ermahnung an die lieben Teutschen"**, in welcher sich die folgenden goldenen Worte finden:

Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhafft,
das gewinnt vnd erhällt Leut vnd Landschafft;
also wird man gleich vnsern Alten:
also möcht' man forthin erhalten
den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
daß sie demselben auch nachomen — —
Gott stärck dem Edlen Teutschen Gblüt
Solch anererbt Teutsch Adlersgmüt.

In dem **„Philosophisch Ehezuchtbüchlein"** schildert er höchst ansprechend das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens; in der „Anmanung zu christlicher Kinderzucht", die 1578 dem Straßburger Katechismus beigegeben ward, handelt er mit herzlicher Eindringlichkeit von Elternfreude und Elternpflichten, Kinderlust und Kinderleben.



Abb. 17. Johann Fischart. Titelbildnis aus seinem „Philosophisch Ehezuchtbüchlein", Straßburg bei Johann Carolo. Anno 1670.

In dem **„Glückhafft Schiff von Zürich"** beschreibt er mit lebensfrischer kräftiger Anschaulichkeit die 1576 unternommene Reise der Zürcherischen Schützengesellschaft nach Straßburg zum großen Schießen mit Armbrust und Büchse. In der Morgendämmerung des 20. Juni hatten die Männer sich zu Zürich auf der Limmat eingeschifft, und abends im Zwielicht waren sie in

Straßburg eingetroffen. Zum Zeugnis ihrer schnellen Fahrt lieferten sie einen ehernen Topf mit Hirsebrei, der in Zürich gekocht worden, noch warm zur Tafel des Ammeisters, um damit zu beweisen, daß sie in Notfällen aus vier Tagereisen eine machen und mit den Waffen ihren Bundesgenossen Hilfe bringen könnten, ehe der Brei kalt geworden sei. Beim Mahle im Saale des Ammeisters zu Straßburg wird den braven Freunden zugesprochen:

„Dis sei der freuntschaft aigenschaft:
Zur fräud herzhaft, zur not standhaft
Sie solten mit wein külen nun,
was heut verprennet het die sunn,
vnd solten itz zu lib dem Rein
auch trinken rain den Reinischen Wein;
sie solten nun die Bächer oben,
gleich wie sie heut die Ruder triben —"

Das Hauptwerk Fischarts ist ein satirischer Roman, der zum Teil dem französischen „Gargantua et Pantagruel" von Rabelais frei nachgebildet, aber vielfach erweitert ist. Der für den Stil des Buches charakteristische Titel dieses Romans lautet:

„Affenteurliche und Ungeheurliche **Geschichtschrift** Vom Leben, rhaten vnd Thaten der vor langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grandgusier, **Gargantoa,** vnd Pantagruel, Königen inn Vtopien vnd Nienenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den Teutschen Meridian visirt, vnd ungefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt, durch Huldrich Elloposcleron Reznem. Anno 1. 5. 75.

An dem riesenhaften Fresser Gargantua und seinem Sohne Pantagruel, einem unmäßigen Trinker wird das Leben eines riesenhaften, in sinnlicher Überfülle strotzenden Geschlechtes dargestellt; dabei werden in geistreicher, oft sehr derber Weise die Gebrechen der höheren Stände Deutschlands, die Abgeschmacktheit der Genealogieen und Stammbäume, die Schwelgerei und Trunksucht, der Kleiderluxus und die unverständige Kindererziehung satirisch gegeißelt.

§ 102. Auch sonst tritt im XVI. Jahrhundert die **Prosaerzählung** mehr in den Vordergrund. **Jörg Wickram** aus Kolmar († vor 1562) trat zuerst mit Romanen von eigener Erfindung hervor. Im Jahre 1554 erschien von ihm in Straßburg **„Der Goldfaden,** eine schöne liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn", in welcher der Bauernsohn Leufried das Hindernis seiner niedrigen Geburt überwindet und die schöne Grafentochter Angliana erringt. In neuerer Zeit (1809) hat Clemens Brentano diese Geschichte wieder neu herausgegeben. Um das Jahr 1569 (und seitdem in immer neuen und erweiterten Auflagen bis 1595) erschien in Frankfurt eine „schöne Historia", die sich großer Beliebtheit erfreute, der **„Amadis** aus Frankreich". Es war ein aus dem Französischen übersetzter, weitläufig und phantastisch geschriebener Roman, dessen Held, ein Muster aller ritterlichen Tugend, endlose Kämpfe gegen Ritter, Riesen, Zauberer ꝛc. besteht und endlich die Hand der schönen Oriana davonträgt. (S. Abb. 18 auf S. 58.)

§ 103. Viel wertvoller als diese und andere aus Frankreich und Italien stammende Helden- und Liebesgeschichten sind eine Reihe echt deutscher Geschichten und Schwänke, die — neben einigen, aus fremden Quellen geschöpften — noch

heute unter dem Namen der **„Volksbücher“** bekannt und beliebt sind. Eine vortreffliche Neubearbeitung derselben ist von Gustav Schwab und Gotthold Klee für jung und alt herausgegeben.

§ 104. Die tiefsinnigste und ergreifendste dieser Geschichten ist die vom Dr. **Faust**, dem berühmten Schwarzkünstler. Ein Mann dieses Namens hat unzweifelhaft gelebt. Er wurde zu Knittlingen in Württemberg geboren, studierte in Krakau Chemie und Physik, vornehmlich aber die Magie. Nach vollendeter Studienzeit streifte er als fahrender Schüler in der Welt umher, hielt Vorlesungen und vollbrachte allerhand wunderbare Dinge. In Erfurt, wo noch das „Dr. Faustgäßchen“ an ihn erinnert, ließ er die homerischen Helden vor den Studenten erscheinen. Daneben trieb er alchymistische Arbeiten. Oft war er in Gefahr, wegen seiner Zaubereien verhaftet zu werden, entkam aber immer mit solcher Schnelligkeit und Gewandtheit, daß man zu glauben anfing, er könne sich unsichtbar machen. Endlich wurde er eines Morgens tot mit verdrehtem Halse in seinem Zimmer aufgefunden — in der Nacht zuvor war eine starke Erschütterung des Hauses, in dem er wohnte, gespürt worden. Seit seinem Tode wurde seine Geschichte mehr und mehr sagenhaft ausgesponnen; alles Zauberhafte, Spukhafte, Dämonische



Das I. Capitel.

Von der Abentheuwer der schönen Siluie, wie auch der Schäfer Darinel sie lieb gewan, was Gespräch sie auch mit einander hetten.

DAs achte Buch Amadis hat euch die Geburt Herrn Florisel von Niquea / auch anderer Kinder der grossen Herren / welche zur selben zeit an dise Welt kamen / gnugsam vnderrichtet vñ erklåret. Nun aber mangelt noch / wohin die Tochter deß Keysers Lisuers / vnd der schönen Onoloria / welche dem Diener sie zu einer Seugmutter zu tragen / gegeben ward / kommen seye / anzuzeigen. Derselbige / nach deme er das klei-

Abb. 18. Druck und Illustrationsprobe vom Anfang des neunten Buches des „Amadis“ (Folio, älteste Ausgabe von 1583, Frankfurt am Main bei Sigismund Feyerabend) nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

HISTORIA

Von D. Johañ

Fausten/dem weitbeschreyten Zauberer vnnd Schwartzkünstler/

Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben / Was er hierzwischen für seltzame Abentheẅer gesehen / selbs angerichtet vud getrieben / biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen.

Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften / allen hochtragenden / fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel / abscheuwlichen Exempel / vnd treuwhertziger Warnung zusammen gezogen / vnd in den Druck verfertiget.

IACOBI IIII.

Seyt Gott vnterthänig / widerstehet dem Teuffel / so fleuhet er von euch.

CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / durch Johann Spies.

M. D. LXXXVIII.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / durch Wendel Hom̃ / in Verlegung Johann Spiessen.



M. D LXXXVIII.

Abb. 19.

Titel und Schluß der höchst seltenen zweiten Auflage der „Historia von D. Johann Fausten" (die erste erschien ebendaselbst 1587) nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

sammelte sich um den Namen Faust. Im Jahre 1587 wurde die Faustsage zum erstenmale von einem unbekannten Verfasser aufgezeichnet und in Frankfurt gedruckt. — Nach diesem alten Volksbuche hatte Faust mit dem Teufel einen Bund geschlossen, um seinen Wissensdurst zu stillen und das Leben in vollen Zügen zu genießen. Dafür hatte er mit seinem Blut der Hölle seine Seele verschrieben. Nachdem er mit seinem höllischen Genossen Mephistopheles ganz Europa durchzogen, in allen Lüsten geschwelgt und durch die unglaublichsten Dinge die Welt in Erstaunen versetzt hatte, wurde er — nach Ablauf seines Bündnisses — in einer fürchterlichen Sturmnacht um die zwölfte Stunde vom Teufel geholt.



Wye Vlenspyegel tzo
Erffort einē esel lesen lerde/in eym alden psclter.

VLenspegel besorgde
sich ď schalkheit die
he zo Praech gedoin hatt
sy wurdē jm na ylen/vnd
tzoig ylens na Erffordt.
da ouch eyn berômpte vni
uersitiet is. do he dar quā
floig he syn brieff vp. vnd
die studentē hattē vil gehört van synē lysten. vnd
raitslachtē wie sy jm vur
geuen môchten/dat yd jn

Abb. 20. Bild- und Druckprobe aus dem ältesten Drucke des niederdeutschen Till Eulenspiegel

§ 105. Einen ernsten Charakter hat auch die Sage vom **ewigen Juden** oder vom Juden **Ahasver**, wie er im XVI. Jahrhundert gewöhnlich genannt wird. Ums Jahr 1547 (oder 1542) soll der Schleswiger Generalsuperintendent Paulus von Eitzen als Student den „ewigen Juden“ in Hamburg gesehen und gesprochen haben. Derselbe sei ihm als ein langer, uralter Mann in schäbiger Kleidung erschienen, habe geklagt und geseufzt und auf weiteres Befragen erzählt, er sei zu Christi Zeiten ein Schuster in Jerusalem gewesen und, als der mit dem Kreuze belastete Heiland einen Augenblick habe vor seiner Thür ruhen wollen, habe er ihn rauh und erbarmungslos fortgestoßen; da habe Christus zu ihm gesprochen: „Weil du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, so sei auch dir fortan keine Ruhe beschieden. Du sollst wandern immerfort, bis daß ich wiederkomme.“ Der Fluch habe sich erfüllt und seit 1500 Jahren wandere er rastlos über die Erde und könne nicht leben, nicht sterben. — Seine Erlebnisse auf diesen hundertjährigen Wanderungen schilderte dann ein Volksbuch, das zum erstenmale im Jahre 1602 gedruckt erschien. — Wie die Faustsage, ist auch diese Sage vom

ewigen Juden wiederholt von hervorragenden Dichtern poetisch verwertet worden, von Goethe, Lenau, Julius Mosen, Hamerling u. a.

§ 106. Einen lustigen Charakter hat das Buch von **Till Eulenspiegel**. Der Held desselben soll wirklich gelebt, Till geheißen, im braunschweigischen Städtchen Kneitlingen geboren und zu Möllen in Lauenburg begraben sein. Sein Beiname „Eulenspiegel“ stammt von der Spruchrede her: „Der Mensch erkennt seine Fehler ebenso wenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen.“ Die älteste erhaltene Ausgabe dieses Volksbuches, das alle möglichen Handwerks- und Landfahrerwitze und Streiche um die Person des Till gesammelt hatte, erschien im Jahre 1515 zu Straßburg im Drucke. Hans Sachs machte daraus eine Komödie, Fischart bearbeitete es in Reimen.

§ 107. Allerlei Thorheiten der kleinen Städte, ihrer Bürger und Behörden sind vereinigt in den „Geschichten und Thaten der **Schildbürger**“, die 1598 zum erstenmal als Volksbuch (auch „Lalenbuch“ genannt) gedruckt erschienen. Schilda, Gneisenaus Geburtsstadt, nimmt darin die Stelle des von den Alten in ähnlicher Weise verspotteten „Abdera“ ein.

§ 108. Neben den in Prosa abgefaßten Volksbüchern blühte auch das **Volkslied** im Reformationszeitalter. Insonderheit gab es eine eigene Poesie der Landsknechte, welche in der berühmten Pavierschlacht (1525) unter ihrem „lieben Vater“, dem reisigen Georg von Frundsberg, ihren höchsten Triumph feierten, indem sie die seit mehr als hundert Jahren für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend besiegten. Ihre Siegesfreude leuchtet hell auf in dem Lied von der Pavierschlacht, in dem es u. a. heißt:

Die schlacht wert anderthalbe stund,
da war sie schon vergangen,
wurd mancher Schweizer zu tod geschlagen,
manicher wurd gefangen.

Die landsknecht blieben dahinden stan,
als vil wil mich bedunken,
die summ man nit erzehlen kan,
die im wasser sein ertrunken.

Der charakteristische Schluß dieses berühmten Liedes lautet:

Der uns das liedlein neues sang,
von neuem hat gesungen,
das hat getan ein landsknecht gut,
den reien hat er gesprungen,
wann er ist auf der kirchweih gewest.

der pfeffer ward versalzen,
man richt in mit langen spießen an,
mit helleparten gschmalzen.
allein Gott die er!

Wie die Landsknechte ihre Lieder hatten, so hatte der Landmann seine „Graslieblein“, der Bergknapp im Schacht der Erde seine „Bergliedlein“, der Weidmann seine „Jägerlieder“, und wenn der Tag sich zu Ende neigte, zog die Jugend durch die Gassen und sang ihre „Gassenlieder.“

Zur Orientierung über die Volksliederdichtung ist zu empfehlen das „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“ von Vilmar.

II. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges und Ludwigs XIV.

§ 109. Der unselige Krieg zwischen Protestanten und Katholiken, welcher unser Vaterland dreißig Jahre lang im Innersten zerspaltete und zerriß, war für unsere Sprache und Litteratur höchst verderblich. Durch Frankreichs politische Übermacht war Deutschland auch in eine geistige Abhängigkeit von dem westlichen Nachbar geraten, die nicht schimpflicher gedacht werden konnte. Wie unsere Sitten, so standen unsere Sprache und unsere Poesie unter dem Banne des französischen Einflusses; die zahlreichen kleinen Höfe gingen in der knechtischen Nachahmung des Hofes von Versailles voran, und das Volk in allen seinen Schichten eiferte ihnen so sklavisch nach, daß der geistreiche Dichter F. v. Logau (§ 118) spotten konnte:

> Frankreich hat es weit gebracht; Frankreich kann es schaffen,
> Daß so manches Land und Volk wird zu seinen Affen.

Wie aber am Hofe und in der Gesellschaft französisch gesprochen wurde, so herrschte in der gelehrten Welt — seit dem Auftreten der Humanisten — das Lateinische; lateinisch wurde da gesprochen und lateinisch wurde gedichtet.

Sprachgesellschaften.

§ 110. Es fehlte allerdings nicht an Bestrebungen, die deutsche Sprache und Poesie zu Ehren zu bringen und sie zu pflegen; aber sie hatten alle einen gelehrten Charakter und ließen sich überdies in ihrem Eifer zu allerhand Absonderlichkeiten hinreißen. So entstanden die Sprachgesellschaften, welche die Reinigung der Sprache von den zahllosen Fremdwörtern als nächstes und vornehmstes Ziel erstrebten. Im Jahre 1617 entstand in Weimar die erste derselben, die **Fruchtbringende Gesellschaft** oder der **Palmenorden,** an deren Spitze ihr Begründer, Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen von 1617—1650 stand. Das Sinnbild dieser Gesellschaft war der indianische Palmbaum (Kokosnußbaum) mit dem Sinnspruch: „Alles zu Nutzen." Jedes Mitglied hatte eine Pflanze, eine Blume oder eine Frucht zum besonderen Abzeichen nebst einem „Wort" und einem dichterischen Namen. So hieß der Vorsitzende „der Nährende;" sein Abzeichen („Gemälde") war ein wohlausgebackenes Weizenbrot mit dem Sinnspruch: „Nichts besseres." Der Große Kurfürst, der 1643 eintrat, hieß „der Untadeliche;" sein „Gemälde" war eine Myrobalanonfrucht, sein Wort: „Voll Kraft und Tugend." Außer den Fürsten und vornehmen Herren waren zahlreiche Gelehrte und Dichter Mitglieder dieser Sprachgesellschaft.

§ 111. In Hamburg wurde 1643 von **Philipp von Zesen** zu gleichem Zweck die **„Teutschgesinnte Genossenschaft"** gegründet. Ihr Stifter wollte den „Wunderschatz der hochdeutschen Sprache," die er für die Ursprache der Menschen hielt, in ungetrübtester Reinheit wieder herstellen und darum alles ausmerzen, was undeutsch war. So machte man denn z. B. aus Natur: Zeugemutter; aus Venus: Lustinne; aus Aurora: Rötinne; aus Theater: Schauburg; aus Nase: Löschhorn. Statt Kloster sagte man Jungfernzwinger; statt Fenster: Tage-

leuchter u. s. f. Übrigens bediente Zesen sich selbst nicht immer dieser Verdeutschungen, so sehr er auch sonst auf Reinheit des Ausdrucks in seinen Schriften bedacht war.

§ 112. Die berühmteste der Sprachgesellschaften war der **„Gekrönte Blumenorden“** oder **„die Gesellschaft der Pegnitzschäfer,“** 1644 von zwei gelehrten Dichtern, Harsdörffer und Klaj in Nürnberg gestiftet. Von diesen ist **Harsdörffer** (1607—1658), ein vornehmer Patrizier und Mitglied des Rates in seiner Vaterstadt Nürnberg, besonders bekannt durch sein wunderliches Buch: **„Poetischer Trichter,** die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen“ (Nürnberger Trichter). — Sein Kollege, Pfarrer **Klaj** (1616—1656) dichtete geistliche Schauspiele und Lieder, die denselben spielerischen geistlosen Charakter in sich tragen, welcher die ganze Pegnitzschäfergesellschaft kennzeichnet.

Durchweg ist diesen Sprachgesellschaften ein gewisses Verdienst um die Hebung unsrer Sprache nicht streitig zu machen; die Poesie haben sie aber nicht gefördert, da sie selbst nichts zu leisten vermochten und da sie alles, was im Volke von Liedern noch lebte, hochmütig zurückwiesen.

Dichterschulen und Dichterkreise.

§ 113. Unabhängig von den Sprachgesellschaften traten Dichter auf, die als die Häupter und Führer von Dichterschulen angesehen werden dürfen. Der erste von diesen war

Martin Opitz.

Am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, schrieb er schon als zwanzigjähriger Gymnasiast eine Abhandlung („Über die Verachtung der deutschen Sprache“), in welcher er die gelehrte Welt aufforderte, sich der deutschen Sprache und Poesie anzunehmen. Nachdem er in Frankfurt a. O. und in Heidelberg die Rechte studiert, dabei aber manches Gedicht verfaßt hatte, flüchtete er 1620 vor Krieg und Pest nach den Niederlanden, wo er sich für die steife holländische Poesie aufs ungemessenste begeisterte. Seitdem führte er ein unstätes Leben, immer und überall darauf bedacht, durch schmeichelnde Gedichte die Gunst der Fürsten zu erwerben. Dabei ging er in seiner Charakterlosigkeit so weit, daß er — der Protestant! — in den Dienst des Grafen von Dohna trat, der die schlesischen Protestanten aufs blutigste verfolgt hatte, um durch seine Befürwortung in den Adelstand zu gelangen. Zum Lohn für seine Dienste sandte ihn sein Gönner nach Wien, von wo er den Adelszusatz „von Boberfeld“ mit heimbrachte. Später verschaffte ihm ein Lobgedicht auf König Ladislaus von Polen eine Stelle als polnischer Sekretär und Hofgeschichtsschreiber in Danzig. Dort ist er im Jahre 1639 gestorben.

§ 114. Die Dichtungen des „schlesischen Schwans,“ wie Opitz im Kreise seiner Verehrer und Jünger hieß, wurden immer aufs neue gedruckt und galten seiner Zeit als Schöpfungen eines großen Genies. Es sind auch glatte und gewandte Verse, aber ohne Begeisterung und Wärme, dazu noch vielfach aus fremden Sprachen übersetzt. Stets verharrte er im Banne des Gelehrtentums, und so war er auch in seinen eigenen Gedichten hauptsächlich darauf bedacht, ausländische Vorbilder in seiner Muttersprache nachzuahmen und fremde Formen



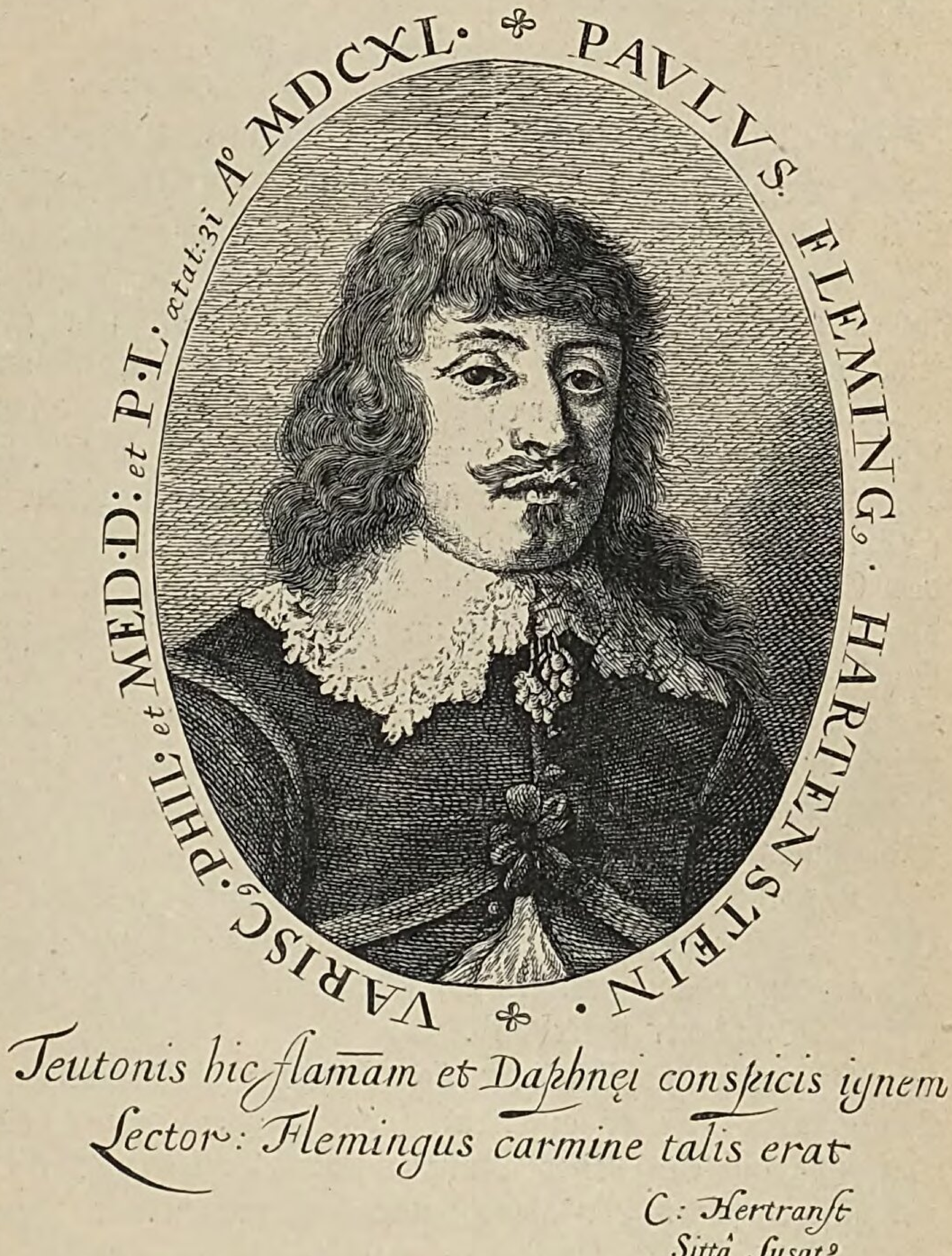
Deutsch: So beschaffen, Leser, war von Antlitz die Phöbusbegeisterte Sirene, des deutschen Liedes Fürst, Opitz.

Abb. 21. Bildnis *Martin Opitzens* nach dem Kupferstiche von J. v. *Heyden* in *Straßburg* vom Jahre 1631, dem einzigen nach dem Leben aufgenommenen. Das Epigramm darunter machte *Caspar Barth* auf Opitzens Wunsch.

einzuführen. Am meisten Gefühl verraten seine „*Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges*", während seine aus Prosa und Versen gemischte Erzählung: „*Schäferei von der Nymfen Hercynia*" ein eben so dürres und ödes Machwerk ist, wie seine Lehrgedichte („Zlatna" — „Vielgut" ꝛc.)

§ 115. Trotz alledem galt Opitz seinen Zeitgenossen als ein „Vater der Dichtkunst", dem alles, was dichten konnte, nacheiferte. Seine Verdienste um die Dichtkunst waren aber lediglich formeller Art. In seinem **„Buch von der deutschen Poeterey"**, das 1624 erschien, reformierte und regelte er durch feste Gesetze die im Laufe der Zeit verwilderte *Metrik*. Im XVI. Jahrhundert hatte man die Silben meist bloß *abgezählt*, so daß der Versaccent auch auf eine unbetonte Silbe fallen konnte. Indem Opitz nun statt dessen die Silben nach Accent und Betonung *messen* lehrte und den geregelten Wechsel betonter und unbetonter Silben, an welchen wir heute gewöhnt sind, zur festen Regel erhob,

brachte er wieder Rhythmus in die deutsche Poesie, in welcher von ihm an Wort- und Versaccent übereinstimmen. An Stelle der hergebrachten kurzen Reimpaare, die er als „Knüttelverse“ verwarf, anstatt sie zu verbessern, setzte er nach französischem Muster den schwerfälligen und eintönigen, paarweise gereimten Alexandriner, der die deutsche Poesie bis auf Klopstocks und Lessings Zeiten unumschränkt beherrschte. Verdienstlich war es, daß er auf strengste Reinheit der Sprache und auf Ausschluß der Fremdwörter, wie auch der mundartlichen Wendungen drang. Aber so viel Gutes das Buch enthielt, so hoch es seinem Verfasser anzurechnen ist, daß er mitten im Kriege und unter dem Druck der Fremdherrschaft damit hervortrat und der deutschen Sprache wieder die gebührende Stelle in der Poesie anwies — von dem wahren Wesen der Dichtung ist nichts darin zu finden. Die Gelehrsamkeit, die Betonung des Nutzens, die Hervorhebung der „schmückenden Beiwörter“ und verschiedener anderer ähnlicher Kunstmittel — waren ihm die Hauptsache.



Deutsch: Hier siehst du das Feuer und die Flamme des Daphnäischen (lorbeerbekränzten) Teutschen, Leser: ein solcher war Fleming im Liede. Caspar Hertranft aus Zittau in der Lausitz.

Abb. 22. Paul Flemings Bildnis, von Dirk Diriksen gezeichnet, nach dem Titelkupfer von der ersten und ältesten Gesamtausgabe seiner „Teutschen Poemata“, Lübeck in Verlegung Laurentz Jauchen, Buchhändler, 1642.

Umschrift: Paul Fleming aus Hartenstein im Voigtlande, Doktor der Philosophie und Medizin und gekrönter Dichter, im 31. Lebensjahre 1640.

§ 116. Die Dichter, welche in Opitzens Fußstapfen traten und sich gerne seine Jünger nannten, werden gewöhnlich unter dem Namen

Die erste schlesische Schule

zusammengefaßt.

Da ist zuerst der Sachse **Paul Fleming** (1609—1640) zu nennen, der den Meister an Begabung und Gemütstiefe übertraf. Zwei seiner Lieder:

Ein getreues Herze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preis ꝛc.

und:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten raten ꝛc.

erfreuen sich heute noch allgemeiner Beliebtheit.

§ 117. Auch **Andreas Gryphius** (geb. 1616, gest. 1664 in Glogau) gehört zu den Opitzianern. Trübe Lebensführungen und häufige Krankheiten verdüsterten seinen Charakter und seine Dichtung. In seinen „Kirchhofgedanken“ findet dieser Grundton seines Wesens einen oft sehr grellen Ausdruck. Auch seine geistlichen Lieder („Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden ꝛc.“) haben durchweg etwas Schwermütiges und schweifen oft in gräßliche Bilder („Ade, verfluchtes Trauerthal! Du Schauplatz herber Schmerzen ꝛc.“) ab. Am bedeutendsten ist er übrigens als Dramatiker. In seinen Tragödien („Ermordete Majestät oder Karolus Stuardus“ u. a.) herrscht allerdings das Entsetzliche und Haarsträubende vor; dagegen sind seine Lustspiele merkwürdigerweise voll guten Humors und Witzes und machen noch heute einen frischen Eindruck. In „Herr Peter Squentz“ führen die Bürger einer Kleinstadt ihrem Fürsten die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe höchst ungeschickt und ergötzlich vor; in dem Scherzspiel „Horribilicribifax“ werden die kriegerischen Prahlhänse verspottet, die nach dem dreißigjährigen Kriege sehr zahlreich auftraten.

§ 118. Zu dieser Dichterschule wird auch der Schlesier **Friedrich von Logau** (1604—1655) gerechnet, obgleich er durch die knappe körnige Kürze seiner Epigramme oder Sinngedichte sich sehr vorteilhaft von der ermüdenden Weitschweifigkeit der Opitzianer unterschied.

Auch spiegeln sich in vielen derselben die damaligen traurigen Verhältnisse Deutschlands, die er aus treuem patriotischen Herzen beklagt, ohne deshalb die Hoffnung auf eine bessere Zukunft seines Volkes zu verlieren. In ernsten Worten hält er seinen Landsleuten ihre Verirrungen vor, wenn er dichtet:

Französische Kleidung.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey!

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Dennoch wurde er von seinen Zeitgenossen wenig gekannt und geehrt, und war nach seinem Tode rasch vergessen. Erst Lessing hat ihn wieder entdeckt und in Gemeinschaft mit Ramler die besten seiner Epigramme 1759 neu herausgegeben.

§ 119. Von Opitz angeregt und ihm ergeben, aber doch unabhängig von ihm bildeten sich neben seiner Schule einzelne selbständige **Dichterkreise**. So vor



Abb. 23. Simon Dach nach einem Stich von Kilian vom Jahre 1730.
Umschrift: S. Dach aus Memel, Professor der Dichtkunst zu Königsberg.
geb. 1605, d. 29. Juli. gest. 1659, d. 15. April.

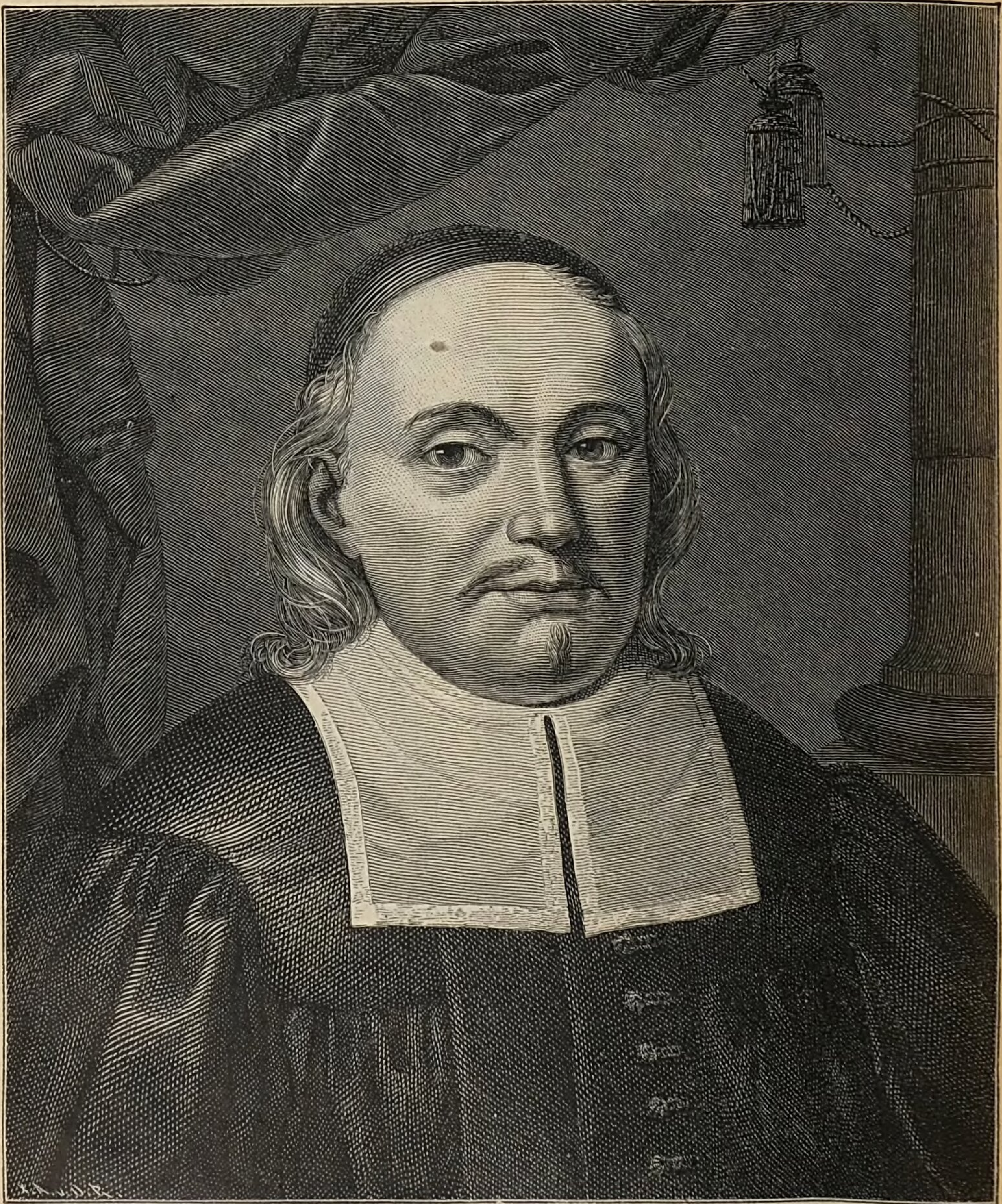


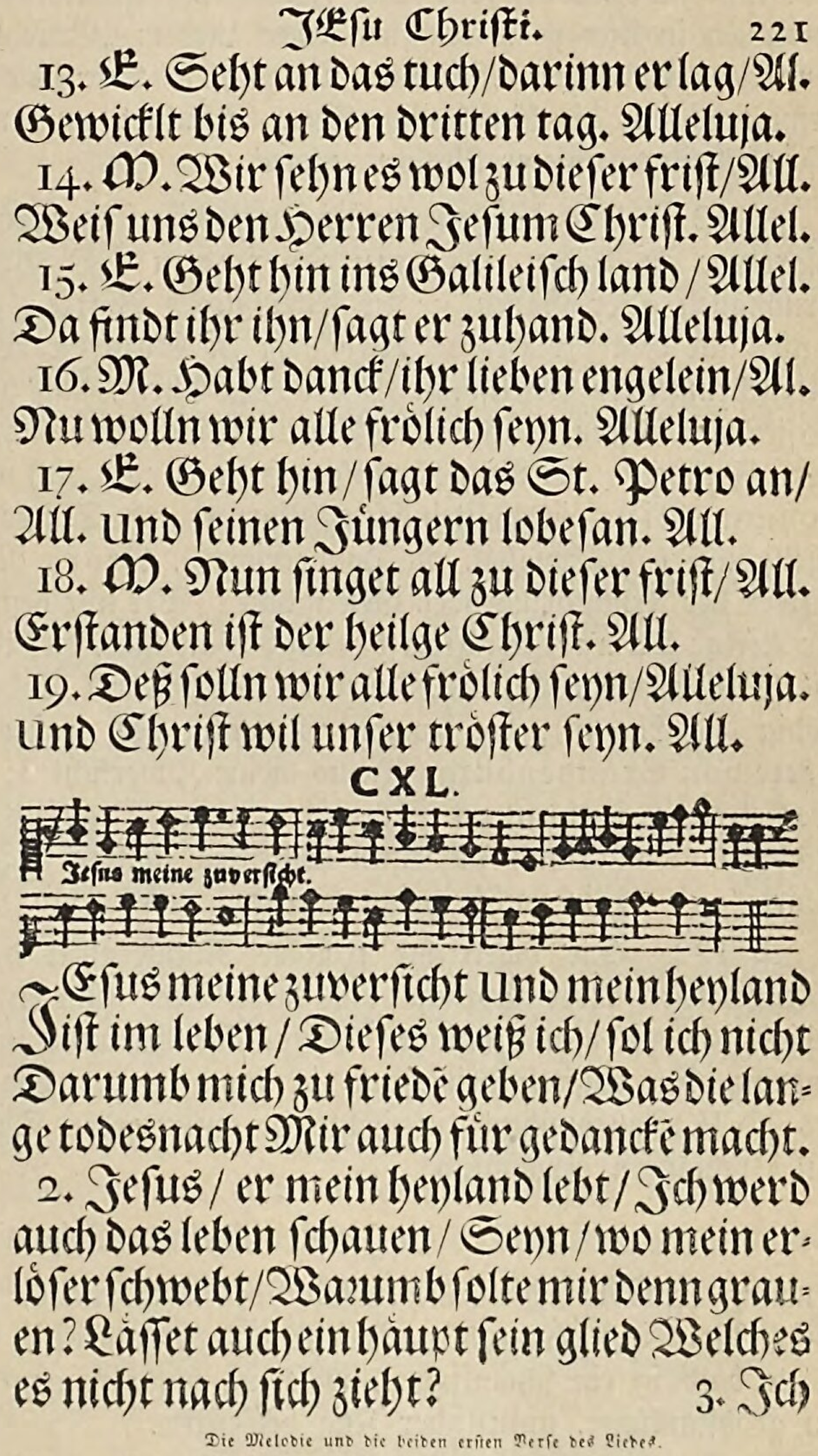
Abb. 24. Paulus Gerhardt.

allem der Königsberger, dessen hervorragendstes Mitglied **Simon Dach** (1605 bis 1659) war, der noch heute in manchen schönen geistlichen und weltlichen Liedern („O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen!“ — „Der Mensch hat nichts so eigen — und Anke[Ännchen] von Tharau“) unter uns fortlebt.

§ 120. Ein anderer Dichterkreis gruppiert sich ganz frei um den nächst Luther größten Kirchenliederdichter unseres Volkes

Paulus Gerhardt.

Geboren 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg hatte er — nach Absolvierung seiner theologischen Studien — durch die Kriegswirren der Zeit aufgehalten, so lange auf eine Anstellung zu warten, daß er erst 1651 in Mittenwalde Pfarrer wurde. Von dort an die Nikolaikirche zu Berlin berufen, büßte er sein im großen Segen geführtes Amt ein, da seine lutherische Überzeugung ihm nicht gestattete, sich den Edikten des Großen Kurfürsten zu unterwerfen. In Lübben an der Spree fand er freundliche Aufnahme, und dort blieb er bis zu seinem Tode 1676. Seine zahlreichen Lieder haben durchweg etwas Frisches und Volkstümliches und sind von herzlicher Frömmigkeit erfüllt. Die großen Feste des Kirchenjahres: Advent („Wie soll ich dich empfangen"?) Weihnachten („Fröhlich soll mein Herze springen"), Charfreitag („O Haupt voll Blut und Wunden"), Ostern („Auf, auf, mein Herz mit Freuden") und Pfingsten („Zeuch ein zu meinen Thoren") sind vor allem unter seinen kernhaften und glaubenstreuen Liedern vertreten. Daneben aber gibt es keinen Moment des Lebens, für den wir nicht von ihm eines oder mehrere Kernlieder besitzen. Mit „Wach auf, mein Herz, und singe" begrüßt er den Morgen; mit „Nun ruhen alle Wälder" den scheidenden Tag; mit


JEsu Christi. 221
13. E. Seht an das tuch/darinn er lag/Al.
Gewicklt bis an den dritten tag. Alleluja.
14. M. Wir sehn es wol zu dieser frist/All.
Weis uns den Herren Jesum Christ. Allel.
15. E. Geht hin ins Galileisch land/Allel.
Da findt ihr ihn/sagt er zuhand. Alleluja.
16. M. Habt danck/ihr lieben engelein/Al.
Nu wolln wir alle frölich seyn. Alleluja.
17. E. Geht hin/sagt das St. Petro an/
All. Und seinen Jüngern lobesan. All.
18. M. Nun singet all zu dieser frist/All.
Erstanden ist der heilge Christ. All.
19. Deß solln wir alle frölich seyn/Alleluja.
Und Christ wil unser tröster seyn. All.
CXL.
Jesus meine zuversicht.
JEsus meine zuversicht Und mein heyland
ist im leben/Dieses weiß ich/sol ich nicht
Darumb mich zu frieden geben/Was die lange
todesnacht Mir auch für gedancken macht.
2. Jesus/er mein heyland lebt/Ich werd
auch das leben schauen/Seyn/wo mein erlöser
schwebt/Warumb solte mir denn grauen?
Lässet auch ein häupt sein glied Welches
es nicht nach sich zieht? 3. Ich

Die Melodie und die beiden ersten Verse des Liedes.

Abb. 25. Erster Druck des Liedes „Jesus meine Zuversicht" der Kurfürstin Luise Henriette. Getreue Nachbildung aus Christoph Runges Berliner Gesangbuch vom Jahre 1653, nach dem für Otto von Schwerin auf Pergament gedruckten Exemplar, seit 1754 in der Gräflich Stolbergischen Bibliothek zu Wernigerode. Eins der drei allein erhaltenen Exemplare.
Die Melodie und die beiden ersten Verse des Liedes.

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!" den Sommer. Seine warme Vaterlandsliebe spricht sich in dem zu Ende des dreißigjährigen Krieges gesungenen Liede aus: „Gottlob! nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort," sein herzliches Gottvertrauen in dem gemütreichsten seiner Lieder: „Befiehl du deine Wege," wie in dem triumphierenden: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich." Auch wenn man nur die künstlerische Seite betrachtet, muß man Paul Gerhardt zu den ersten Lyrikern unserer Nation rechnen.

§ 121. Aus dem Gerhardtschen Kreise sind hervorzuheben: der liederreiche Pfarrherr zu Köben, Johann Heermann („O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben"); der Eilenburger Pfarrer, Martin Rinkart („Nun danket alle Gott"); Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar, ein Mitstifter der Fruchtbringenden Gesellschaft („Herr Jesu Christ, dich zu uns wend"); der Bürgermeister von Guben, Johannes Franck („Schmücke dich, o liebe Seele!" — „Jesu, meine Freude!"); der Rechtskonsulent Homburg („Ach wundergroßer Siegesheld"); Johann Rist, ein holsteinischer Pfarrer und Stifter einer kurzlebigen Sprachgesellschaft, („O Ewigkeit, du Donnerwort"), Georg Neumark, der „Erzschreinhalter" der Fruchtbringenden Gesellschaft („Wer nur den lieben Gott läßt walten"); der Rektor Samuel Rodigast („Was Gott thut, das ist wohlgethan"); der reformierte Pfarrer von Bremen, Joachim Neander („Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren"); die fromme Gemahlin des großen Kurfürsten, Luise Henriette von Brandenburg („Jesus meine Zuversicht"); der zur katholischen Kirche übergetretene Johannes Scheffler oder Angelus Silesius (Angelus der Schlesier) wie er sich in seinen Schriften nannte („Ich will dich lieben meine Stärke" — „Mir nach! spricht Christus unser Held").

§ 122. Die regelrechte trockene Nüchternheit der Opitzischen Schule, die „Reinlichkeit" ihrer Sprache und ihrer Verse führten allmählich einen Umschlag herbei, der mit dem politischen Verfall Deutschlands und mit der von Frankreich eindringenden Unsittlichkeit Hand in Hand ging. Die mit den sechziger Jahren des XVII. Jahrhunderts in Schlesien auftretenden Dichter, zum Unterschied von den Opitzianern gewöhnlich

die zweite schlesische Schule

genannt, erstrebten die „Lieblichkeit" des Ausdruckes, die „niedliche und galante Schreibart" in nachahmender Anlehnung an italienische Vorbilder. Dieses Streben artete bald in ein schwulstiges, widerlich pathetisches Wesen aus, dem sich meist ein grobsinnlicher, unsittlicher Zug beigesellte.

§ 123. Die Führer dieser Schule waren

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau

(geb. 1618 zu Breslau, † 1679 als Präsident des Breslauer Ratskollegiums), dessen ehrbares und sittenreines Leben mit der rohen und lüsternen Geschmacklosigkeit seiner Liebespoesie („Heldenbriefe") in seltsamem Widerspruch stand; und

Daniel Casper von Lohenstein.

(geb. 1635 zu Nimptsch im Fürstentum Brieg, † 1683 als kaiserlicher Rat und Syndikus der Stadt Breslau). In seinen lyrischen Gedichten („Blumen") eiferte er Hoffmannswaldau nach, in seinen Dramen nahm er sich Andreas Gryphius zum Muster. Er übertraf ihn aber noch durch ein Häufen des Gräßlichen, Unnatürlichen und Gemeinen. In seiner Tragödie „Epicharis" werden die Opfer der Tyrannenwut zu dutzenden gepeitscht, gefoltert, geköpft und gewürgt, und das alles vor den Augen der Zuschauer. Noch entsetzlicher und haarsträubender geht es in der „Agrippina" zu. Während er die Stoffe zu seinen Dramen der römischen und der türkischen Geschichte entnahm, war sein großer Heldenroman: „Großmütiger Feldherr Arminius" ein deutsch-patriotisches Werk, das in ungeheurer Weitschweifigkeit und Gelehrsamkeit (2868 doppelspaltige Quartseiten) nicht nur eine Geschichte des Deutschen Volkes geben, sondern auch den Nachweis führen wollte, daß alles Große in der Welt von Deutschen ausgeführt worden sei.

Gegner der zweiten schlesischen Schule.

§ 124. Die Verirrungen dieser Schule konnten nicht ohne Widerspruch und Gegnerschaft bleiben. Ernste Männer erhoben sich und suchten die Poesie zur Einfachheit und Wahrheit zurückzuführen, verfielen aber dabei oft wieder in das Extrem der kalten Nüchternheit des Verstandes und einer in seichter Breite dahinfließenden Versmacherei. Vornehmlich trat hier hervor der sächsische Rektor

Christian Weise (1642—1708), welcher das deutsche Versmachen als Lehrgegenstand in seinem Gymnasium einführte, um „seinen Schülern die Zunge zu lösen". Zur weiteren poetischen Ausbildung seiner Schüler verfaßte er über ein halbes Hundert Dramen, welche von denselben alljährlich an drei aufeinander folgenden Abenden aufgeführt wurden. Es gab darunter manches Wertvolle, namentlich in den Lustspielen, die den ermüdenden Alexandriner durch einfache, kräftige Prosa ersetzten. Von seinen Romanen sind „die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt" noch heute lesenswert.

§ 125. Aus der großen Schar der Dichterlinge („Wasserpoeten"), welche dieser Gegnerschaft sich anschlossen, ragt hoch hervor ein wirklicher Dichter:

Johann Christian Günther, 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, früh in ein unordentliches Leben geraten und jung (1723) im Elend gestorben. Seine Lieder zeichnen sich durch echte frische Empfindung und Gemüt aus und sind durchweg in der Form äußerst gewandt, aber die meisten machen einen wenig erquicklichen Eindruck, da sich das vergebliche Ringen seiner Seele wider die ihn unterjochende Leidenschaft darin mit erschütternder Kraft ausspricht. „Er wußte sich nicht zu zähmen," hat Goethe von ihm gesagt; „darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

§ 126. Auf dem von Christian Weise angebahnten Dichterpfade bewegte sich auch der Hamburger Ratsherr

Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), dessen Gedichte sich auf sinnige Naturschilderung und fromme Naturbetrachtung beschränken. Sein „Irdisches

Vergnügen in Gott" (neun Bände) enthält manche hübsche Stelle poetischer Kleinmalerei neben vielen Geschmacklosigkeiten und ermüdenden Belehrungen über den Zweck und Nutzen der Naturerscheinungen. Aber den Sinn für die Natur hat er durch seine treuherzigen Gedichte in vielen geweckt, obgleich eigentlich schöpferische Phantasie ihm ganz abging.

Romandichter.

§ 127. Auch im Roman dieses Jahrhunderts herrschte zunächst die Abhängigkeit vom Auslande vor. Französische Helden- und Liebesgeschichten, spanische Rittergeschichten („Don Kichote de la Mantscha") und Schäferromane wurden mit Vorliebe ins Deutsche übertragen. Dabei waren die Romane sehr lehrhaft; sie wollten erbauen, sittlich bessern und unterrichten. Die „Liebes- und Heldengeschichten" waren oft vollständige Lehrbücher im Rahmen einer Erzählung, in denen alles nur Denkbare — Weltgeschichte, Geographie, Astrologie &c. — gelehrt wurde. So schilderte **Philipp von Zesen**, der Gründer der „Teutschgesinnten Genossenschaft" (§ 111) in seinem Roman **„Assenat"** (so heißt in der Tradition die Frau des Joseph) das ägyptische Staatsregiment und den Hofprunk aufs allerbreiteste und ausführlichste; und in dem sechs Bände umfassenden Roman: **„Die römische Octavia"** des Herzogs **Anton Ulrich von Braunschweig** (1633—1714) wird die römische Geschichte von Claudius bis auf Vespasianus eingehend erzählt. Ganz im Stil Hoffmannswaldaus war ein Roman des Rittergutsbesitzers **Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen** (1653—1697) geschrieben, der zu den Lieblingsbüchern der damaligen Lesewelt gehörte. Sein Titel lautete: **„Asiatische Banise** oder blutiges doch mutiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhende" (Leipzig 1688).

§ 128. Gegenüber diesem krankhaft und langweilig aufgeputzten Wesen kam das Volksmäßige und Naturwüchsige in dem Abenteuerroman zur Geltung, zu welchem die wunderlichen Erlebnisse einzelner Personen wie des ganzen Volkes, welche der dreißigjährige Krieg mit sich brachte, ausreichenden Stoff lieferten. Das bedeutendste Werk dieser Art ist der

„Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus",

der im Jahre 1668 erschien. Die erste erhaltene Ausgabe, deren Titelblatt auf der nächsten Seite mitgeteilt wird, datiert erst aus dem folgenden Jahre 1669.

§ 129. Der Verfasser dieses Romanes, **Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen**, war im Jahre 1625 zu Gelnhausen in Hessen geboren. Als Knabe aufgegriffen und in die Soldatenjacke gesteckt, durchstreifte er jahrelang die deutschen Lande mit den wilden Kriegsscharen, kam auch nach Frankreich und in die Schweiz. Endlich wieder heimgekehrt und zur Ruhe gekommen, holte er rasch nach, was er in der Jugendzeit versäumt hatte, und erwarb sich eine reiche und vielseitige Bildung. Um 1667 wurde er bischöflich Straßburgischer Amtsschultheiß zu Renchen am Schwarzwald, schrieb eine Reihe von Erzählungen und Romanen und starb hochangesehen im Jahre 1676.



Abb. 26

Neueingerichter und vielverbesserter
Abentheurlicher
SIMPLICISSIMUS
Das ist:
Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten / genant Melchior Sternfels von Fuchshaim / wie / wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen / was er darin gesehen / gelernet / erfahren und außgestanden / auch warum er solche wieder freywillig quittiret hat.
Uberauß lustig / und männiglich nützlich zulesen.
An Tag geben
Von
GERMAN SCHLEIFHEIM
von Sulsfort.

Mompelgart /
Gedruckt bey Johann Fillion /
Im Jahr M DC LXIX.

Titelkupfer und Titel des ersten Drucks des Simplicissimus vom Jahre 1669, nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Druckort und Druckername sind erdichtet, wahrscheinlich war Nürnberg der Druckort.)

§ 130. In das bedeutendste und umfangreichste seiner Werke, den „Simplicissimus“ hat Grimmelshausen unzweifelhaft ein großes Stück seines eigenen abenteuerlichen Lebens hineinverwebt und dadurch dem Buche die unvergleichliche Lebensfrische gegeben, die es auszeichnet.

Der Held dieses Romanes — der Sohn eines vornehmen Mannes — wächst im Spessart bei einem armen Bauer, den er für seinen „Knän“ (Vater) hält, in völliger Verwahrlosung als ein vollständiger „Simplex“ (oder „Simplicissimus“, wie er später genannt wird) auf. Als sein „Knän“ von einem Trupp „Courassirer“, welche das Dorf plündern und einäschern, schrecklich mißhandelt wird, flieht er in den Wald, wo er bei einem alten frommen Einsiedel, der niemand anders als sein wirklicher Vater ist, freundliche Aufnahme und die langentbehrte Erziehung findet. Zwei Jahre lang bleibt er unter diesem heilsamen Einfluß in der Waldeinsamkeit, da stirbt der greise Einsiedel, und bald danach reißen Kriegsleute den trauernden Simplex aus dem ihm liebgewordenen Zufluchtsort heraus und bringen ihn zum Gouverneur von Hanau, der ihn zum Pagen annimmt. Doch auch hier lassen ihn die Wirren der Zeit nicht lange verweilen. Er gerät unter die verwildertsten Kroaten und damit vollends in die Schrecknisse des Kriegslebens hinein, das er höchst anschaulich zu schildern versteht. Bald hat er sich in das wilde, ruchlose Treiben gefunden. Er schließt sich den Mordbanden mit toller Lust an und sinkt immer tiefer in das Sündenleben des Lagers, obgleich sein Gewissen sich dagegen auflehnt. Als Soldat zeichnet er sich auf den Streifzügen durch Keckheit und Gewandtheit aus und macht häufig gute Beute. Jahrelang führt er dieses ruhelose Leben. Als Gefangener lernt er die Schweden kennen, kommt dann nach Paris, wo er als Beau Aleman der Löwe des Tages ist, gerät auf dem Rückwege in große Not und muß sein Brot als Quacksalber verdienen. Endlich führt er ein vollständiges Räuberleben, was ihn aber auf die Länge so anwidert, daß er sich losreißt, ein Bauernmädchen heiratet und ein Bauerngut bewirtschaftet. Beides schlägt nicht zum besten aus, und als sein Weib gestorben, läßt er sich noch einmal von der alten Abenteuerlust fortreißen, durchstreicht drei Jahre lang Land und Meer bis nach Asien hin und kommt erst heim, als der Friede geschlossen. Seitdem lebt er bei seinem „Knän“ aus dem Spessart, den er schon früher einmal wiedergefunden, und von dem er erfährt, wer seine wahren Eltern gewesen. Da führt er nun ein beschauliches Leben, bereut seine Sünden und beschließt, der Welt für immer abzusagen und als Einsiedler — wie sein Vater — seine Tage zu beenden.

§ 131. Nachdem Grimmelshausen so seinen großen Roman zum Abschluß gebracht, fiel es ihm ein, noch eine Fortsetzung hinzuzufügen. In derselben wird aus dem Waldbruder Simplicius ein Wallbruder, dessen Ziel Jerusalem ist. Dasselbe erreicht er aber nicht, da er in Ägypten von arabischen Räubern gefangen und eine Zeitlang als wilder Mann gezeigt wird. Endlich gelingt es ihm, sich zu befreien, und er beabsichtigt, um die Südspitze von Afrika nach S. Jago di Compostella zu segeln, aber er erleidet Schiffbruch und rettet sich mit Mühe auf eine einsame Insel. Diese ist so paradiesisch schön, daß er sie nicht mehr verlassen mag, und sich auch von einem Schiffe, das ihn heimnehmen will, dazu nicht bewegen läßt.

§ 132. In diesem zweiten Schluß tritt Simplicius in einem Charakter auf, der fünfzig Jahre später auf langehin die ganze Romanlitteratur erfüllen und beherrschen sollte. Im Jahre 1719 erschien nämlich in England eine Erzählung: **„Robinson Crusoe“** von **Daniel Defoe.** Darin wurden, mit Benutzung der wirklich erlebten Abenteuer eines schottischen Matrosen, die wunderbaren Erlebnisse eines auf eine wüste Insel verschlagenen Seefahrers erzählt. 1720 ins Deutsche übersetzt, wurde diese Erzählung die Mutter einer langen Reihe von **Robinsonaden,** welche unter allen möglichen wunderlichen Titeln (der geistliche, der medizinische, der jüdische R. 2c.) in den darauf folgenden Jahren erschienen. Die bedeutendste Erzählung dieser Art war die **„Insel Felsenburg“** von **Joh. Gottfried Schnabel,** welcher das durch die Wirklichkeit nur zu sehr widerlegte Traumbild eines idyllisch schönen und reinen Naturzustandes der Südseeinsulaner zu Grunde liegt.

Die Satire unter und auf der Kanzel.

§ 133. Ein satirischer Sittenprediger unter der Kanzel war **Johann Michael Moscherosch,** der 1601 in Wilstädt geboren, nach einem sehr bewegten Leben gegen Ende des dreißigjährigen Krieges als Fiskal der Stadt Straßburg seßhaft wurde und als kurfürstlich Hessischer Geheimer Rat im Jahre 1669 starb. In seinem Werke: **„Wunderliche und warhaftige Gesichte Philanders von Sittewald“** zeichnete er die jammervollen Zustände seiner Zeit, welche er ähnlich vorführt, wie Sebastian Brant die Narren, als „Venus-Narren, Höllen-Kinder, A la mode-Kehraus (worin er die charakterlose Ausländerei seiner Zeitgenossen geißelt), Weiberlob, Soldatenleben 2c.“ Obgleich sein Buch selbst nicht von manchem frei ist, was er verspottet und namentlich an einem Übermaß von pedantischer Lehrhaftigkeit und von Sprachbrocken aus allen möglichen Ländern leidet, ist es doch ein wertvolles Spiegelbild der Zeit und dabei ein ernstes patriotisches und christlich frommes Werk.

§ 134. In plattdeutscher Mundart lieferte **Johann Lauremberg** (1590—1658), ein Mecklenburger Professor, ein von aller Gelehrtenmanier freies, naturwüchsiges Seitenstück zu Moscherosch's „Gesichten“. In seinen „veer Schertz-Gedichten“ (1652) griff er die Modethorheit („almodische Klederdracht“, „Vormengde Sprake und Titeln“, „Poësie und Rymgedichten“ seiner Zeitgenossen, insonderheit auch der Opitzianer, auf das schärfste an.

§ 135. Auch auf der Kanzel wurde mit satirischen Waffen wider die mannigfachen Gebrechen und Schäden der Zeit gekämpft, und zwar geschah das im Norden, wie im Süden, in der protestantischen wie in der katholischen Kirche. Den Norden und den Protestantismus vertrat

Johann Balthasar Schupp,
(1610—1661)

ein Hesse von Geburt, der nach tüchtigen theologischen Studien in Marburg und Königsberg und weitausgedehnten Fußreisen in verschiedenen Städten seines geistlichen Amtes waltete, am längsten aber in Hamburg, wohin er einen Ruf erhielt, nachdem er in Münster beim westfälischen Friedensschlusse die feierliche Friedenspredigt gehalten hatte. Seine Predigten waren von markiger Kraft und volks-

tümlicher Anschaulichkeit, und bei aller satirischen Schärfe evangelisch tiefgegründet. Eine der uns erhaltenen: „die Catechismuspredigt vom dritten Gebot oder **Gedenk daran, Hamburg**", kennzeichnet seine ganze Eigentümlichkeit aufs beste. Auch in vielen seiner Prosaschriften erweist er sich als ein bedeutender Satiriker und zugleich als ein vorzüglicher Pädagog. Für seinen das Vaterhaus verlassenden Sohn schrieb er ein treffliches, noch heute sehr lesenswertes Büchlein: „**Der Freund in der Not**". In seinem „**teutschen Lehrmeister**" geißelte er die pedantische, hohle und eitle Schulgelehrsamkeit und Fremdtümelei und trat aufs wärmste für den Gebrauch und die Rechte der Muttersprache auf allen Gebieten des geistigen Lebens ein.

§ 136. Auf der Kanzel der Augustinerkirche in Wien stand

Abraham a Sancta Clara,
(1644—1709)

wie sich der Württemberger Ulrich Megerle seit seinem Eintritt in das Augustinerkloster zu Marienburg nannte. Ein Volksmann und ein gewaltiger Redner, ließ er Humor und Satire etwas sehr frei walten, ja artete zuweilen ins Burleske aus. Auch er veröffentlichte eine Reihe von satirischen Werken, unter denen „**Judas der Erzschelm**" das bedeutendste ist. Die Angst vor den herannahenden Türken veranlaßte ihn zu der Schrift: „Auf, auf, ihr Christen!" aus welcher Schiller die bekannte Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" entlehnte.

III. Das XVIII. Jahrhundert.

1. Vorboten einer neuen Blütezeit.

§ 137. Noch war die Verirrung der Schlesier nicht ganz überwunden. Noch herrschte anderseits die kahle Nüchternheit in der Poesie vor — da schien an zwei weit auseinanderliegenden Mittelpunkten des litterarischen Strebens, in Zürich und in Leipzig, sich ein Umschwung vorzubereiten.

Im Jahre 1720 stifteten zwei Schweizer Professoren,

J. J. Bodmer (1698—1783) und **J. J. Breitinger** (1701—1776)

eine Dichtergesellschaft in Zürich, deren Zweck es war, über litterarische Fragen die verschiedenen Ansichten der Mitglieder auszutauschen, das Ergebnis der Besprechung aufzuschreiben, auch einer an des anderen eigenen Produkten Kritik zu üben. Nach Jahresfrist gründeten die Dichtergenossen eine Wochenschrift: „Die Discurse der Maler", um ihre Gedanken über Poesie weiterzuverbreiten. Die Poesie stellten sie, als eine mit Worten malende Kunst, der Malerei gleich, darum nannten sie sich selbst auch Maler, zeichneten auch ihre Artikel mit den Namen berühmter Künstler. Vor allem aber lehrte hier nun Bodmer (unter dem Pseudonym: Rubens), daß der Poet „sich nicht an die Regeln einer methodischen Chria binden", sondern nur die Ordnung befolgen dürfe, „welche ihm seine poetische

Hitze und der Enthusiasmus an die Hand gibt, ich verstehe die äußerste Passion," sagt er, „mit welcher er für die Materie seines Gedichtes angefüllt ist —." Mit anderen Worten: die Poesie muß aus Herz und Gemüt hervorquellen und von lebendiger Phantasie getragen werden. Als Muster galten ihnen nicht die Franzosen, sondern die uns stammverwandten Engländer.

Im Jahre 1667 war in England Miltons „Verlorenes Paradies" (The Paradise lost) erschienen, in welchem der berühmte Sekretär Oliver Cromwells den Sündenfall und die Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese ergreifend geschildert hat. Bodmer übersetzte dieses Epos im Jahre 1732 in Prosa und wies daran seine Anschauungen **„von dem Wunderbaren in der Poesie"** in einer kritischen Abhandlung nach. Auch seinem Freunde Breitinger galt Miltons Epos als Ideal wahrer Dichtung. Die ihm und Bodmer gemeinsamen Gedanken legte Breitinger 1740 in seinem Werke **„Kritische Dichtkunst"** nieder.

§ 138. Gegen diese Anschauungen der Schweizer erhob ein Leipziger Professor lauten und leidenschaftlichen Protest. Es war

Johann Christoph Gottsched (1700—1766),

welcher „Vernunft und Regelmäßigkeit" zum Grundgesetz der Poesie und die französischen Dichter (Corneille, Racine &c.) aus Ludwigs XIV. Zeit als allein gültige Muster erhoben sehen wollte. Ein langjähriger heftiger Streit der gelehrten Herren hüben und drüben, deren eigene Dichtungen nur als abschreckende Beispiele gelten konnten, war die Folge dieses Protestes. Gottsched, der sich übrigens um unsere Sprache und Litteratur trotz seiner Pedanterie und Poesielosigkeit namhafte Verdienste erworben hat, unterlag in diesem unerquicklichen Federkriege, und wurde in seinem Alter ebenso verspottet, wie er einst bewundert worden war. Freilich war es nicht so sehr die Überlegenheit der Schweizer, als die Macht der in Klopstock neuerwachenden und ihre Anschauungen verwirklichenden Poesie, welche ihnen den Sieg verschaffte.

§ 139. Unabhängig von den Kunstrichtern in Zürich und in Leipzig, zum Teil schon vor Ausbruch des berüchtigten Federkrieges, traten zwei Dichter auf, welche in England einen Teil ihrer litterarischen Bildung erworben hatten und innerlich ganz auf Seiten Bodmers standen, so verschieden sie auch sonst von einander waren. Der erste von ihnen,

Albrecht von Haller,

1708 in Bern geboren, lange Jahre als Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Göttingen thätig und weithin berühmt, 1777 in seiner Vaterstadt gestorben, gab der deutschen Dichtung neue Anschauungen und Gedanken in seinem bedeutendsten Werke: **„Die Alpen"**. In gedrungen kräftiger Sprache und mit warmempfundenem Patriotismus schildert er darin die Natur und die Menschen seiner Heimat, ihr einfaches Leben, ihre Arbeiten und ihre Feste. Unter seinen lyrischen Gedichten zeichnet sich die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne," in welcher er das Andenken seiner ihm früh entrissenen ersten Frau feiert, durch wahre Empfindung und tiefes Gefühl aus.

In Hamburg lebte und starb der zweite dieser Dichter,

Friedrich von Hagedorn (1708—1754).

An Tiefe der Gedanken hinter Haller zurückstehend, übertraf er ihn durch Eleganz der Sprache und Leichtigkeit der Darstellung. Außer einer Reihe heiterer, lebenslustiger Lieder dichtete er Fabeln (Das Hühnchen und der Diamant) und Erzählungen (Johann, der muntre Seifensieder), die noch heute unvergessen sind.

§ 140. Im J. 1744 sagten sich auch die namhaftesten Leipziger Dichter von Gottsched los und gründeten eine eigene, von ihm unabhängige poetische Zeitschrift, die ein Bremer Buchhändler 1745 herausgab, weshalb sie kurzweg **„Bremer Beiträge"** genannt wurde. Der bekannteste, beliebteste und einflußreichste unter ihnen war

Christian Fürchtegott Gellert.

Am 4. Juli 1715 zu Hainichen im sächsischen Erzgebirge geboren, der fünfte Sohn eines Geistlichen, wuchs er unter sehr ärmlichen Verhältnissen auf. Nachdem er die Meißner Fürstenschule absolviert, studierte er in Leipzig Philosophie und Theologie. Da ihn aber seine große Schüchternheit vom Predigtamte zurückhielt, erwählte er das Lehramt an der dortigen Universität und wurde 1751 Professor der Philosophie und Moral. Ungeachtet seines etwas weinerlichen Vortrags zog er die Studenten doch so sehr an, daß oft über vierhundert sich in seinem Hörsaal um ihn scharten und daß — wie Goethe erzählt — „die Verehrung und Liebe, welche er von allen jungen Leuten genoß, außerordentlich war." Sein Einfluß aber reichte weit über die Grenzen seiner Professur hinaus. Im protestantischen wie im katholischen Deutschland galt er als Autorität, an die man sich wandte, um einen tüchtigen Hofmeister oder eine gute Erzieherin zu erhalten, oder auch um sich durch seinen Rat sittlich und wissenschaftlich fortzubilden. Bauern und Fürsten liebten den „guten Gellert" und suchten es ihm oft in der rührendsten Weise zu bethätigen. Friedrich der Große, der bei seinem Aufenthalt in Leipzig 1760 eine lange Unterredung mit ihm hatte, erklärte ihn für den „verständigsten von allen deutschen Gelehrten". Als er 1769 starb, betrauerte ihn ganz Deutschland wie einen Freund. — Unter seinen Werken nehmen die **Fabeln** und **Erzählungen** die erste Stelle ein. Sie überraschten in seiner Zeit durch ihre leichte und gefällige Sprache und wirken heute wie damals noch fesselnd durch ihren aus dem Leben gegriffenen, oft sehr witzigen Inhalt (Der Zeisig. — Das



Abb. 27. Aus Chodowieckis Kupfern zu Gellerts Fabeln vom Jahre 1776.

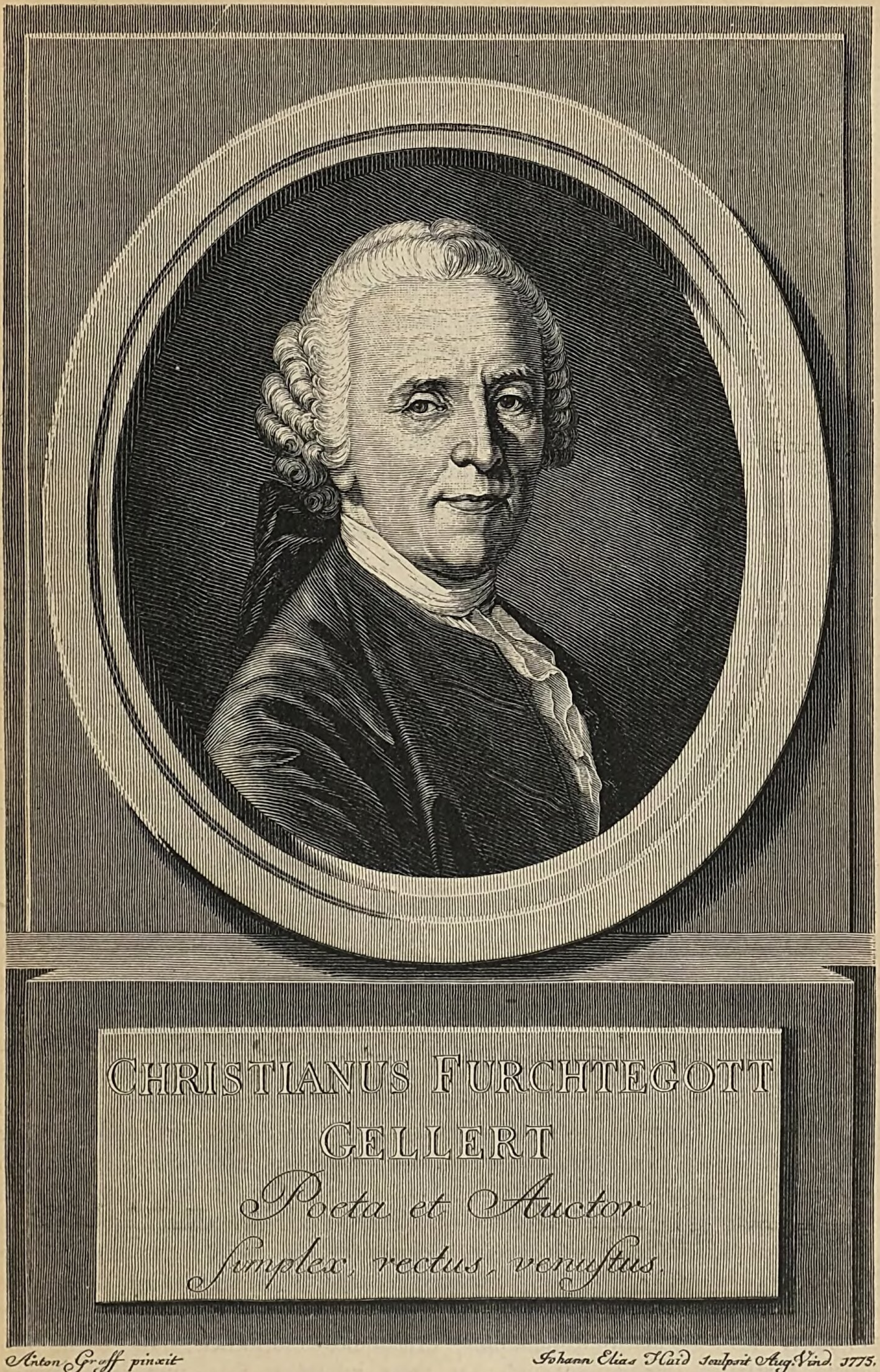


Abb. 28. Christian Fürchtegott Gellerts Bildnis vom Jahre 1775. Gemalt von Graff, gestochen von Haid in Augsburg.
Unterschrift: Chr. F. Gellert, ein gerader, offener und züchtiger Dichter und Schriftsteller.

junge Mädchen. — Die Geschichte vom Hute ꝛc.). Unter seinen „geistlichen Oden und Liedern“ sind neben vielen moralisierenden Lehrgedichten einige, welche beinahe an das alte Kirchenlied erinnern („Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ — „Jesus lebt, mit ihm auch ich“ — „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“).

§ 141. Nach Hagedorns und Gellerts Vorgange und Vorbilde dichteten der Sachse **Gottfried Lichtwer** († 1783) und der Elsässer **Konrad Pfeffel** († 1809) Fabeln und Erzählungen. Am bekanntesten sind von ersterem: „Die Katzen und der Hausherr“ und die „Geschichte vom kleinen Töffel“; von letzterem: „Ochs und Esel“ und „Die Tabakspfeife“ (Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?).

§ 142. Neben Gellert ist noch sein Freund, der Satiriker **Gottlieb Wilhelm Rabener** (1714—1771) zu nennen, der auch als Steuerrat in Dresden dem Leipziger Dichterkreise treu blieb. Er schrieb seine gutmütigen Satiren in Prosa, kleidete sie aber in alle möglichen verschiedenen Formen: Abhandlungen, Trauer- und Lobreden, Visionen, Wörterbücher ꝛc. Seine Thoren sind zumeist dem Mittelstande entnommen und durchweg ziemlich harmlose Geschöpfe, da Rabener es aufs ängstlichste vermied, jemand zu verletzen und bestimmte Persönlichkeiten zu treffen.

§ 143. Ein anderer Dichterkreis bildete sich in dem Leipzig benachbarten Halle um drei junge Männer, Gleim, Götz und Uz, welche 1739 dort studierten und im engen Freundesbunde Hagedorns heiterer lebenslustiger Poesie nacheiferten. Ihr höchstes Ideal war der griechische Dichter des Weins und der Liebe Anakreon, der um 530 v. Chr. am Hofe des samischen Tyrannen Polykrates lebte. Nach ihm **„Anakreontiker“** genannt, besangen sie den frohen tändelnden Lebensgenuß unter dem Schutze Cupidos und Amors und zu Ehren ihrer Schönen, denen sie auch griechische Namen (Delia, Chloe ꝛc.) beilegten. Ein höherer Lebensgehalt kam in ihre Poesie durch die Begeisterung für Friedrich den Großen, dessen Thaten das lange schlummernde Nationalgefühl geweckt hatten.

§ 144. Das Haupt dieses preußischen Dichterkreises war

Joh. Wilh. Ludwig Gleim,
(1719—1803)

der den größten Teil seines Lebens als Domsekretär und Kanonikus in Halberstadt verbrachte. Unverheiratet und im Genuß eines reichlichen Einkommens, war es ihm eine wahre Lust, Bedürftige zu unterstützen und namentlich — wie Goethe sagt — „junge Leute im litterarischen Thun und Treiben zu fördern.“ Durch diese Förderung dichterischer Talente hat er sich ein größeres Verdienst erworben, als durch seine eigene teils geistlos spielerische, teils breite und weitschweifige Poesie. Außer ein paar Fabeln („Eine kleine Biene flog emsig hin und her und sog“) und Erzählungen („Die Milchfrau“ — „Die Eiche und der Kürbis“) sind von allen seinen zahlreichen Gedichten nur noch in der Erinnerung geblieben die **„Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“**, in welchen er den großen Preußenkönig feierte. So wenig volksmäßig diese Lieder auch sind, haben sie doch das vaterländische Element in der Poesie wieder zu Ehren gebracht, und ungeachtet der gelehrten Einmischung griechischer Gottheiten, die darin sich störend bemerklich macht, ist doch ein tiefer religiöser Zug und ein warmes Vaterlandsgefühl in ihnen unverkennbar. Bis in sein hohes Alter blieb

Gleim ein begeisterter Patriot. Noch als 81jähriger Greis, im Jahre 1800, sang er:

Deutsche Treue, deutscher Wein,
Ganzer und nicht halber Rhein!

§ 145. Viele jugendliche Dichter scharten sich um „Vater Gleim." Unter ihnen verdient vor allem Erwähnung

Ewald Christian von Kleist.

Im Jahre 1715 zu Zeblin bei Köslin geboren, hatte er — nach beendigtem Studium der Rechte — in Dänemark Dienste genommen, war dann aber auf Befehl seines Königs, Friedrichs II, zurückgekehrt und in Potsdam als Leutnant beim Regiment des Prinzen Heinrich eingetreten. Dort lernte er Gleim kennen, der damals Hauslehrer bei Kleists Obersten war. Durch den Umgang mit ihm erwachte die Lust zum Dichten, das er bereits früher geübt, aufs neue. Durch den späteren Verkehr mit den Leipziger Dichtern, vor allem mit dem jungen Lessing wurde dieser Trieb noch verstärkt und vertieft. Als Major zeichnete er sich in den Feldzügen von 1758 und 1759 durch persönliche Tapferkeit aus. Auch in der heißen Schlacht bei Kunersdorf am 17. August 1759 focht er wie ein Held. Beim Stürmen einer feindlichen Batterie zerschmetterte eine Kartätschenkugel ihm das rechte Bein. Am 24. August erlag er in Frankfurt a. O. trotz der sorgsamsten Pflege seinen schweren Wunden.

Aus der Sorglosigkeit seiner ersten anakreontischen Lieder wurde er durch schweres Liebesleid in eine ernstere Lebensauffassung und Dichtungsweise getrieben. In seinem bedeutendsten Werk: **„Der Frühling"** (in Hexametern mit einer Vorschlagssilbe) läßt er die großen Gegensätze friedlich stillen Glückes und gewaltsamer Verheerung sehr wirksam hervortreten und preist den Gott, der alles so herrlich geschaffen. Neben den idyllischen Klängen fehlt es aber auch nicht an energischen und kriegerischen Weisen in seiner Poesie. In der markigen „Ode an die preußische Armee" spricht sich eine glühende Begeisterung für seinen großen König aus und ein ungestümes Verlangen, im Kampfe für ihn „Ehr' oder Tod" zu finden.

§ 146. Gleims Freund,

Karl Wilhelm Ramler (1725—1798),

Lehrer der Logik und der schönen Wissenschaften an der Kadettenschule zu Berlin, war als Kritiker bedeutender denn als Dichter. Sogar Lessing gab ihm seine Gedichte zur Beurteilung und Durchfeilung. Eichendorff hat ihn „den poetischen Exerziermeister seiner Zeit" genannt. Seine eigenen Gedichte zeichnen sich durch Korrektheit und Formvollendung aus, aber lassen kalt, auch wo sie voll aufrichtiger Vaterlandsliebe und Begeisterung Friedrich den Großen feiern; denn sie thuen es in einer uns fremden mythologischen Vermummung: Jupiter streitet für seinen königlichen Helden, und als Apoll kehrt der Sieger des Orkus zurück!

§ 147. Neben dem „deutschen Horaz," wie man Ramler genannt, gab es auch eine „deutsche Sappho." Es war die durch ihre romanhaften Erlebnisse bekannte **Anna Luise Karschin** (1722—91), eine Naturdichterin, die aus niedrigem

Stande hervorgehend in zwei unglücklichen Ehebündnissen und in fortwährend dürftigen Verhältnissen die Reimlust sich wahrte, — aber es doch — ungeachtet Ramlers kräftiger Nachhilfe — über pomphafte Reimereien nie herausbrachte.

2. Neue Bahnen.

§ 148. Hoch über alle diese kleinen Geister erhob sich ein Dichter, dessen großes Epos „der Messias“ im Jahre 1748 namenlos in den Spalten der „Bremer Beiträge“ zu erscheinen begann. Es war

Friedrich Gottlieb Klopstock,

der ein Bahnbrecher für die zweite Blütezeit unserer Dichtung genannt werden kann.

1. Klopstocks Leben.

§ 149. Am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, wuchs Klopstock in ländlich anmutiger Gegend unter der treuen Fürsorge frommer Eltern zum Jüngling heran. Auf der Fürstenschule zu Pforte, auf die er im sechzehnten Lebensjahre kam, entwarf er bereits den Plan zu einem Heldengedicht „Heinrich der Vogler“ und bald danach, durch Miltons „Verlorenes Paradies“ angeregt, den des „Messias.“ In Jena, wo er seine theologischen Universitätsstudien begann, schrieb er die ersten Abschnitte desselben in Prosa nieder, die er sodann in Leipzig zu Hexametern umgestaltete. In den „Bremer Beiträgen“ abgedruckt erregten die ersten drei Gesänge ein unerhörtes Aufsehen in ganz Deutschland und nicht minder in der Schweiz. Bodmer sah den Traum seines Lebens erfüllt und lud den jungen Dichter zu sich nach Zürich.

Mit Begeisterung empfing ihn der Dichterfreund in seinem idyllischen gastlichen Hause; aber er sah sich bald enttäuscht, da ihm das ungebundene lebenslustige Wesen seines Gastes garnicht zusagte. Auch betrübte ihn die Lässigkeit, mit welcher derselbe die Fortsetzung des „Messias“ betrieb. Erst 1773 — fünfundzwanzig Jahre nach Erscheinen der ersten Gesänge — vollendete er das große Werk.

Die Einladung des Königs Friedrich V von Dänemark, in Kopenhagen sein Epos unabhängig und sorgenfrei zu vollenden, veranlaßte Klopstock, nach acht Monaten die Schweiz zu verlassen und über Hamburg, wo er Meta Moller kennen lernte, seinem neuen Wohnorte zuzusteuern.

Auch in Kopenhagen, wo der Dichter drei Jahre lebte, schritt der „Messias“ nur langsam vorwärts. In Hamburg verheiratete er sich darauf mit Meta Moller, die ihm aber bereits nach vier glücklichen Jahren durch den Tod wieder entrissen wurde. In seinen Oden lebt sie als „Cidli“ fort; im fünfzehnten Gesange des „Messias“ — vierzehn Jahre nach ihrem Heimgange — gedachte er ihrer in den Worten:

> Späte Thräne, die heute noch floß,
> Zerrinn mit den andern tausenden, welche ich weinte!

In den Jahren 1759—62 lebte er abwechselnd in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt, darauf reiste er wieder nach Kopenhagen, wo er bis 1771 blieb. Mit dem Titel eines königlich dänischen Legationsrates und reich-

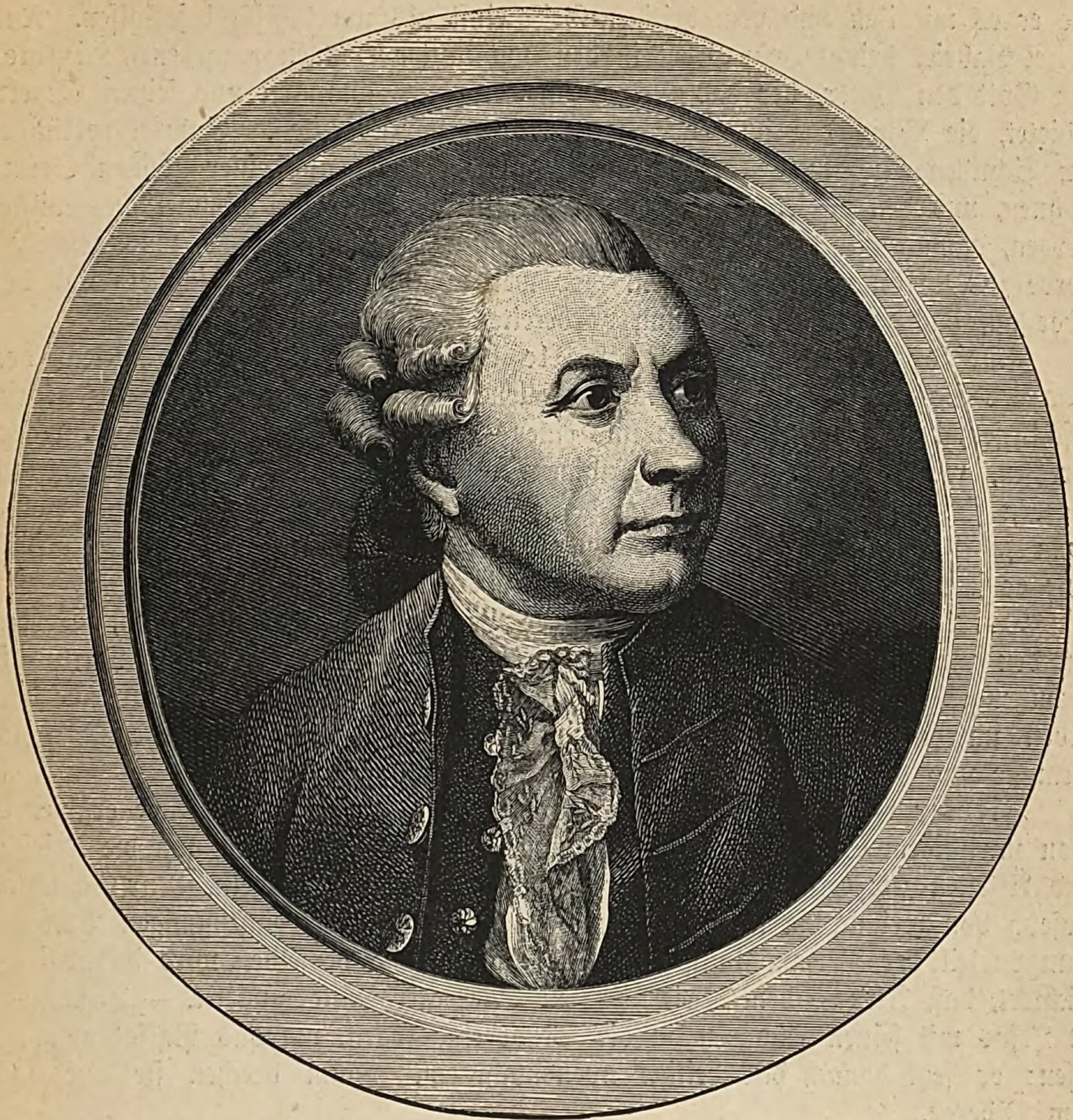


Abb. 29. Klopstock im mittleren Mannesalter. Nach einem gleichzeitigen Stich.

licher Pension ließ er sich dann aufs neue in Hamburg nieder, wo er — mit Ausnahme eines halbjährigen Aufenthaltes in Karlsruhe — bis an seinen Tod wohnte. In hohem Alter 1791 hatte er sich noch einmal mit Johanna von Winthem, einer Nichte Metas, vermählt, die es verstand, ihm einen schönen Lebensabend zu bereiten. Am 14. März 1803 starb der Messiassänger und ward am 22. März an der Seite seiner Meta in Ottensen bei Altona mit fürstlichen Ehren zur Ruhe bestattet.

2. Klopstocks Werke.

§ 150. Das Thema des **Messias** ist nach den Eingangszeilen „der sündigen Menschen Erlösung, die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet." Dieses Thema wird in zwanzig Gesängen ausgeführt.

Erster Gesang. Christus verspricht dem göttlichen Vater auf dem Ölberge noch einmal in feierlichem Gebete, die Menschen durch sein Leiden zu erlösen,

wie er es mit ihm und dem heiligen Geist einst als unerläßlich beschlossen. Der Engel Gabriel bringt Jesu Gebet in den von lauter Sonnen umgebenen Himmel vor Gott den Vater, der das Opfer seines Sohnes annimmt und seinen Engeln gebietet, die Wunder beim Tode des Erlösers vorzubereiten. Gabriel verkündet den Schutzengeln der Erde, die mitten in der Erde auf einer kleinen Sonne wohnen, und den Seelen der zarten Kinder, die dort für den Himmel ausgebildet werden, danach auch den „Vätern“ (von Adam an) auf der Sonne, was geschehen werde zur Erlösung der Menschen. So werden alle Geschöpfe Himmels und der Erde auf das Werk der Erlösung vorbereitet.

Zweiter Gesang. In der Hölle beraten Satan und Adramelech den Tod des Sohnes Gottes. Sämtliche gefallene Engel beteiligen sich an den Mordbeschlüssen, denen sie beistimmen; nur einer — Abbadona — wagt es zu widersprechen, worüber Satan in unbändigen Zorn gerät. Satan und Adramelech begeben sich nun auf die Erde, um den Beschluß der Hölle auszuführen. Abbadona folgt ihnen von ferne. Schmerz über seine verlorene Herrlichkeit erfüllt ihn; er sehnt sich nach Gnade, verzweifelt aber sie zu finden.

Dritter Gesang. Die Seelen der Väter senden einen Seraph, Selia, um den zum letztenmale schlummernden Menschensohn zu betrachten. Durch die Schutzengel der Jünger Jesu wird dieser Himmelsbote von dem Charakter derselben unterrichtet. Inzwischen erscheint Satan dem Judas Ischarioth im Traume und verlockt ihn, seinen Herrn und Heiland zu verraten.

Vierter Gesang. Auch dem Kaiphas ist Satan im Traume erschienen. Von unruhigem Schlafe erwacht, versammelt er das Synedrium, um die Priester und Ältesten zur Ermordung ihres „Widersachers“ aufzustacheln. Nur Gamaliel, Joseph von Arimathäa und Nikodemus weichen von dem einstimmigen Verdammungsurteil der Versammlung ab. Die Ausführung desselben wird dadurch erleichtert, daß Judas dem Kaiphas seine Verräterdienste anbietet. — Inzwischen ist Jesus mit seinen Jüngern in die Stadt eingezogen, um das Passahlamm zu essen; er setzt danach das heilige Abendmahl ein. Dann brechen sie auf nach dem Ölberge.

Fünfter Gesang. Gott steigt auf Tabor herab, um Gericht über den Messias zu halten. Jesus leidet unter demselben in Gethsemane wachsende Qualen, aber der Gottmensch erhebt sich zuletzt „vom Staube der Erde als Sieger!“

Sechster Gesang. Während Eloa und Gabriel sich über das Leiden des Messias am Ölberge unterhalten, wird Jesus von Judas verraten, gefangen genommen und vor das Synedrium geführt. Auf seine feierliche Aussage, daß er der Sohn Gottes und der Richter der Welt sei, wird er zum Tode verurteilt. Portia, die Gemahlin des Pilatus, wird von seiner Erscheinung und Rede so ergriffen, daß sie für ihn zu dem „ersten der Götter“ betet. Inzwischen hat Petrus den Herrn dreimal verleugnet, aber beweint gleich darauf bitterlich seinen Fall.

Siebenter Gesang. Jesus wird vor Pilatus geführt, der keine Schuld an ihm findet und ihn zu Herodes sendet. Dieser verlangt vergebens von ihm ein Wunder und schickt ihn zu Pilatus zurück. Während dieser Vorgänge trifft

Maria, die Mutter Jesu, mit Portia zusammen. Portia, die schon einen mahnenden Traum gehabt, wird durch Marias Fürbitte noch mehr bewogen, eine Sklavin zu Pilatus zu schicken und ihn zu warnen vor ungerechtem Urteil. Aber alle Bemühungen des Pilatus, den Unschuldigen zu retten, sind vergeblich. Das Volk entscheidet sich bei der ihm gelassenen Wahl für die Freilassung des Barrabas und die Verurteilung Jesu, der gegeißelt, mit Dornen gekrönt und endlich von Pilatus ganz in der Priester Gewalt übergeben wird.

Achter Gesang. Eloa, vom Throne Gottes herabgestiegen, verkündet es durch alle Himmel, daß der Versöhner jetzt zum Tod geführt werde. Darauf versammelt er die Engel der Erde um Golgatha her und weiht den Hügel zum Tode des Mittlers, der unter der Last des Kreuzes eben den schweren Weg angetreten hat. Die Seelen der Väter werden von Gabriel auf den Ölberg herabgeführt, dagegen Satan und Adramelech von Eloa ins tote Meer gestürzt. Während Jesus ans Kreuz geschlagen wird, fängt die Erde an, in ihren Tiefen zu beben; die ganze Schöpfung steht still. Ihr wird von Eloa verkündet, daß des Heilandes Blut für die Sünden der Menschen fließt. Die Sonne verfinstert sich dadurch, daß Uriel den Stern, auf welchem die ungeborenen Seelen der Menschen weilen, vor sie führt. Das Leiden des Heilandes am Kreuze nimmt zu; er betet für seine Feinde und erfüllt die Bitte des bekehrten Schächers. Die zwei Todesengel schweben siebenmal um das Kreuz. Die Seelen der Väter und Evas werden davon tief bewegt. Durch einen gnadenvollen Blick des Heilandes wird Evas Seele stille.

Neunter Gesang. Petrus kommt nach langem Umherirren auch unter das Kreuz des Herrn, zu dem er aber nicht aufzublicken wagt. Johannes und Maria werden durch des Heilandes Worte zu engster Gemeinschaft verbunden. Die Erzväter unterhalten sich über die Bekehrung des einen der Schächer; Abraham betet mit Isaak zu dem Messias. Isaak bemerkt, daß ein Cherub Seelen zu dem Kreuze heraufführe. Es sind die Seelen eben abgeschiedener frommer Heiden. Von dem Erdbeben wird Abbadona, der vom Ölberg in eine unterirdische Höhle geflohen, tief erschüttert. In der Gestalt eines guten Engels naht er sich der Kreuzigungsstätte, erkennt den Messias und flieht aufs neue. Ein Todesengel führt des Judas Seele zum Kreuz, zeigt ihr den sterbenden Heiland und den Himmel der Seligen von ferne, dann bringt er sie zur Hölle.

Zehnter Gesang. Des Heilandes Blicke ruhen auf den Scharen der Heiligen, die das Kreuz umgeben. Er segnet die Seelen des zukünftigen menschlichen Geschlechtes. Nun kommt er dem Tode sichtbar näher, Mirjam und Debora stimmen ein Klaglied über den sterbenden Versöhner an. Nun verkündet Eloa von der Zinne des Tempels, daß der Todesengel kommt. Dieser tritt auf den Sinai, fleht zum Messias um Stärke, den Befehl Gottes zu vollbringen. Des Heilandes Leiden wächst; er fühlt sich von Gott verlassen, er leidet die Qualen des Durstes, dann befiehlt er seine Seele in des Vaters Hände, ruft: „Es ist vollbracht!" neigt sein Haupt und stirbt.

Elfter Gesang. Der Heiland schwebt über dem Kreuz und sieht auf seinen Leichnam herunter; dann schwebt er in das Allerheiligste des Tempels — der Vorhang zerreißt, die Erde erbebt. Inzwischen begeben sich die Heiligen, auf Gabriels

Weisung, in ihre Gräber. Während die beiden Schächer am Kreuze sterben, erweckt Jesus all die heiligen Männer und Frauen bis auf Hanna, Simeon und Johannes den Täufer aus dem Tode zum Leben. Alle stehen auf und reden.

Zwölfter Gesang. Joseph von Arimathäa und Nikodemus salben und begraben den Leichnam Jesu. Die Chöre der Auferstandenen und der Engel singen dabei zu des Herren Ehre. In Johannes Hause sammeln sich die Jünger und Jüngerinnen; auch Joseph und Nikodemus kommen dahin, letzterer mit der Dornenkrone, die er von des Heilandes Haupt bei dem Begräbnisse genommen. Maria, des Lazarus Schwester, die krank darniederliegt, stirbt, als Lazarus ihr von des Heilandes Tode erzählt.

Dreizehnter Gesang. Die von Gabriel um das Grab Jesu versammelten Engel und Heiligen erwarten unter Gebeten die Auferstehung des Messias, auch Marias eben abgeschiedene Seele schließt sich ihnen an. Der Messias steht vom Tode auf, begrüßt von den Triumphgesängen der Engel und Heiligen. Satan, der von dem Todesengel zum Grabe gerufen ist, muß wieder in die Hölle zurück.

Vierzehnter Gesang. Der Heiland erscheint der Maria Magdalena, den andern Weibern, den Emmausjüngern, dem Petrus, die der Versammlung der Jünger erzählen, daß sie den Auferstandenen gesehen. Thomas zweifelt, geht in ein Grab am Ölberg, klagt und betet: ein Auferstandener, den er nicht kennet, tröstet ihn. Der Heiland erscheint in der Versammlung der Jünger und teilt ihnen den heiligen Geist mit.

Fünfzehnter Gesang. Viele der verklärten Gerechten erscheinen den künftigen Christen, u. a. der Tabitha, die Petrus auferweckte, dem Stephanus, der Portia, Cidli, der Tochter des Jairus, und Semida, dem Jüngling von Nain.

Sechzehnter Gesang. Auf Tabor hat Christus die Auferstandenen und die Engel versammelt. Vor ihnen hält er über eine große Zahl von Seelen, die vor kurzem gestorben sind, das erste Gericht. Dann steigt er hinab in die Hölle, um die gefallenen Geister zu strafen.

Siebzehnter Gesang. Jesus überzeugt den zweifelnden Thomas von seiner Auferstehung. Darauf steigt er mit Gabriel hinunter zu den Geistern derer, die in der Sündflut umgekommen waren, und entscheidet ihr Schicksal. Viele von ihnen werden aus dem Gefängnisse befreit, andere verurteilt. Unterdes erscheinen bei dem Grabe des Erlösers viele der Auferstandenen den lebenden Frommen. Auch im Garten des Lazarus, welcher Festpilger zum Mahle dorthin geladen, sind einige der Auferstandenen zu sehen. Unter solchen, welche die Erscheinungen erblicken, befinden sich Bethoron, der reiche Jüngling, der Christo nicht nachfolgen wollte, und Versebon, der dankbare Aussätzige.

Achtzehnter Gesang. Adam richtet an den Messias die Bitte, ihn einige Blicke thun zu lassen in die Folgen seiner Erlösung. Christus gestattet ihm darauf, in einem Gesichte ein Stück des Weltgerichtes zu sehen, in welchem er alles vollenden werde. Adam erzählt den Auferstandenen und Engeln, was er gesehen von dem Urteil, das über die Verfolger der Frommen, über die Verächter der Religion, über die Stifter des Götzendienstes und über die bösen Könige gefällt worden sei.

Neunzehnter Gesang. Adam erzählt weiter, was er von dem ernsten Gerichte gesehen. Von Eva sagt er nur, daß sie um Gnade gerufen — dann gedenkt er der geistlich=stolzen Christen, die in die Dämmerung versinken, des Abbadona, der endlich Erlösung gefunden. Nun schweben die seligen Überwinder zum Himmel empor; die äußersten der Heerschar sind die, welche in der Sündflut umgekommen waren. Mit Donnerton wird die fluchbeladene Erde zum Eden umgeschaffen — damit hört Adams Gesicht auf. Die Erscheinungen des auferstandenen Heilandes dauern fort: am See Tiberias richtet er an Petrus die dreimal wiederholte Frage: „Hast du mich lieb?"; auf Tabor zeigt er sich mehr als Fünfhunderten, später allein dem Jakobus u. s. f. So naht die Zeit der Himmelfahrt heran. Thomas führt die Jünger nach Gethsemane, von wo Jesus mit ihnen auf den Ölberg geht. Dort erwarten sie unsichtbar die Auferstandenen und die Engel. Jesus redet mit den Jüngern und segnet sie, dann fährt er gen Himmel. Eloa, der als Schutzengel der Erde zurückgeblieben, und Salem reden mit den Jüngern, die nach Jerusalem zurückkehren, um die Feuertaufe des heiligen Geistes zu erwarten.

Zwanzigster Gesang. Während der Gottversöhner auf dem lichten Pfade zum Throne Gottes emporschwebt, stimmen die ihn begleitenden Engel und Heiligen ein Triumphlied zu seiner Ehre an. Seelen unlängst abgeschiedener Frommen mischen sich in die jubelnde Schar und stimmen ein in die Gesänge. Der Thron Gottes zeigt sich endlich von ferne. Der Messias erreicht ihn und setzt sich zur Rechten des Vaters in der Höhe.

§ 151. Aus dem mitgeteilten Inhalt des Messias geht hervor, daß der Dichter die evangelischen Berichte durch seine Phantasie umgestaltet, ergänzt und erweitert hat. Dennoch fehlt es dem Gedichte an Handlung. Die Empfindung, die sich in sehr langen Reden, in bewundernden Ausrufungen und Lobpreisungen nie genug thun kann, herrscht durchweg darin vor und macht insbesondere die letzten Gesänge sehr ermüdend. Dennoch ist der Messias reich an Schönheiten, die ihn noch heute des Lesens würdig erscheinen lassen. Einen geschickten, die fremdartigen Zwischenstücke und die Reden abkürzenden Auszug des großen Epos hat M. Ehrenhauß herausgegeben.

§ 152. Die lyrische Dichtung ist Klopstocks eigentlichstes Gebiet; in der **Ode** ist er ein Meister. Er besingt darin die Freundschaft, die Liebe, die Natur, das Vaterland — aber durch das alles klingt die religiöse Begeisterung, und häufig richtet er sich unmittelbar an Gott, auch wo er von der Hingabe an die Geliebte oder von dem Preise der Schöpfung ausgeht. In manchen seiner Oden (z. B. „Selmar und Selma") herrscht eine krankhaft weiche, thränenselige Stimmung vor; in vielen wird dagegen ein fröhlicher Ton angeschlagen, so in den Oden: „Der Zürichersee" — „Rheinwein" — „Eislauf." „Des Reimes schmetternden Trommelschlag" verschmähte Klopstock in seinen Oden, die durchweg in den Versmaßen des Altertums (dem alkäischen, asklepiadeischen und sapphischen) und in mehreren von ihm frei erfundenen gedichtet sind. So wenig sich diese Versmaße nun auch bei uns einbürgern konnten, es wurde doch durch sie der Sinn für die klassische Form geweckt und die poetische Sprache außerordentlich bereichert. Nur in seinen „geistlichen Liedern" wandte er den Reim an, um der

christlichen Gemeinde damit zu dienen. Dennoch sind dieselben — mit Ausnahme des Liedes: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh“ — nicht zu Kirchenliedern geworden, weil sie zu rhetorisch gehalten sind und die aufrichtig fromme Gesinnung durch schwerfällig kunstvolle Redewendungen verhüllt und verdunkelt wird.

§ 153. Wie Klopstock in mehreren seiner Oden einen patriotisch begeisterten Ton anschlug und die Herrlichkeit seines Vaterlandes pries, so that er es auch in seinen **„Bardieten“** (Bardenspielen): „Die Hermannsschlacht,“ „Hermann und die Fürsten“ und „Hermanns Tod,“ die als Dramen freilich eben so verfehlt sind, wie seine biblischen Stücke (Tod Adams rc.). Aber auch durch diese dramatischen Versuche hat er zur Erweckung und Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins wie des religiösen Lebens viel beigetragen.

3. Klopstocks Nachahmer und Nachfolger.

§ 154. Aus der großen Schar von Dichtern, welche Klopstocks Dichtungsart in oft sehr unglücklicher Weise nachahmten, hebt sich auf religiösem Gebiete hervor der Schweizer **Johann Kaspar Lavater** (1741 in Zürich geboren; von 1768 bis an seinen Tod 1801 Pfarrer in seiner Vaterstadt). Als christlicher Charakter sehr verschiedenartig beurteilt, vermochte er es, wenn auch nur vorübergehend, Goethe zu fesseln, der seiner in „Dichtung und Wahrheit“ gedacht hat. Seine biblischen Epen („Jesus Messias“) und seine lyrischen Dichtungen („Psalmen Davids“) die er in Klopstocks Nachfolge dichtete, hatten ebenso wenig anhaltenden Erfolg, wie seine patriotischen „Schweizerlieder.“ Am berühmtesten wurde Lavater durch die **„Physiognomischen Fragmente** zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe,“ die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in vier Großquartbänden mit zahlreichen Kupfern erschienen. Sie machten ein großes Aufsehen, da sie versuchten, die Charaktere der Menschen aus ihren Gesichtszügen, insbesondere aus den Linien des Profils, abzulesen.

§ 155. Seine nationalen Dramen hatte Klopstock nach einer Stelle in Tacitus’ Germania, wo von dem „Barditus,“ dem Kriegsgesange unserer Vorfahren, die Rede ist, „Bardiete“ genannt (vgl. § 153). Danach hießen ihm denn auch die germanischen Sänger „Barden“ und er hielt sie irrtümlich für Zugehörige eines eigenen Sängerstandes, wie die skandinavischen Völker einen solchen in den „Skalden“ besessen hatten. In Wahrheit hat nun unser Volk weder je einen Sängerstand noch den Namen „Barden“ gekannt — beides gehört dem keltischen Volksstamm an. Die angeblichen Gedichte eines solchen Barden, namens **Ossian,** König Fingals Sohn, welcher im dritten Jahrhundert in den Hochlanden von Schottland gelebt haben soll, erschienen 1760 im Englischen und wurden von dem österreichischen Jesuiten **Michael Denis** (1729—1800) in deutschen Hexametern übersetzt. In diesen Gedichten verschwamm alles Schöne in riesenhaften Nebelgebilden, aber ihr düster schwermütiger Charakter entsprach der sentimentalen Stimmung, welche sich damals in Deutschland der Gemüter bemächtigt hatte. Auch Klopstock hatte durch Ossians Poesie eine erneute Anregung zu seiner Bardenpoesie empfangen. Ihm nachahmend stimmte nun eine

ganze Schar jüngerer Dichter einen Sang an, der nicht mit Unrecht als „Bardengeheul" verspottet worden ist. Da ließ **Kretschmann** „den Gesang Ringulphs des Barden, als Varus geschlagen war," ertönen, und **Gerstenberg** führte durch sein „Gedicht eines Skalden" die altnordische Mythologie in die deutsche Dichtung ein.

§ 156. Das Empfindsame in Klopstocks Dichtung, das sich namentlich auch in seiner Naturbetrachtung bemerkbar macht, wurde von den Naturdichtern aufgenommen und nicht selten bis zu einem krankhaften Übermaß ausgebildet. Unter denselben nimmt **Salomon Geßner** (1730—1788), ein Züricher Buchhändler und Landschaftsmaler, durch seine in Prosa abgefaßten Idyllen eine Hauptstelle ein („Der erste Schiffer" — „Abels Tod.")

§ 157. In ähnlichem Ton dichteten **Friedrich Matthisson** (1761—1831) und **Gaudenz Salis** (1762—1834) ihre Landschaftsbilder mit einer Anschaulichkeit, daß man sie wohl „poetische Landschaftsmaler" genannt hat. Doch geht durch die meisten ihrer Dichtungen eine thränenselige Schwermut und oft eine öde Hoffnungslosigkeit (Salis' „Grab"). Am berühmtesten ist Matthissons „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben" und seine von Beethoven komponirte „Adelaide."

§ 158. Die begeistertsten Jünger aber fand Klopstock in dem

Göttinger Hainbund,

oder „Göttinger Hain," wie die Stifter ihren Dichterbund im Gegensatz zu dem Hügel = Parnaß (vgl. Klopstocks Ode: „Der Hügel und der Hain") zur Charakteristik ihrer vaterländischen Richtung stets nur nannten.

Es war am 12. September 1772, als mehrere Göttinger Studenten, alle Klopstockverehrer und Bardenschwärmer, spät abends nach dem unweit gelegenen Dorfe Weende einen Spaziergang machten. Der bedeutendste unter ihnen, Joh. Heinrich Voß, erzählt von diesem Abend einem Freunde, dem Prediger Brückner, das folgende:

„Ach, den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns hinaus ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urteilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzweck die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. — — Ich ward durchs Los zum Ältesten gewählt."

So entstand dieser Dichterbund, dessen Mitglieder schworen: „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten."

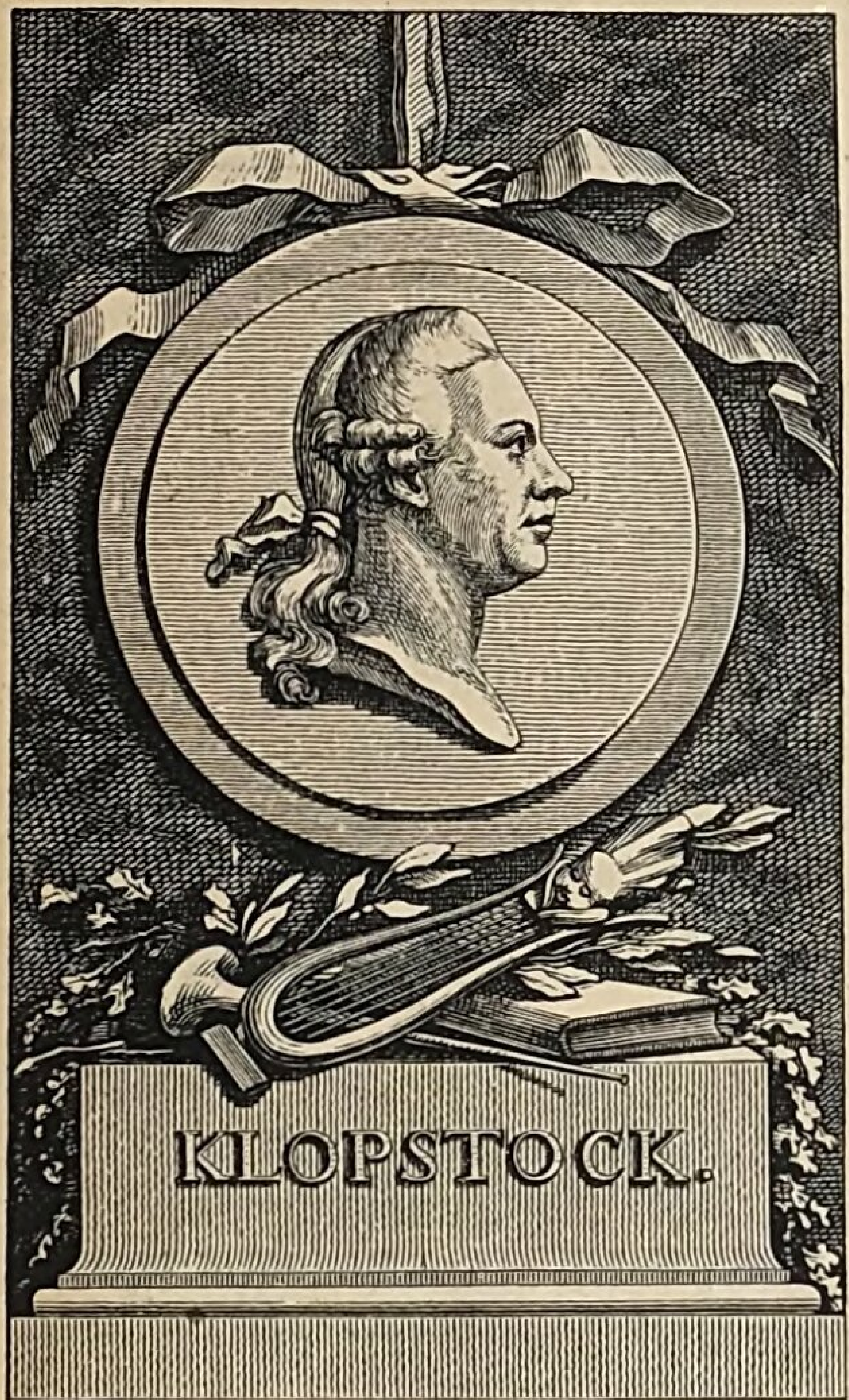
§ 159. An der Spitze des Bundes stand nominell der kritisch tüchtige, aber poetisch wenig begabte Ditmarsche **Christian Boie,** 1744—1806, dessen seit 1769 erscheinender „Musenalmanach" die besten Dichtungen der Mitglieder fortan aufnehmen sollte. Das eigentliche Haupt des Bundes war Klopstock, mit dem die „Barden des Hains" sich von Anfang an in Verbindung gesetzt hatten, der ihnen noch in demselben Jahre den Schluß des „Messias" in Aushängebogen zugehen ließ und durch die ihm befreundeten jungen Grafen Stolberg jedem von ihnen einen Kuß und einen die heilige Muse darstellenden Kupferstich zusandte. Sein Geburtstag wurde auf das feierlichste begangen. Oben an der Tafel stand ein „Lehnstuhl ledig für ihn, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm lagen seine sämtlichen Werke." Seine Gesundheit wurde in Rheinwein getrunken, dazu seine Ode „der Rheinwein" vorgelesen. Zum Zeichen ihres Franzosenhasses und ihrer Abneigung gegen die durch Wieland vertretene französierende und frivole Richtung verbrannten sie das Bildnis Wielands, des „Unschuldsmörders", und sein damals erschienenes Gedicht „Idris". In den wöchentlichen Sitzungen wurde vorgelesen, was jeder einzelne gedichtet hatte, und die von Boie für würdig befundenen Gedichte wurden in das „Bundesbuch" eingetragen. Dem Messiassänger nach sangen alle von Deutschheit, Vaterlandsliebe, Unsterblichkeit und Freundschaft, von der künftigen Geliebten und vom holden Monde. Ein großer Tag war es, als um Michaelis 1774 der Meister den Bund besuchte. Bald danach war es mit demselben zu Ende, da seine Mitglieder in alle Welt zerstreut wurden.

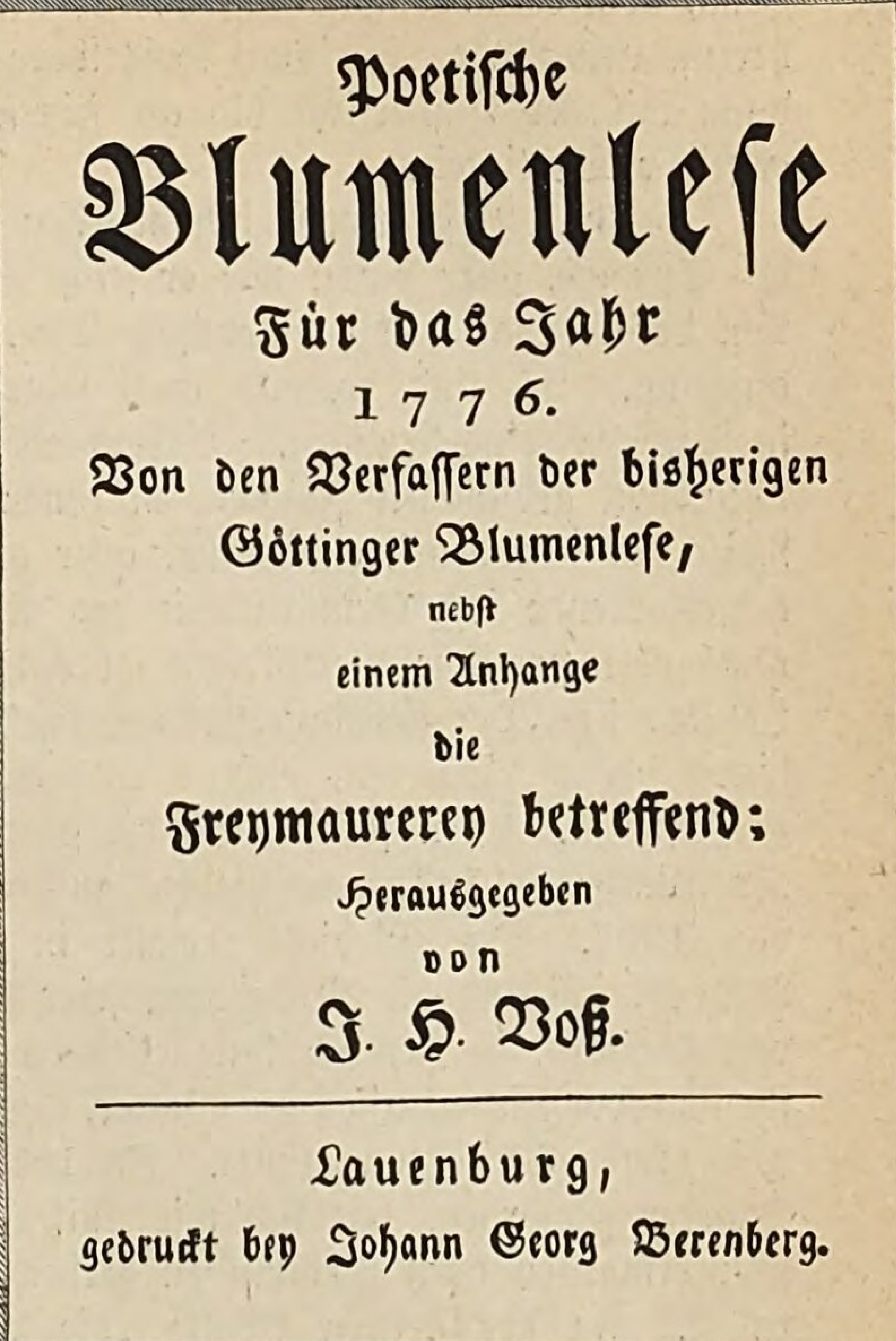
Trotz seiner Kurzlebigkeit und trotz seiner jugendlichen Schwärmerei ist dieser Göttinger Dichter- und Freundesbund doch nicht ganz wirkungslos geblieben; durch einzelne seiner Mitglieder insonderheit ist der von ihm ausgestreute Same auf den verschiedensten Boden der deutschen Dichtung getragen worden und hat manche edle Frucht im Sinne des deutschen und christlichen Ideals Klopstocks gezeitigt.

§ 160. Zwei der Mitstifter des „Hains" vertreten das Empfindsame in Klopstocks Richtung:

1) der von der Schwindsucht früh dahingeraffte Hannoveraner **Ludwig Hölty** (1748—1776), dessen wohltönende Lieder häufig voll schwermütiger Todesahnung und Todessehnsucht sind (Elegie auf den Tod eines Landmädchens), der aber doch glaubensstark dem Tod gegenübersteht und auch frische lebensfrohe Klänge (Rheinweinlied: „Ein Leben wie im Paradies") anzuschlagen weiß.

2) **Martin Miller** (1750—1814), der zuerst einige vielgesungene Lieder (z. B. das von Mozart komponierte „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin?") dichtete, bald aber sich ganz aufs Romanschreiben legte und namentlich durch seine thränenreiche „Klostergeschichte", den **„Siegwart"**, eine kurzlebige Berühmtheit erlangte (Inhalt: Da Siegwart und Marianne sich nicht heiraten können, entsagen sie der Welt und gehen ins Kloster, wo er „stundenlang mit den Augen am stillen Mond hängt" und sich bemüht, „seine Leiden zu verseufzen". Eines Tages wird er als Beichtvater zu einer sterbenden Nonne gerufen, die keine andere als Marianne ist. In seinen Armen stirbt sie — er selbst wird bald danach „erstarrt und tot im blassen Mondschein auf dem Grabe seines Mädchens" gefunden).




Poetische
Blumenlese
Für das Jahr
1776.
Von den Verfassern der bisherigen
Göttinger Blumenlese,
nebst
einem Anhange
die
Freymaurerey betreffend;
Herausgegeben
von
J. H. Voß.

Lauenburg,
gedruckt bey Johann Georg Berenberg.

Abb. 30. Titel und Titelkupfer des Voßischen Musenalmanachs für 1776.

§ 161. Der bedeutendste Mann im „Hain“ war

Johann Heinrich Voß.

Der Sohn eines unbemittelten Pächters und Schenkwirtes war er am 20. Februar 1751 zu *Sommersdorf* in Mecklenburg geboren. Auf dem Gymnasium zu Neubrandenburg sammelte der fleißige Gymnasiast mehrere Schulkameraden um sich zu privatem Studium der alten Sprachen und der deutschen Litteratur, studierte auch an Klopstocks Dichtung deutschen Versbau und begann sie nachzuahmen. Der Abiturient mußte zunächst eine Hauslehrerstelle annehmen, um von den dabei gemachten Ersparnissen die Universität besuchen zu können. Endlich konnte er nach Göttingen gehen, wo er ältere und neuere Sprachen studierte, den „Hain“ mitstiftete, dessen eigentliche Seele er war und blieb, obgleich er sich am selbständigsten und freiesten von Klopstocks Einfluß hielt. Als Redakteur des „*Musenalmanachs*“, den Boie ihm überlassen, ließ er sich darauf in Wandsbeck nieder, heiratete Boies Schwester *Ernestine* und führte dort ein mehrjähriges glückliches Stillleben. Im Spätherbst 1778 wurde er Schulrektor in Otterndorf im Lande Hadeln, 1782 übernahm er das Gymnasium in Eutin, dem er zwanzig Jahre lang vorstand. Sodann auf seinen Wunsch pensioniert, zog er zuerst nach

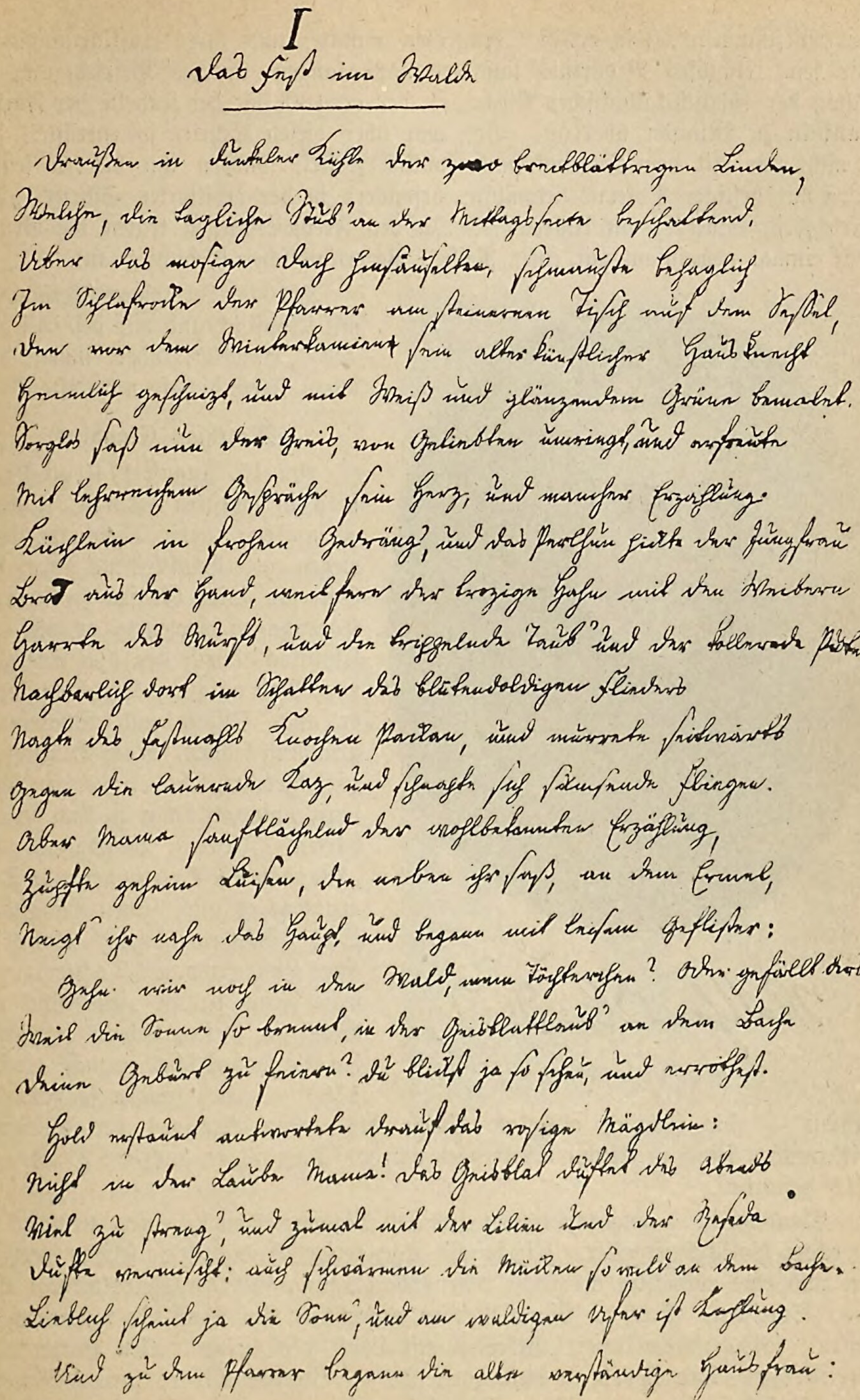
Jena, wo er aber zu Goethes Verdruß sich nicht halten ließ, als der Großherzog von Baden ihn nach Heidelberg berief. Dort lebte er in freier Verbindung mit der Universität bis an seinen Tod — 29. März 1826 — in rastlos geistiger Thätigkeit.

§ 162. Voß erweist sich in allen seinen Gedichten als ein vollendeter Meister der Sprache, aber hatte, wie er selbst eingestand, nur „wenige Phantasie". Dazu kam der lehrhafte und polemische Ton, den er oft in seinen Oden und Liedern anschlug. Es sind deshalb auch seine fürs Volk eigens gedichteten Lieder nie in dasselbe eingedrungen. Bedeutender sind seine, zum Teil in plattdeutscher Mundart, gedichteten **Idyllen**, in denen er das ländliche Stillleben, die schlichten Reize der norddeutschen Natur, aber auch die in Schlafrock und Pantoffeln einherschlarrende sog. Gemütlichkeit des Philistertums mit großer Treue, aber meist ohne alle poetische Verklärung abkonterfeit. Die anmutigste unter den kleinen Idyllen ist **„Der siebzigste Geburtstag"**, namentlich in der ersten Veröffentlichung, hinter der die späteren, endlos ausgefeilten und erweiterten Bearbeitungen sehr zurückstehen. Eben so ist auch die erste Abfassung seiner berühmtesten Dichtung, der **„Luise"** (1783), entschieden ansprechender als die „Ausgabe letzter Hand" von 1807. Das Gedicht zerfällt in drei Idyllen. Die erste „Das Fest im Walde", schildert die Geburtstagsfeier der Heldin Luise, der Tochter des Pfarrers von Grünau, in ziemlich langgedehnter Ausführlichkeit. Doch wird hier die Entstehung der Liebe Luises zu Walter, dem Hofmeister und Kandidaten, in einfacher und zarter Weise vorgeführt. In der zweiten Idylle „Der Besuch" ist Walter Pfarrer geworden, hat sich mit Luisen verlobt und kommt nun an einem kalten Wintermorgen nach Grünau zu Besuch, wo er seine schlaftrunkene Braut überrascht. In der dritten Idylle „die Vermählung" werden alle Vorbereitungen zur Hochzeit erzählt, dann die Trauung, der Schmaus in der Herrenstube und im Gesindezimmer 2c. — Geradezu bahnbrechend aber war Voß als Übersetzer der Alten: namentlich hat seine **Homerübersetzung** (auch wieder vorzugsweise in der ersten Ausgabe) den großen griechischen Epiker unserm Verständnisse nahe gebracht, wie keine andere vor und nachher. Durch Voß besitzen wir in Wahrheit einen deutschen Homer.

§ 163. Mit Voß langjährig befreundet und Hauptglieder des „Haines" waren die

Grafen zu Stolberg,

die ihre Werke gemeinsam herausgaben: **Christian** (1748—1821) und **Friedrich Leopold** (1750—1819). Friedrich war der begabtere und feurigere der Brüder. Schon als zehnjähriger Knabe dichtete er eine Ode an die Freiheit, und als Jüngling einen stürmischen „Freiheitsgesang aus dem XX. Jahrhundert"; daneben bewegte er sich ganz in der Gedankenwelt Klopstocks und in den Idealen seiner stürmisch geliebten Bardengenossen. Er war es aber, der, zuerst dem Bardenunwesen entsagend, in die wahre deutsche Vorzeit zurückkehrte und Balladen dichtete, die noch heute fortleben. So das „Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn" („Sohn, da hast du meinen Speer; meinem Arm wird er zu schwer —"); „das Rüsthaus zu Bern" u. a. Aus dem heißblütigen Tyrannenhasser wurde seit dem Ausbruch der französischen Revolution ein Hasser



I

Das Fest im Walde

Draußen in dunkler Kühle der zwo breitblättrigen Linden,
Welche, die tägliche Stub' an der Mittagsseite beschattend,
Über das moosige Dach hinsäuselten, schmauste behaglich
Im Schlafrocke der Pfarrer am steinernen Tisch auf dem Sessel,
Den vor dem Winterkamin sein alter künstlicher Hausknecht
Heimlich geschnitzt, und mit Weiß und glänzendem Grüne bemalet.
Vergnügt saß nun der Greis, von Geliebten umringt, und erfreute
Mit lehrreichem Gespräche sein Herz, und mancher Erzählung.
Küchlein in frohem Gedräng', und das Perlhuhn pickte der Jungfrau
Brot aus der Hand, weil fern der trotzige Hahn mit den Weibern
Harrete des Wurfs, und die trippelnde Taub' und der kollernde Puter.
Nachbarlich dort im Schatten des blütendoldigen Flieders
Nagte des Festmahls Knochen Sultan, und murrete seitwärts
Gegen die lauernde Katz, und schnappte sich sumsende Fliegen.
Aber Mama sanftlächelnd der wohlbekannten Erzählung,
Zupfte geheim Luisen, die neben ihr saß, an dem Ermel,
Neigt' ihr nahe das Haupt, und begann mit leisem Geflüster:
Gehen wir noch in den Wald, mein Töchterchen? Oder gefällt dirs,
Weil die Sonne so brennt, in der Geißblattlaub' an dem Bache
Deinen Geburtstag zu feiern? du blickst ja so froh, und errötest.
Hold erstaunt antwortete drauf das rosige Mägdlein:
Nicht in der Laube Mama! das Geißblatt duftet des Abends
Viel zu streng', und zumal mit der Lilie und der Reseda
Düfte vermischt: auch schwärmen die Mücken so wild an dem Bache.
Lieblich scheint ja die Sonn', und am waldigen Ufer ist Kühlung.
Und zu dem Pfarrer begann die alte verständige Hausfrau:

Abb. 31. Der Anfang der „Luise" in Voßens eigner Niederschrift.
In Gleims Besitz; heute aufbewahrt im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

der „Westhunnen“, wie er die Franzosen nannte, und ihrer Aufklärungsideen. Für sein religiöses Bedürfnis fand er nach langem Suchen Befriedigung im Schoß der römisch-katholischen Kirche, zu der er 1800 in der Kapelle der **Fürstin Gallitzin** zu Münster übertrat. Voß war über diesen Schritt so entrüstet, daß er nicht nur mit dem Jugendfreunde völlig zerfiel, sondern ihn bis zu seinem Tode mit heftiger Polemik bekämpfte, besonders in der erbitterten Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ In den Freiheitskriegen traten die Brüder noch einmal gemeinsam mit einer Reihe „Vaterländischer Gedichte“ auf.

§ 164. In loserer Verbindung mit Klopstock und mit den Gliedern des „Haines“, aber ihnen doch durch Freundschaft nahe, stand

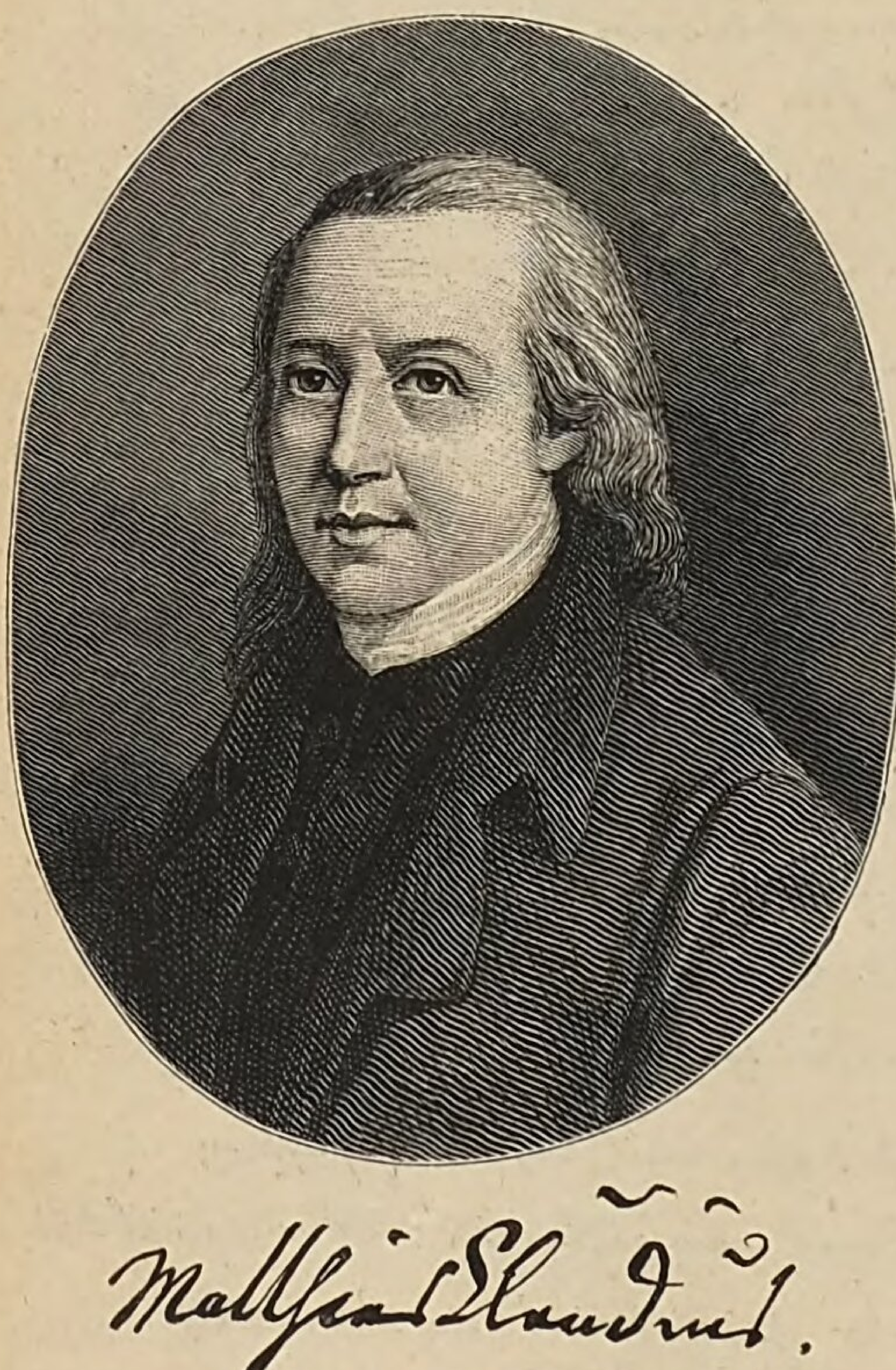


Abb. 32. Matthias Claudius.

Matthias Claudius.

Am 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein geboren, studierte er in Jena zuerst Theologie, dann wegen eines Brustleidens Jura. Als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen verkehrte er viel mit Klopstock, durch den ihm eine ganz neue Welt aufging. Durch ihn lernte er auch Ossian und Shakespeare gründlich kennen. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er zuerst in Hamburg und gab dann in dem benachbarten Flecken Wandsbeck den **„Wandsbecker Boten“** heraus. Dort gründete er auch seinen Hausstand. Sein „Bauernmädchen“ Rebekka, eines Zimmermannes Tochter, wurde seine Frau, der er „sein Glück und Wohl in diesem Leben“ verdankte. In Wandsbeck blieb er auch, als ihm 1788 — nach langen sorgenvollen Jahren — die ziemlich mühelose Stelle des ersten Revisors der schleswig-holsteinischen Bank in Altona übertragen wurde. Dort ist er auch am 21. Januar 1815 gestorben.

Claudius ist — ungeachtet einer gewissen Manieriertheit in seinem Prosastil — ein echter Volksschriftsteller. Ein frischer eigenartiger Humor, eine seltene Gemütstiefe und eine aufrichtig christliche Lebensüberzeugung sind die Charakterzüge aller seiner Schriften. Auch in seinen Liedern versteht er den Volkston meisterlich zu treffen. (Rheinweinlied: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“. — Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen“. — Bei dem Grabe meines Vaters: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ — Morgen-

lied eines Bauersmanns.) Von ergötzlicher Lustigkeit sind die Reiseberichte des Meisters Urian und die Geschichte von Goliath und David.

§ 165. Nur äußerlich gehörte

Gottfried August Bürger

dem Göttinger Dichterbunde an, wie er auch dem Vorbilde des Messiassängers am fernsten stand. Das Leben des in der Sylvesternacht 1747 zu Molmerswende im Mansfeldischen Geborenen war von Jugend auf ein durch eigene und fremde Schuld verfehltes und durch innere Zuchtlosigkeit zerrüttetes. Wider seine Neigung zum Studium der Theologie gedrängt, vergeudete er seine Zeit in Halle, wurde aber auch nicht fleißiger und stetiger, als ihm gestattet ward, in Göttingen zur Jura überzugehen. Von seinem Großvater verlassen, wurde er von Gleim und Boie unterstützt und studierte nun Shakespeares Dramen und den Schatz der alten englischen Volkslieder, aus denen er später so viel für seine eigenen Balladen schöpfte. Durch Boies Bemühungen wurde er dann 1772 Amtmann in Gelliehausen, von wo aus er den „Hain" öfters besuchte. Nach einer Reihe von Jahren, in denen zu äußerem Druck noch unglückselige Eheverhältnisse hinzukamen, legte er sein Amt nieder und ging nach Göttingen, wo er als außerordentlicher Professor — durch eine dritte Ehe vollends unglücklich geworden — einsam, elend, krank ein trauriges Leben führte, bis ihn der Tod am 8. Juni 1794 von seinen Leiden erlöste.



Abb. 33. Aus dem Wandsbecker Boten. Kupfer Chodowieckis nach einer Zeichnung von Claudius selbst. „Bratäpfel."

Durch seine **„Lenore"** erwies sich Bürger als ein hervorragender genialer Dichter. Wie die Mitglieder des „Hain" in Göttingen, so begrüßte ganz Deutschland diese im besten Sinne volkstümliche Ballade mit der größten Begeisterung. Auch durch manche andere Ballade (Kaiser und Abt. — Lied vom braven Mann. — Die Kuh) und durch manches schöne Lied (Feldjägerlied: „Mit Hörnerschall und Lustgesang". — Das Dörfchen: „Ich rühme mir mein Dörfchen hier") hat Bürger seinen Dichterberuf bewährt. Aber „in dem größten Teil

seiner Gedichte vermißt man", wie Schiller urteilt, „den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet."

§ 166. Zu Klopstocks Anhängern und Nachahmern gehörte in der ersten Periode seiner Dichtung auch

Christoph Martin Wieland.

Als eines Pastors Sohn am 5. September 1733 zu Oberholzheim im Gebiet der schwäbischen Reichsstadt Biberach geboren und von dem gelehrten Vater vorgebildet, kam er, kaum vierzehnjährig, auf das Institut zu Klosterbergen bei Magdeburg. Die frommen Eindrücke, die er aus dem Elternhause mitgebracht, wurden hier noch verstärkt durch den Institutsvorsteher, dessen pädagogisches Hauptziel die religiöse Entwickelung seiner Zöglinge im Sinne des Spenerschen Pietismus war. In diese Schulzeit fiel das Erscheinen des „Messias". Wieland begrüßte ihn mit Begeisterung: „als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen", sagte er später von dem Eindruck dieser Lektüre. Auch in Tübingen, wohin er 1750 kam, um die Rechte zu studieren, stand er noch ganz und gar unter dem Einflusse des Messiassängers und verfaßte in dessen Geist und Sinn ein Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt" (gegen den „Atheismus und Naturalismus, welche Gott mit der Welt vermengen" gerichtet). Außer zahlreichen kleineren Gedichten machte er sich auch an ein patriotisches Epos „Arminius". Bodmer, dem er den Anfang desselben schickte, lud ihn in sein gastliches Haus nach Zürich ein. Im Herbst 1752 kam der neunzehnjährige Student dorthin und gewann sofort das Herz des alten Dichterfreundes durch sein stilles, schwärmerisches und dabei sehr gesetztes Wesen. Noch mehr entzückte er ihn durch eine Reihe sentimental frommer Dichtungen („Empfindungen eines Christen" — „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" ꝛc.) vor allem aber durch ein biblisches Epos „der geprüfte Abraham". Von 1759—1760 lebte er als Hauslehrer in Bern, wo der bereits in Zürich zuletzt angebahnte Umschwung seines inneren Lebens sich weiter entwickelte. Der vollständige Umschlag in das entgegengesetzte Extrem seiner bisherigen schwärmerischen Richtung, in die Frivolität, vollzog sich erst in Biberach. Dorthin war er 1760 als Kanzleidirektor gekommen und hatte auf dem benachbarten Gute Warthausen, wo der hochbejahrte Graf Stadion einen geistreichen, leichtlebigen Gesellschaftskreis um sich sammelte, „das Leben" — wie er es nannte — kennen gelernt. Seiner neuen Lebensanschauung gab er seitdem einen anmutig gewandten Ausdruck in einer Reihe leichtfertiger Erzählungen und Romane, welche im krassesten Kontrast zu seinen früheren Idealen standen. Dabei führte er mit einer Augsburger Kaufmannstochter eine musterhafte, glückliche Ehe.

Als der Warthauser Kreis mit Graf Stadions Tod sich auflöste, folgte Wieland einem Rufe an die Universität Erfurt, wo er drei Jahre lang Vorlesungen über Ästhetik und Litteratur hielt. 1772 berief ihn die verwitwete Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar an ihren Hof als Erzieher ihrer

beiden Söhne. Auch nach Vollendung dieser Aufgabe blieb er in der Ilmstadt und lebte dort bis an sein Ende in unermüdlicher litterarischer Thätigkeit. Der 20. Januar 1813 war sein Todestag.

§ 167. Schon in Erfurt hatte Wieland wieder einen ernsteren Ton in seinen Schriften angeschlagen; die bedeutendsten seiner Werke erschienen aber in Weimar. Zwei derselben verdienen eine besondere Heraushebung. Das eine ist ein satirischer Roman **„Die Abderiten"**. Eine Hauptrolle spielt in den Erlebnissen dieser wunderlichen Kleinstädter — der griechischen Schildbürger (vgl. § 107) — ihr Mitbürger, der weitgereiste Philosoph Demokrit, den sie einen Sonderling schelten, so oft er ihnen die Wahrheit sagt, dem sie aber alles glauben, was er ihnen aufbindet. So macht er sich den Scherz zu behaupten, daß man die Treue einer Frau erproben könne, wenn man ihr im Schlaf eine Froschzunge aufs Herz lege — dann müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Abderiten machen den Versuch mit ihren Frauen, die natürlich zur großen Genugthuung ihrer Männer schweigen. Aber die Priesterschaft der Latona ist über dieses Experiment aufs heftigste entrüstet, denn die heiligen Frösche haben ihre Zungen dazu hergeben müssen. Doch Demokrit weiß sich der Anklage zu entziehen, indem er dem Priester des Froschheiligtums einen mit Goldstücken gefüllten gebratenen Pfau zuschickt. Die Abderiten können sich aber dabei nicht beruhigen und beauftragen den berühmten Arzt Hippokrates, das Gehirn des Philosophen, der durchaus nicht sei wie andere Leute, zu untersuchen. Hippokrates erklärt indes seinen Verstand für durchaus gesund. — Die interessanteste Partie des Buches ist der Prozeß über des Esels Schatten. Ein Zahnarzt mietet einen Esel zum Reiten über Land; als er aber unterwegs sich beim Ausruhen in den Schatten des gemieteten Esels legen will, bestreitet ihm der Eseltreiber das Recht dazu: er habe ihm ja nur das Tier, nicht dessen Schatten vermietet. Darüber entsteht nun ein gewaltiger Prozeß, der Abdera in zwei Parteilager spaltet. Da mischen sich die Priester ein, und die Frösche der Latona helfen zur Schlichtung des Streites. Aber erst nachdem der Esel verreckt, kommt die volle Aussöhnung zustande. Nun wird dem Langohr ein Denkmal errichtet und für die Frösche ein neuer Graben angelegt, infolge dessen dieselben sich ungeheuerlich vermehren. Um keines der heiligen Tiere zu zertreten, beschließen die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

§ 168. Wielands berühmtestes Werk ist das romantische Heldengedicht **„Oberon"**, das in sehr wohllautenden gereimten achtzeiligen Stanzen (Ottave Rime) abgefaßt ist. Wieland hatte auf dieses Gedicht einen ganz besonderen Fleiß verwendet, der so weit ging, daß er es viermal mit seiner zierlichen Schrift umschrieb, ehe er es zum Drucke gab. Es erschien 1780. Goethe war so entzückt davon, daß er Wieland einen Lorbeerkranz als Zeichen seiner Bewunderung schickte.

Den Stoff des Gedichtes hatte Wieland dem altfranzösischen Ritterbuche vom Huon de Bordeaux — unter Benützung des „Sommernachtstraumes" von Shakespeare — entlehnt. Der Ritter Hüon, der Karls des Großen Sohn — ohne ihn zu kennen — in der Notwehr erschlagen hat, wird von dem Kaiser nach Babylon-Bagdad entsendet und soll dort zur Sühne eine tollkühne Helden-

that vollbringen. Er soll nämlich in den Festsaal des Kalifen mitten unter die zur Tafel versammelten Gäste dringen und dem das Haupt abschlagen, der dem Kalifen zur Linken liegt; dann aber soll er sich seiner Tochter nahen und sie dreimal öffentlich als seine Braut küssen. Um dieses Wagstück noch zu krönen, soll der Ritter zum Geschenk für seinen Kaiser sich vom Kalifen „vier seiner Backzähne und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart“ erbitten. — Hüon bricht sofort auf, gelangt glücklich in den fernen Erdteil und trifft in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler, der sich als Scherasmin, den auf einem Kreuzzug dort zurückgebliebenen treuen Diener seines Vaters, zu erkennen gibt. Beide machen sich nun zusammen auf den Weg zu dem geforderten Abenteuer. Unterwegs erscheint ihnen im Walde Oberon, der König der Elfen, auf einem von Leoparden gezogenen Wagen, in Knabengestalt. Oberon, der mit seiner Gemahlin Titania entzweit war, hatte gelobt, sich nicht eher mit ihr zu versöhnen, als bis er ein Liebespaar gefunden, das den Tod der Trennung vorzöge. Da er in Hüon und der Kalifentochter ein solches Paar vermutet, bietet er sich ihm als Schutzgeist an, schenkt ihm ein Horn, dessen leise Töne jeden, der sie vernimmt, zum Tanzen zwingen, dessen lauter Schall aber Oberon aus der weitesten Ferne herbeiruft. — In Bagdad angelangt, erblickt Hüon durch Oberons Vermittelung seine künftige Geliebte, die wunderschöne Rezia, in einem Traumgesicht, gleichzeitig aber träumt auch sie von Hüon, dem heldenhaften Ritter mit dem langen blonden Haar und den blauen Augen, und wird dadurch mit um so tieferem Widerwillen gegen den ihr aufgenötigten Verlobten, einen Drusenfürsten, erfüllt. Dieser aber ist es, der zur Linken des Kalifen liegt, als Hüon in den Festsaal eindringt; ein kühner Schlag läßt sein Haupt vom Rumpfe fliegen, und als die wilden Sarazenen auf den verwegenen Fremdling losstürzen wollen, läßt Hüon sein wunderbares Horn ertönen, und sie müssen tanzen bis zum Umfallen. Oberon, der auch für die von Karl verlangten Backenzähne und das Barthaar sorgt, hilft den Liebenden aus dem Saal und entführt sie auf seinem Zauberwagen. Dann geleitet er sie auf ein Schiff, auf welchem sie nach Europa zurückfahren. Aber sie halten das Gelübde nicht, das ihnen Oberon auferlegt, schließen vielmehr den Ehebund, bevor sie Rom, wo der Papst denselben einsegnen sollte, erreicht haben, und müssen deshalb eine lange Reihe von Leiden und Prüfungen bestehen, ehe sie das ihnen zugedachte Glück erringen. Aber sie gehen doch siegreich aus dem Kampfe hervor; — aus einem Meersturm an ein ödes Eiland gerettet, spricht Rezia, die seit ihrer Taufe Amanda heißt, die trostvollen Worte:

„Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!“

Bei einem ehrwürdigen Eremiten finden sie einen Zufluchtsort und freuen sich ihres Zusammenlebens und des Knaben, dem Amanda bald nachher das Leben gibt. Aber eines Tages, als er ihr aus dem Auge gekommen und sie ihn voller Angst sucht, wird sie von Seeräubern gefangen und nach Tunis in

den Harem des Königs Almansor gebracht. Auch Hüon, der sie nicht zu retten vermocht und der, von den Seeräubern an einen Baum gebunden, beinahe umgekommen war, gelangt durch Oberons Vermittelung nach Tunis, wo er endlich sein geliebtes Weib wieder sieht. Aber sie müssen noch viele Prüfungen durchmachen, und erst als beide den Flammentod dem ihnen zugemuteten Bruch der Gattentreue vorziehen, ist auch der Zwist zwischen Oberon und Titania beendet, und das versöhnte Elfenpaar rettet die treuen Liebenden von dem drohenden Schicksal im Augenblick der höchsten Not. Das so treu bewährte Paar gelangt an Karls des Großen Hof — der Groll in des Kaisers Brust erstirbt. Er schüttelt liebevoll des Helden Hand und spricht:

„. . . . . nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!"

So bedauerlich auch viele Erzeugnisse der Wielandschen Poesie sind (er selbst äußerte gegen Herder einmal, daß er „gerne die anstößigsten seiner Schriften zurückkaufen möchte") und so schlimme Früchte sie in den ihn noch überbietenden Werken seiner Schüler und Nachahmer trugen, — es darf darüber nie vergessen werden, daß er dennoch ein Bahnbrecher für die neue Entwickelung unsrer Dichtung gewesen ist. Die ihm eigene Anmut und Eleganz der Form gewann nicht nur das Interesse der bisher nur Französisches achtenden und lesenden höheren Stände für unsre Litteratur, sondern übte auch einen heilsamen Einfluß auf die Schriftsteller aus. Der uns durch Klopstock fast verleidete Reim wurde von ihm wieder zu Ehren gebracht und das Gebiet der Romantik neu erschlossen.

§ 169. Von diesen beiden, einander in manchen Beziehungen ergänzenden Dichtern ganz unabhängig war der dritte Bahnbrecher unserer neuen poetischen Entwickelung,

Gotthold Ephraim Lessing.

1. Sein Leben. Als der älteste von zehn Söhnen eines frommen und gelehrten Geistlichen wurde Lessing am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren. Von seinem Vater und auf der Stadtschule gut vorbereitet, kam er 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen (St. Afra) wo er neben den Schularbeiten in selbständiger Weise studierte, eine große Anzahl römischer und griechischer Schriftsteller las, an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten arbeitete, sich aber auch mit der neueren deutschen Litteratur beschäftigte. Durch das Studium des antiken Dramas wurde er zu eigenen Versuchen im Lustspiel angeregt: der erste Entwurf des „Jungen Gelehrten" (vollendet 1747) fällt noch in des Dichters Schulzeit. Als Fürstenschüler erlebte Lessing die nahen Schrecken des zweiten schlesischen Krieges, insonderheit die Schlacht bei Kesselsdorf im Dezember 1745.

Siebzehnjährig bezog er im folgenden Jahre die Universität Leipzig. Auf des Vaters Wunsch sollte er Theologie studieren; aber die Altertumsstudien und das damals von Friederike Neuber dirigierte Theater übten einen größeren Reiz auf ihn, als die Theologie. Er aß lieber trockenes Brot, als daß er das Theater versäumt hätte; auch übersetzte er französische Stücke, um sich Freibillets zu verschaffen. Vor allem arbeitete er den „Jungen Gelehrten" bühnenmäßig

aus. Anfang 1748 wurde das Stück aufgeführt und mit Beifall begrüßt. Bald danach riefen die um seine sittliche Haltung besorgten Eltern ihn nach Hause; da sie sich aber überzeugten, daß ihre Befürchtungen unbegründet waren und daß er auch wissenschaftlich sich fortgebildet hatte, gestattete ihm sein Vater nicht nur die Rückkehr auf die Universität, sondern auch einen Studienwechsel. Dennoch blieb er nicht lange in Leipzig, sondern folgte gegen Ende des Jahres seinem Freunde Mylius nach Berlin, wo er für Zeitschriften arbeitete, Übersetzungen anfertigte und sich mit wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten und Entwürfen beschäftigte. Um sich von dieser zersplitternden und aufreibenden Thätigkeit zu erholen und innerlich zu sammeln, ging er nach Wittenberg, wo er mehrere gelehrte Abhandlungen verfaßte und die Magisterwürde erwarb. Nach fast einjährigem Aufenthalte verließ er gegen das Ende des Jahres 1752 die alte Lutherstadt und kehrte nach Berlin zurück.



Abb. 34. Lessings Bildnis aus der Zeit, als er Minna von Barnhelm schrieb (1767). Nach dem Gemälde von Tischbein dem Älteren in der Nationalgalerie in Berlin.

Seitdem wechselte Lessings Aufenthalt häufig. Bald ist er in Potsdam, bald in Leipzig, von wo er mit einem jungen, reichen Patrizier eine Reise nach Holland unternimmt, dann wieder in Berlin: überall rastlos thätig und niemals ganz frei von äußerer Not. Am wohlsten fühlte er sich in der aufstrebenden Hauptstadt Preußens, dessen großer König ihn begeisterte. Mit den drei vorerwähnten patriotischen Dichtern: Ewald von Kleist, Gleim und Ramler (vgl. § 144—146) stand er im Freundschaftsbunde. Von Gleims preußischen Kriegsliedern veranstaltete er eine Ausgabe, zu der er eine Vorrede schrieb. Mit dem Buchhändler Nicolai und dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn gab er sodann die „Litteraturbriefe“ heraus. Daneben war er dramatisch thätig: „Miß Sara Sampson“ und „Philotas“ entstanden in dieser Zeit.

Endlich dieses Litteratenlebens überdrüssig, ging er mitten im siebenjährigen Kriege nach Breslau, wo er fünf Jahre (1760—64) die Stelle eines Gouvernementssekretärs bei dem General von Tauentzien bekleidete. Unter den Eindrücken des bewegten Welttreibens und inmitten der gesellschaftlichen Zerstreuungen

reiften Lessings bedeutendste Werke heran: „Minna von Barnhelm“ und „Laokoon“.

Anfangs 1765 kehrte der Dichter nach Berlin zurück, wo er die „Litteraturbriefe“ zum Abschluß brachte und am „Laokoon“ weiter arbeitete. Als die Aussicht, an der königlichen Bibliothek eine ihm zusagende Stellung als Bibliothekar zu erhalten, sich zerschlug, folgte er gern einem Rufe nach Hamburg zur Mitbegründung eines deutschen Nationaltheaters. Das Unternehmen scheiterte in Jahresfrist; eine dauernde Frucht aber dieses Verhältnisses ist die „Hamburgische Dramaturgie“. Ein Jahr darauf (1769) berief der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig den Dichter als Bibliothekar nach Wolfenbüttel, wo er zwölf Jahre, bis an seinen Tod, verblieb. Dort hatte er Muße für dichterische und wissenschaftliche Arbeiten. 1772 vollendete er „Emilia Galotti“. Von dort aus machte er auch mit dem Prinzen Leopold eine Reise über Wien nach Italien, die aber so geschäftsmäßig schnell verlief, daß er sie fast garnicht wissenschaftlich ausnützen konnte. Im folgenden Jahre erhielt er den Hofratstitel und eine Gehaltserhöhung nebst Dienstwohnung, so daß er Eva König, die ihm seit sechs Jahren verlobte Braut, endlich heimführen konnte. Der glückliche Ehebund sollte aber nur kurze Dauer haben. Schon im Januar 1778 starb seine treffliche Frau zu seinem bitteren Schmerze, nachdem ihr ein eben geborenes Söhnlein im Tode vorausgegangen war. Von da an war sein Leben gebrochen. Er kränkelte und konnte sich selten über die ihn beherrschende trübe Stimmung erheben: Ausflüge nach Braunschweig oder Hamburg erfrischten ihn nur ganz vorübergehend. Dazu kamen schriftstellerische Fehden, die ihn aufregten, insbesondere mit dem Pastor Goeze in Hamburg („Anti-Goeze“). In diesen Jahren entstand auch „Nathan der Weise“. Am 15. Februar 1781 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein unerwartet schnelles Ende. Im Jahre 1853 wurde „dem großen Denker und Dichter“ ein von Rietschels Meisterhand geschaffenes Denkmal in Braunschweig errichtet.

2. Lessings Werke.

§ 170. Lessing ragt in unserer Litteratur hervor als Kritiker und als dramatischer Dichter. Dabei ist seine Prosa meisterhaft und noch heute ein vorbildliches Muster für uns. Sie kommt in drei seiner kritischen Schriften vornehmlich zur Geltung. Es sind:

1) die **„Briefe, die neueste Litteratur betreffend“** (1759—1765), gewöhnlich kurz **Litteraturbriefe** genannt. Der Einleitung zufolge sollten diese Briefe so aufgefaßt werden, als seien sie an einen preußischen Offizier von Geschmack und Gelehrsamkeit, der im Kriege verwundet in einer kleinen Stadt seine Genesung erwarte, von seinen Freunden gerichtet, „um ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnis der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen.“ Darin werden nun die bedeutendsten gleichzeitigen Erscheinungen unserer Dichtung, wie Klopstock, Wieland, Gottsched u. s. w. einer freimütigen Kritik unterzogen. Es ist Lessing dabei ein besondres Anliegen, unsre Litteratur von allem Undeutschen und von allem Unschönen wie Unedlen zu säubern, auf vergessene Schätze (wie Logaus Sinngedichte, vgl. § 118, und das Volkslied) hinzuweisen, und so

durchweg eine echte Nationaldichtung zu fördern. Frei von der französischen Regelknechtschaft sollte dieselbe sein, aber doch das Ausländische nicht verachten und namentlich von Englands größtem Dichter, Shakespeare, lernen.

2) Die **„Hamburgische Dramaturgie"**, ursprünglich eine Theaterzeitung, die sich an die Aufführungen des Hamburger Theaters während Lessings dortigem Aufenthalt anschloß. In diesen Theaterrezensionen setzt er den Kampf der „Litteraturbriefe" um die Befreiung unsrer Litteratur von der geistigen Fremdherrschaft fort und beleuchtet namentlich mit energischer Schärfe die französische Tragödie (Corneille, Racine, Voltaire), die bisher als ein unübertroffenes Muster für unser Drama gegolten hatte. In ungebundenster Form erweitert sich so die Theaterrezension zu einer Prüfung der gesamten dramatischen Litteratur und zu einer Feststellung der Grundgesetze des Dramas. Von den sogenannten „drei Einheiten" des antiken Dramas, die auch den Franzosen als unerläßlich galten, hält er nur die Einheit der Handlung unbedingt fest, die Einheiten der Zeit und des Ortes aber nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden. Von den Franzosen weg weist Lessing hier noch nachdrücklicher als in den „Litteraturbriefen" auf Shakespeare als ein mustergültiges Vorbild für unsre dramatische Dichtung hin. „Auch nach den Mustern der Alten zu schließen," sagt er, „ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare, nur ihm eigne Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt."

3) Das am entschiedensten bahnbrechende kritische Werk Lessings ist: **„Laokoon** oder: Über die Grenzen der Malerei und Poesie".

Im Jahre 1506 war im Hause des Kaisers Titus zu Rom eine griechische Marmorstatue entdeckt und im Vatikan aufgestellt worden, die zu den schönsten Kunstwerken des Altertums gehört. Dieselbe stellt den trojanischen Priester Laokoon dar, wie er mit seinen beiden Söhnen von zwei ungeheuren Schlangen auf Poseidons Befehl erdrosselt wird, weil er seine Landsleute vor dem hölzernen Pferde der Griechen gewarnt hatte. In einer Schrift „über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" hatte nun **Winckelmann** (1717—1768) diese Marmorgruppe mit der Darstellung des Dichters Vergil in der Äneide verglichen und rühmend hervorgehoben, daß bei dem Bildhauer der schlangenumwundene und gebissene Priester „kein schreckliches Geschrei erhebe, wie Vergil von seinem Laokoon singet", sondern nur seufze und sich dadurch als ein Held zeige, der die fürchterlichsten Schmerzen mit Seelenstärke ertrage. Diese Darstellung veranlaßte Lessing, in dem „Laokoon" seine abweichende Ansicht auszusprechen und dabei nachzuweisen, daß die Gebiete der Malerei (das heißt der bildenden Künste überhaupt) und der Poesie strenge von einander geschieden werden müßten. Er bestreitet zunächst, daß in dem Unterdrücken des Schmerzensschreies sich eine besonders starke Seele offenbare — die Helden aller griechischen Dichtungen hätten geschrieen. Ein andrer Grund muß deshalb den Bildhauer bewogen haben, von der Darstellung des Dichters abzuweichen. Der-

selbe liegt in dem Unterschiede der bildenden und der redenden Künste. Beide stehen unter dem Gesetz der Schönheit, aber jede hat demselben anders zu genügen. Der bildende Künstler (Maler, Bildhauer), dessen Gebiet der Raum ist, kann nur einen einzigen Augenblick zur Darstellung bringen und muß diesen so wählen, daß er die Einbildungskraft des Zuschauers ganz beansprucht und dessen Schönheitsgefühl nicht verletzt. Dagegen ist die Zeitfolge das Gebiet des Dichters; darum kann er eine Reihe von Momenten an uns vorübergehen lassen, und also recht wohl das Gewaltsamste, das Häßlichste, das Schreien in seine Darstellung verweben, weil es durch das Nachfolgende so gemildert und ausgeglichen wird, daß es dem Schönen nicht widerstreitet. Deshalb mußte der Bildhauer „das Schreien des Laokoon in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt." Die bildende Kunst stellt Körper mit ihren Eigenschaften dar, die Poesie Handlungen. Und wenn die Poesie Körper schildert, kann sie es nur andeutungsweise durch fortschreitende Handlungen thun. Darum beschreibt Homer den Schild des Achilleus nicht im fertigen, sondern im werdenden Zustande, und des Agamemnon Gewandung und Rüstung, indem er ihn dieselbe Stück für Stück anlegen läßt. — So fixierte Lessing auf Grund seiner klassischen Studien und seines Verständnisses der antiken Kunst und Dichtung die bisher sehr verschwommen aufgefaßten Grenzen zwischen Malerei und Poesie und stieß die noch allgemein herrschende und der „beschreibenden Dichtung" (Hallers Alpen ꝛc. §§ 137. 139) zu grunde liegende Ansicht, „daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei", ein für allemal um.

§ 171. Nicht geringer ist Lessings Bedeutung als dramatischer Dichter. Zwar dachte er selbst sehr gering von seiner Befähigung dazu. Im Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie äußert er sich dahin:

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. — Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen."

Goethe bemerkt aber mit Recht gegen diese Selbstkritik: „Lessing wollte den Titel eines Genies von sich ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber."

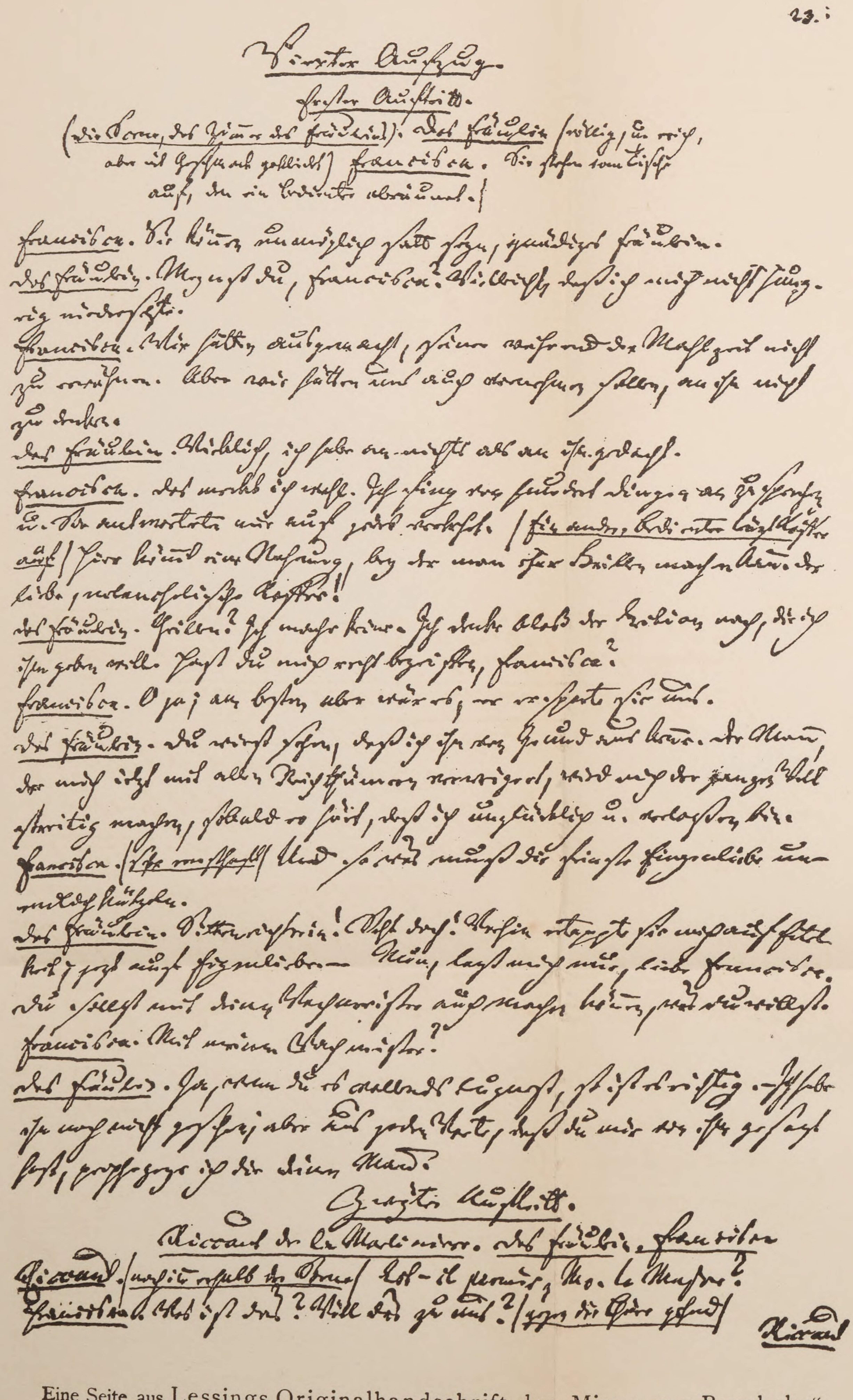
Von solcher dauernden Wirkung und von unvergänglichem Werte sind die drei Dramen seiner reiferen Periode: „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise."

§ 172. „**Minna von Barnhelm,** oder das Soldatenglück"; ein Lustspiel in fünf Aufzügen (1763). Ein patriotisches Zeitstück auf dem nationalen Hinter-

grunde des kaum geendigten siebenjährigen Krieges aufgebaut, ist es mitten in militärischer Umgebung (vgl. § 169) entstanden. Wohlthuend berührt darin auch die Versöhnung zwischen den beiden deutschen Stämmen, die so lange einander feindlich gegenübergestanden und die sich in dem preußischen Major von Tellheim und dem sächsischen Fräulein von Barnhelm gewissermaßen die Hand zum Frieden reichen. Die beiden haben sich in dem großen Kriege kennen gelernt und mit einander verlobt. Nach dem Friedensschluß aber wird Tellheim auf ehrenrührige Weise verdächtigt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen, während er im Gegenteil ihnen eine Kontribution, die sie nicht erlegen konnten, aus seiner eignen Tasche bar vorgestreckt hatte. Aus dem Heere verabschiedet und in seinem unbeugsam stolzen, fast krankhaften Ehrgefühl gekränkt, dazu mittellos, glaubt er seiner reichen Braut entsagen zu müssen. Ohne ihr Nachricht zu geben, geht er nach Berlin, wo er in einem Gasthofe ganz zurückgezogen und sehr eingeschränkt mit seinem Diener Just, einem rauhen, aber grundehrlichen und biederherzigen Burschen, von seinem halben Solde lebt. Die Geldhilfe, welche ihm sein früherer Wachtmeister, Paul Werner, wiederholt anbietet, weist er ebenso entschieden zurück, wie die Rückzahlung eines Darlehens, welche die arme Witwe eines ihm verschuldeten Freundes nach dessen Tode leisten will. Inzwischen hat er sich genötigt gesehen, den einst von Minna erhaltenen Verlobungsring dem schurkischen Wirte zu verpfänden. Kurz zuvor ist seine Braut, um nach ihm in der preußischen Hauptstadt zu forschen, in demselben Gasthof abgestiegen, den er bewohnt. Da zeigt ihr der Wirt den Ring, wodurch sie von seiner Anwesenheit und von seiner bedrängten Lage Kunde erhält. Sie löst sofort das Kleinod ein und bemüht sich dann, mit Hilfe ihrer lustigen und schlauen Kammerzofe Franziska den unbeugsamen Major umzustimmen. Als alle Vorstellungen nichts helfen, versucht sie eine List. Sie teilt ihm mit, ihr Oheim habe sie um ihrer Liebe willen enterbt. Der verarmten Geliebten ist er sogleich bereit, die Hand zu reichen und dazu nun sich auch seines ehrlichen Werners Hilfe gefallen zu lassen. Als so der Widerstreit zwischen Liebe und Ehre befriedigend ausgeglichen, trifft auch ein königliches Handschreiben ein, durch welches seine Ehre vor aller Welt wieder hergestellt und sein Geldverlust ersetzt wird. Minnas Oheim kommt dazu und heißt den Major als Sohn willkommen. Schließlich hat auch der wackere Werner in Franziska ein „Frauenzimmerchen“ gefunden, das ihn glücklich macht. Unter den Nebenfiguren des Stückes wird der welsche Gegensatz gegen deutsches Wesen durch den lächerlich-schurkischen Chevalier Riccaut de la Marlinière meisterhaft vertreten. Mit einem bis dahin unerhörten Erfolge ging dieses durch und durch deutsche Lustspiel über alle Bühnen unseres Vaterlandes und übt noch heute dieselbe Wirkung wie vor hundert Jahren.

§ 173. Fünf Jahre darauf (1772) erschien **„Emilia Galotti“**, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Der Stoff ist die aus der römischen Geschichte in die moderne Zeit und auf den Boden des damaligen Italiens verpflanzte Geschichte der römischen Virginia.

Emilia, die Tochter des Odoardo Galotti, eines „Mannes von rauher Tugend“, und des Grafen Appiani Verlobte, stürzt am Hochzeitsmorgen in das Gemach ihrer Mutter mit der Schreckenskunde, daß der regierende Fürst, Prinz


23.

Vierter Aufzug.
Erster Auftritt.
(Die Scene, das Zimmer des Fräuleins.) Das Fräulein (völlig, und reich, aber mit Geschmack gekleidet) Franciska. (Sie stehen vom Tische auf, den ein Bedienter abräumt.)

Franciska. Sie können unmöglich satt seyn, gnädiges Fräulein.
Das Fräulein. Meynst du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niedersetzte.
Franciska. Wir hatten ausgemacht, seiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen sollen, an ihn nicht zu denken.
Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts als an ihn gedacht.
Franciska. Das merkte ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu sprechen, u. Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (Ein anderer Bedienter trägt Caffee auf.) Hier kömmt eine Nahrung, bey der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholische Caffee!
Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lection nach, die ich ihm geben will. Hast du mich recht begriffen, Franciska?
Franciska. O ja; am besten aber wär' es, er ersparte sie uns.
Das Fräulein. Du wirst sehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich itzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich u. verlassen bin.
Franciska (sehr ernsthaft) Und so was muß die feinste Eigenliebe unendlich kitzeln.
Das Fräulein. Sittenrichterinn! Seht doch! Vorhin ertappte sie mich auf Eitelkeit, itzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska. Du sollst mit deinem Wachtmeister auch machen können, was du willst.
Franciska. Mit meinem Wachtmeister?
Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends läugnest, so ist es richtig. — Ich habe ihn noch nicht gesehen; aber aus jedem Worte, das du mir von ihm gesagt hast, prophezeye ich dir deinen Mann.

Zweyter Auftritt.
Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.
Riccaut (noch innerhalb der Scene) Est-il permis, Mons. le Major?
Franciska. Was ist das? Will das zu uns? (gegen die Thüre gehend)
Riccaut

Eine Seite aus Lessings Originalhandschrift der „Minna von Barnhelm“, im Besitz des Herrn Stadtgerichtsrat Lessing in Berlin.

von Guastalla, ihr in der Kirche seine Liebe erklärt habe. Auf der Mutter Rat verschweigt sie es dem Vater ebensowohl wie dem Bräutigam. Inzwischen sucht der Prinz, von seinem bösen Dämon, dem Kammerherrn Marinelli, unterstützt, sein Ziel dadurch zu erreichen, daß er Appiani zum Gesandten an einem weitentfernten Hofe ernennt, und als derselbe darauf nicht eingeht, ihn zu töten beschließt. Während Emilia mit Appiani zur Vermählung fährt, wird der Wagen von Banditen überfallen, Appiani ermordet und sie selbst auf des Prinzen Lustschloß gebracht. Dort wird sie — unter nichtigen Vorwänden — von dem Fürsten zurückgehalten: einer unparteiischen Untersuchung willen müßten Mutter und Tochter getrennt bleiben. Inzwischen ist eine frühere abgedankte Geliebte des Prinzen, Gräfin Orsina, eingetroffen und hat aus Eifersucht Emiliens Vater von dem wahren Thatbestand unterrichtet. Odoardo erbittet und erlangt von dem Prinzen eine Unterredung mit seiner Tochter, auf welche der Prinz einen entschiedenen Eindruck gemacht hat und die vor sich selbst zittert. Um sie vor Schmach und Schande zu retten, durchbohrt er sie mit ihrer eignen Zustimmung.

Auch dieses Stück ist ein ganz deutsches Trauerspiel ungeachtet der italienischen Einkleidung, da es der damaligen Zeit an deutschen Guastallas und Marinellis keineswegs fehlte. Der herbe Schluß mit dem zuletzt auf Emilien fallenden Schatten hat von jeher Bedenken erregt. Abgesehen davon ist die Durchführung jedes einzelnen Charakters von lebensvollster Meisterschaft und das Ganze wirkte in der Zeit seiner Entstehung als ein warnender Fürstenspiegel.

§ 174. Aus den theologischen Kämpfen seiner letzten Lebensjahre ging Lessings **„Nathan der Weise“** (1779) hervor, das einzige seiner Dramen, das in Versen — und zwar in fünffüßigen reimlosen Jamben — geschrieben ist, während alle seine früheren Stücke in Prosa abgefaßt sind. Es ist ein lehrhaftes Tendenzstück, durch welches Lessing von „seiner alten Kanzel“, der Bühne, herab Duldsamkeit gegen Andersgläubige predigen wollte.

Der Schauplatz des Stückes ist Jerusalem, wo zur Zeit der Kreuzzüge Christentum, Judentum und Islam nebeneinander zu finden waren. Dort ist es geschehen, daß Assad, der Bruder des großen Sultans Saladin aus Liebe zu einer christlichen adligen Jungfrau sich hat taufen lassen. Während sein Sohn in Deutschland erzogen und Tempelherr wird, hat er sein wenig Wochen altes Töchterchen im Augenblick großer Bedrängnis (da die Mutter kurz zuvor gestorben war) dem ihm nahe befreundeten jüdischen Kaufmann Nathan durch einen Reitknecht übergeben lassen und hat bald darauf bei Askalon seinen Tod gefunden. Der reiche Nathan, welchen sein Volk „den Weisen“ nannte, hat das Kind unter dem Namen Recha mit Hilfe einer christlichen Amme Daja wie sein eignes, aber ohne irgendwelche konfessionelle Grundlage auferzogen. Zur Jungfrau erblüht, wird Recha von einem Tempelherrn aus den Flammen gerettet, die Nathans Haus in seiner Abwesenheit fast eingeäschert hatten. Der Tempelherr, kurz zuvor als „selbzwanzigster“ gefangen vor den Sultan zur Hinrichtung geführt, ist von diesem allein im letzten Augenblick begnadigt worden, weil die Gesichtszüge des Deutschen ihn an seinen seit Jahrzehnten verlornen Bruder Assad erinnerten. Dem von seiner Geschäftsreise heimgekehrten Nathan gelingt es, das Vertrauen des verschlossenen Tempelherrn zu gewinnen. Als Freund betritt der christliche Ritter des

Juden Haus, lernt nun auch die von ihm gerettete Recha kennen, und bald liebt er sie. Als er aber Nathan um ihre Hand bittet, und dieser zögert, sie ihm zu geben, gerät er außer sich, und — da er inzwischen von Daja erfahren, daß seine Geliebte garnicht Nathans Tochter, sondern ein Christenkind sei, sucht eine Ziel durch eine Anklage beim Patriarchen von Jerusalem zu erreichen, suchte aber davor zurück, als derselbe bei der bloßen Darlegung des Falles ohne Nennung eines Namens wiederholt erklärt: ein Jude, der ein Christenkind der Kirche entzogen, müsse verbrannt werden. Von seinen Absichten auf Recha läßt er aber nicht ab, wird darin auch von dem Sultan Saladin und seiner Schwester unterstützt, da aber stellt es sich durch die Aussagen des Klosterbruders, der kein andrer als der vorerwähnte Reitknecht ist, heraus, daß er, der Tempelherr, Assads Sohn und Rechas Bruder ist, also beide Neffe und Nichte des Sultans sind.

Der Schwerpunkt dieses Dramas liegt in Nathans Gespräch mit Sultan Saladin über die drei Hauptreligionen: Judentum, Islam und Christentum (Akt III, 5—7), wobei der kluge Jude seine Ideen in die Geschichte von den drei Ringen kleidet und dadurch zu zeigen sucht, daß „der rechte Glaube" ebenso unerweislich sei als der rechte Ring, weil Juden, Mohammedaner und Christen ihn gleicherweise zu besitzen vorgeben; daß alle drei Religionen völlig gleichberechtigte Offenbarungen der Menschennatur und Vorstufen zu der vollen und höchsten Wahrheit seien, die an ihren Früchten erkannt werde, d. h. daran, „ob sie vor Gott und Menschen angenehm mache." Die drei Hauptpersonen: der Jude Nathan, der Mohammedaner Saladin, der getaufte Tempelherr sind übrigens keine Vertreter ihrer Religionen, sondern vielmehr Vertreter des Deismus, der den Glauben an Gott nur auf das eigne Denken und auf den menschlichen Verstand gründet, dagegen jede übernatürliche Offenbarung grundsätzlich verwirft. Während sie aber insgesamt (dazu auch Recha, Sittah und der Derwisch Al Hafi) ideal gerichtete edle Naturen sind, kommt das positive Christentum sehr schlecht fort. Seine Vertreter sind: der Patriarch von Jerusalem, ein Fanatiker und „frommer" Schurke; Daja, ein gutmütiges, aber beschränktes und engherziges Wesen; der Klosterbruder, eine „gute Haut" oder „die fromme Einfalt". Duldung predigt dieses Drama, wie einst Lessings Jugendstück: „die Juden" gegen das Judentum; ja, es verherrlicht dasselbe in der mit offenbarer Vorliebe und Parteinahme gezeichneten Persönlichkeit des Haupthelden, in welchem er seinem Freunde, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, ein Denkmal setzte. Erst nach des Dichters Tode im Jahre 1783 wurde das Stück in Berlin aufgeführt. Dasselbe hat vornehmlich den Ruhm seines Verfassers unter allen zivilisierten Völkern verbreitet.

§ 175. Durch die ganze gebildete Welt ging um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Aufbäumen gegen die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände und ein Zurücksehnen nach den Uranfängen des Volkslebens. In gedankenschwerer, dunkler Sprache und darum „der Magus des Nordens" genannt, wies insonderheit der Königsberger **Johann Georg Hamann** (1730—88) auf die Notwendigkeit hin, „zu dem einfachen Zustande der ältesten Poesie, zu dem Kindesalter der Völker und zu der Einfalt des kindlichen Glaubens" zurück-

zukehren; daraus allein könne eine neue Poesie hervorgehen. Die Poesie nannte er die „Muttersprache des menschlichen Geschlechts“. Diese Gedanken und Aussprüche zündeten bei einem ihm nahe befreundeten Manne, der es verstand, sie in lichtvollerer Weise geltend zu machen. Es war

Johann Gottfried Herder.

1. Herders Leben.

§ 176. Am 25. August 1744 in dem ostpreußischen Städtchen Mohrungen als Sohn eines evangelischen Schullehrers geboren, wuchs der Knabe in sehr ärmlichen Verhältnissen auf. Da der Ortsgeistliche, der ihn als Aufwärter und Schreiber beschäftigte, seinen Lerneifer bemerkte, ließ er ihn an dem Unterrichte seiner Söhne im Lateinischen und Griechischen teilnehmen. Darunter litten seine Augen so sehr, daß er 1762 einen zu den russischen Okkupationstruppen gehörigen Regimentschirurgen konsultierte. Diesen interessierte der strebsame, reichbegabte Jüngling ganz außerordentlich, und er erbot sich, ihn nach Königsberg mitzunehmen und dort Medizin studieren zu lassen. Sehr bald mußte Herder aber darauf verzichten, da er bei der ersten Operation, der er beiwohnte, in Ohnmacht fiel. So ging er denn zu der von jeher ihm besonders sympathischen Theologie über, mit der er das Studium der Philosophie und Philologie vereinte. Auf Hamanns Empfehlung erhielt er eine Anstellung an der Domschule zu Riga, wo er als Lehrer und Prediger fünf Jahre lang in gesegneter Wirksamkeit stand. Dann trieb es ihn fort, er wollte die Welt kennen lernen. Zu Wasser reiste er nach Nantes und von da nach Paris. Dort erhielt er die Aufforderung, den Prinzen von Holstein-Eutin, der zum Trübsinn neigte, auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu begleiten. Er nahm sie an, ging über Hamburg, wo er mit Lessing „vierzehn vergnügte Tage verlebte“, nach Kiel, um sich dem Prinzen vorzustellen und trat dann die Reise mit ihm an. Aber bereits in Straßburg trennte er sich von ihm, da sein erneuertes Augenleiden ihn nötigte, zurückzubleiben, um sich einer Operation zu unterwerfen. Hier lernte er den jungen Goethe kennen, der über seinen folgenreichen Verkehr mit ihm in „Dichtung und Wahrheit“ eingehend berichtet. 1771 folgte er einem Rufe als Hofprediger nach Bückeburg, wo er sich mit Karoline Flachsland, die er in Darmstadt kennen gelernt hatte, vermählte. Auf Goethes Betreiben wurde er, fünf Jahre später, von dem jungen Herzog Karl August als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar berufen, wo er neben seinem geistlichen Amte auch das Schulwesen des Herzogtums zu leiten hatte. Neben dieser umfangreichen amtlichen Wirksamkeit war er unausgesetzt litterarisch thätig, kam aber trotz des Erfolges seiner Schriften und trotz der ihm vom Herzog gezollten Anerkennung zu keiner rechten Befriedigung. Infolge seiner krankhaften Reizbarkeit überwarf er sich mit Goethe und Schiller; dazu kamen amtliche und häusliche Sorgen mancher Art. Ein erfreulicher Lichtpunkt war für ihn die langersehnte und langgeplante Reise nach Italien (1788), wo er mit der Herzogin Amalia zusammentraf. Nach seiner Rückkehr stieg er bis zur Würde eines Präsidenten des Konsistoriums auf, wurde auch vom Kurfürsten von Bayern geadelt, kränkelte dann

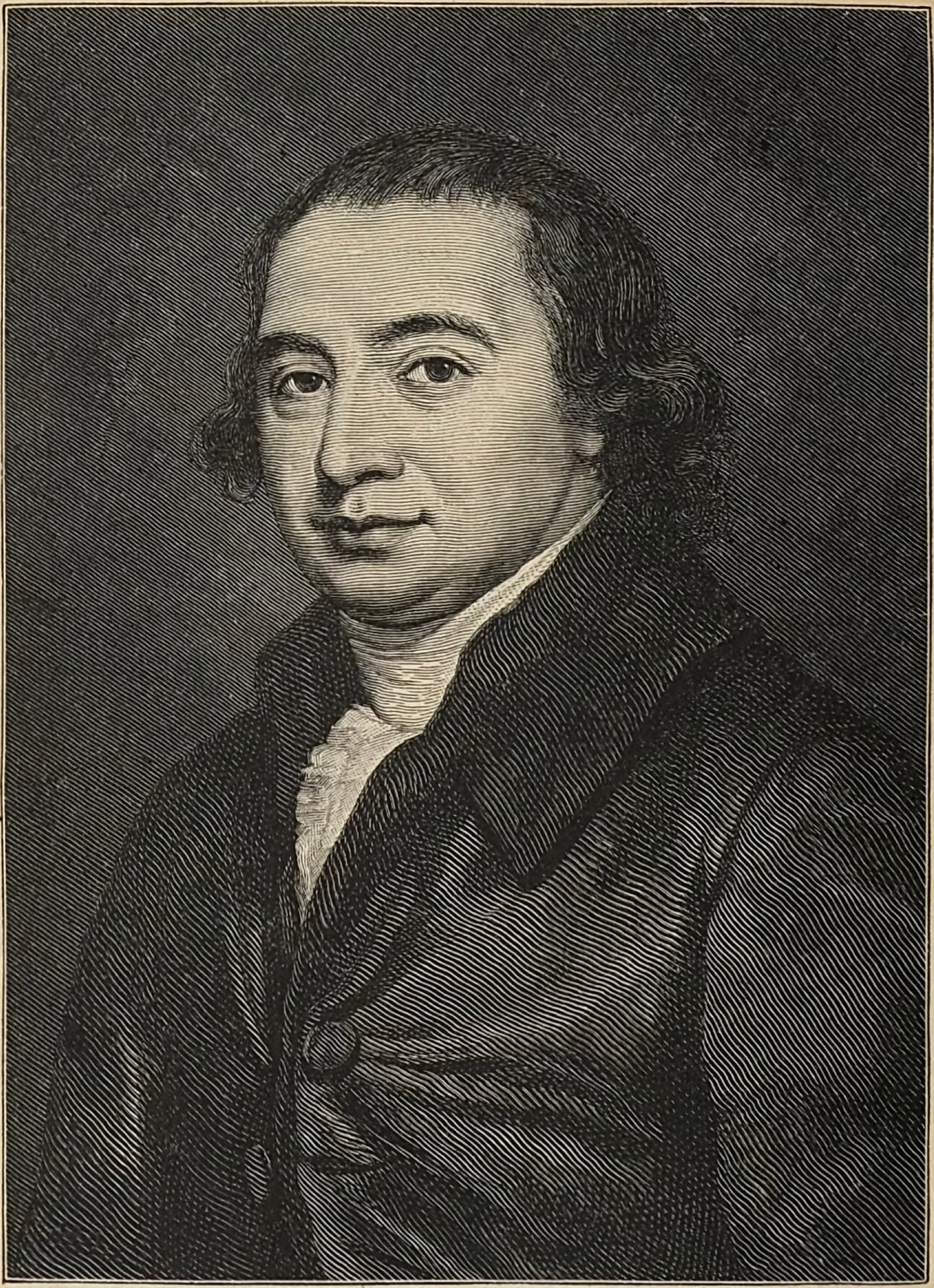


Abb. 35. Herder in mittleren Jahren. Gemalt von Angelika Kaufmann während Herders Anwesenheit in Rom.

längere Zeit und starb am 18. Dezember 1803, der erste des in Weimar vereinigten Dichterkreises. 1850 wurde ihm ein ehernes Standbild daselbst errichtet.

2. Herders Werke.

§ 177. In einer Reihe kritischer Schriften schloß sich Herder an Lessing an, ergänzend und fortführend, dabei immer eigenartig und oft abweichend in seinem Urteil. Während bei Lessing der Verstand vorwaltet, ist es bei Herder mehr das Gefühl und die Empfindung; während Lessings Sprache eine logisch

scharfe, klare und knappe ist, ist die Herders phantasiereich, schwunghaft und bilderreich. In den **„kritischen Wäldern"** (1769), die an Lessings Laokoon (§ 170, 3) anknüpfen, weist er auf Homer als auf den „vollkommensten Sänger der Natur" im Gegensatz zu Vergils künstlichem Wesen hin. In den **„Blättern von deutscher Art und Kunst,"** die er mit Goethe zusammen herausgab, weist er an Ossian (§ 155) den Charakter des Volks- und Naturgesangs und sein vorbildliches Wesen für alle Zeiten nach. An Shakespeare zeigt er, wie Vollendetes im Drama nur aus dem Leben des Volkes hervorgehen könne und wie der große englische Dichter so Unvergleichliches geleistet habe, weil er „nordische Menschen" geschaffen und dargestellt habe. Da er zeitlich, national und geistig uns viel näher stehe als der griechische Dramatiker Sophokles, müsse er auch vor allem als Muster im Drama dienen. — Einen andern Quell der Poesie weist er in dem Alten Testament der Heiligen Schrift nach und zeigt namentlich in dem **„Geist der hebräischen Poesie"** durch eine treffliche Übersetzung einer Auswahl der charakteristischen Stücke, wie wir in dieser uralten Offenbarung die „älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde" besitzen.

Am nachdrücklichsten und wirksamsten wies aber Herder auf das Volkslied als auf die Grundlage aller wahren Poesie in seinen „Volksliedern" (1778—79) hin, die später unter dem Titel **„Stimmen der Völker in Liedern"** erschienen. In sechs Büchern teilt er mit: 1) Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische ꝛc.), 2) Lieder aus dem Süden (griechische, sizilianische, italienische, spanische und französische), 3) aus dem Nordwesten (Ossian, schottische und englische), 4) aus dem Norden (skaldische und dänische), 5) deutsche, 6) Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). Mit dem ihm eigenen feinen und tiefen Gefühl für alles Poetische und mit seinem ausgezeichneten Verständnis für die schlichten Laute der Volksdichtung konnte er seine Gabe der Nachbildung und Umgestaltung zur vollen Geltung bringen und durch die genialen Übersetzungen der fremdländischen Erzeugnisse des Volksgeistes es recht anschaulich machen, „daß die Poesie nicht das Privaterbteil einiger weniger Gebildeter, sondern vielmehr eine allgemeine Welt- und Völkergabe sei."

Aus Herders Studium der Volkslieder ging auch die berühmteste seiner Übertragungen hervor, **„der Cid,"** der erst nach seinem Tode, 1805, zur Veröffentlichung gelangte. Es ist ein Romanzencyklus, der die sagenhafte Geschichte des spanischen Grafen Don Rodrigo Diaz von Vivar (1040 unter Ferdinand I geboren, 1099 unter Alfons VI gestorben) zum Gegenstande hat. Seine Zeitgenossen nannten ihn „Cid el batal", den „Herrn der Schlacht" und auch „Campeador", den „unvergleichlichen Helden".

Dreien Königen diente der Cid, der Gemahl der schönen Ximene, mit großer Treue und Tapferkeit in den nie endenden Kämpfen seines Volkes gegen die Mauren. Vorübergehend fällt er in Ungnade, da er nicht ansteht, sich Don Sancho von Kastilien zu widersetzen, als derselbe seine Schwester Donna Uraka trotz des ihr einst am Sterbebette des Vaters zugesagten Schutzes in ihrer Feste belagert; aber er ist unentbehrlich und wird bald zurückgerufen. Und als Don Alfonso ihn vom Hofe verbannt, da er seinen Stolz nicht ertragen kann, zieht der Held mit seinen Mannen fort und erficht glänzende Siege über die Mauren.

In dem eroberten Valencia schlägt er seine Residenz auf, und dort naht ihm der Tod, der den Mauren verheimlicht wird. Sein einbalsamierter Leichnam wird in voller Rüstung auf sein altes Schlachtroß gesetzt und aus der Stadt herausgeführt. Als die Mauren ihn erblicken, ergreifen sie die Flucht vor dem abgeschiedenen Helden. Der König aber ordnet an, „daß der Tote statt im Grabe auf einem prächtigen Stuhle neben dem Altar säße."

So sehr es Herder verstand, sich in fremde Geister und ihre Erzeugnisse hineinzuleben und ihr Wesen und Empfinden wiederzugeben, so wenig stand ihm eigne schöpferische Dichterkraft zu Gebote. Seine eignen Dichtungen sind edel im Ausdruck, reich an ernsten und tiefen Gedanken, aber vorwiegend lehrhaft. Ergreifend sind einige seiner **Legenden** (der gerettete Jüngling, Polykarp u. a.), eine langvergessene Dichtungsgattung, die er zu neuem Leben erweckte. In seinen **Parabeln** (der sterbende Schwan) und **Paramythien** (das Kind der Sorge — Tag und Nacht) verwertete er griechische Mythen zu allegorisch lehrhaften Zwecken. Sehr empfehlenswert ist Bernhard Suphans Ausgabe von Herders ausgewählten Werken in neun Bänden.

Die Sturm- und Drangperiode.

§ 178. Herders Aufforderung: zur Urdichtung der ältesten Zeiten, zu Homer und Ossian, zum Volkslied, zurückzukehren, entsprach ganz und gar den revolutionären Ideen, welche in den siebziger Jahren die Geister bewegten. Der Genfer Philosoph Jean Jacques Rousseau war der Vater derselben, und nach ihm hieß das Losungswort: Fort mit den Ketten, in welche die Gesellschaft, der Staat, die Dichtung durch eine verhängnisvolle Kulturentwickelung geschlagen sind, und zurück zu der Natur! „Natürlichkeit, Originalität, Genialität!" stand auf dem Banner der dichtenden Jugend. Von Kunstregeln wollten die sogenannten **„Originalgenies"** nichts mehr wissen. Im Drama, das sie mit Vorliebe pflegten, erklärten sie alle drei Einheiten als nebensächlich und — nach dem Muster Shakespeares — nur den Inhalt, die lebensvolle Vorführung der Charaktere für wesentlich — „es ist im Grunde besser", schreibt Goethe, der in seinem „Götz" ganz auf dem Boden der „Originalgenies" steht, um das Jahr 1776, „ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes." Viele unter diesen jugendlichen Stürmern gingen litterarisch und auch sittlich bald zu grunde, die kräftigeren und höher begabten arbeiteten sich allmählich zu einer geläuterten Kunst- und Lebensauffassung empor.

§ 179. Zu den ersteren gehört der Livländer **Jakob Reinhold Lenz** (1751—92), der in Straßburg Goethe kennen lernte und bald meinte, es ihm gleichthun zu können. Bei unleugbarer Dichterbegabung fehlte ihm aber der innere Gehalt und die rechte Selbstzucht. Nachdem er eine Reihe wüster und wild verworrener Dramen geschrieben, verfiel er in Wahnsinn und starb leiblich und geistig verkommen in Moskau. „Er verschwand plötzlich," sagt Goethe, „ohne im Leben eine Spur zurückzulassen."

§ 180. Auch der Frankfurter **Maximilian Klinger** (1752—1831), bis an sein Lebensende mit Goethe befreundet, schrieb eine Reihe wilder Dramen, die er später als „Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmutes" verwarf. Nach einem derselben: „Sturm und Drang" hat man die ganze Gärungszeit der siebziger Jahre die „Sturm- und Drangperiode" benannt. Die Hauptfabel dieses wunderlich aus Geist und Unsinn zusammengebrauten Stückes besteht in dem Zwist und der Aussöhnung zweier schottischer Edelleute, die beide nach Amerika gegangen sind, um an dem Freiheitskriege teilzunehmen. Später aber ernüchterte Klinger sich von seinen Jugendphantasien und gelangte zu innerer Abklärung und Reife. Der Sohn einer armen Wäscherin, starb er als russischer Generalleutnant und Kurator der Universität Dorpat.

§ 181. Zu den „Stürmern und Drängern" ist auch der Schwabe **Christian Schubart** (1739—1791) zu rechnen, ein reichbegabter, aber oft zuchtloser Dichter, welchen seine scharfe Zunge schon frühe ins Gefängnis und endlich in die Kerkerhaft des Hohen-Asperg brachte, wo er zehn Jahre lang willkürlich festgehalten wurde. Am berühmtesten ist sein Lied wider die Tyrannen: „Die Fürstengruft"; vielgesungen wurde einst sein „Kaplied". Schwungvoll und warm patriotisch ist sein „Hymnus auf Friedrich den Großen."

§ 182. Von dem Sturm und Drang der Zeit haben sich auch die beiden Männer hinreißen lassen, welche das zur höchsten Vollendung führen sollten, was Klopstock und Lessing angebahnt hatten. Im Jahre 1773, in welchem der „Messias" zum Abschluß kam, erschien der „Götz" des jungen **Goethe**. Im Jahre 1781, in welchem Lessing starb, trat **Schiller** mit seinem Erstlingsdrama „die Räuber" hervor. Zuerst getrennt, dann innig verbunden, führten Goethe und Schiller eine neue Blütezeit unsrer Litteratur herauf, welche an die mittelhochdeutsche vielfach erinnert, sie aber unvergleichlich überragt und übertrifft.

Johann Wolfgang Goethe.

Jugendleben und Jugendwerke (1749—1775).

§ 183. Am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren, war **Johann Wolfgang Goethe** der einzige Sohn und das älteste Kind des „Wirklichen Raths Ihrer Römisch-Kayserlichen Majestät", Johann Kaspar Goethe († 1782) und der einundzwanzig Jahre jüngeren Katharina Elisabeth, Tochter des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, der bekannten „Frau Rat".

In den „zahmen Xenien" charakterisiert Goethe geistreich und treffend den verschiedenartigen Anteil beider Eltern an seiner Entwickelung:

„Vom Vater hab' ich die Statur, Vom Mütterchen die Frohnatur
Des Lebens ernstes Führen, Und Lust zu fabulieren —."

Sehr nahe stand ihm auch von klein auf die 1750 geborne Schwester Cornelia.

Auf Schritt und Tritt wirkte die geschichtlich bedeutende Vaterstadt auf die empfängliche Seele des Knaben. Dazu kamen bald eigene Erlebnisse, die der siebenjährige Krieg ihm zuführte. 1759 wurde Frankfurt von den Bundesgenossen Maria Theresias, den Franzosen, überrumpelt und bis 1761 militärisch besetzt

gehalten. Der kunstliebende „Königsleutnant“ Graf Thorane bezog einen Teil des Goetheschen Hauses. Die französische Bühne, welche für die Einquartierung errichtet wurde, förderte in dem Knaben die schon früher geweckte Lust an theatralischen Darstellungen und zugleich die Kenntnis der französischen Sprache. Im Frühling 1764 trat ein anderes historisches Ereignis in den Gesichtskreis seines jungen Lebens: die Wahl und Krönung Josephs II zum römischen Kaiser. Von tiefgehendem Einfluß auf des Knaben Entwickelung waren die ersten Gesänge des „Messias“ und vor allem die Bibel. „Fast ihr allein“, bekennt er in seiner Autobiographie: „Dichtung und Wahrheit“, „war ich meine sittliche Bildung schuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weise wirksam gewesen.“



Abb. 36. Frau Rat, Goethes Mutter.
Nach der Photographie eines gleichzeitigen Bildnisses aus dem Nachlasse von Salomon Hirzel.
(Die üblichen, meist nach einer ungenügenden Lithographie dieses Bildes gemachten Darstellungen von Goethes Mutter entsprechen durchaus nicht der Wirklichkeit.)

Nachdem er einen vielseitigen, aber ungründlichen und ungeordneten Privatunterricht genossen, bezog der sechzehnjährige Goethe im Herbst 1765 die Universität Leipzig, wo er bis Ende August 1769 auf den Wunsch seines Vaters als Studierender der Rechtswissenschaft verweilte. Anfangs besuchte er fleißig die Vorlesungen seines Fachstudiums, daneben auch andere, vor allem die des Professors Gellert über Moral und Litteraturgeschichte (vgl. § 140). Doch vermochte ihn die trockene Lehrart, die überall vorherrschte, nicht zu fesseln, und er zog es bald vor, sich in der eleganten Gesellschaft von „Klein-Paris“ zu bewegen, das Theater zu besuchen oder im Freien umherzustreifen. Dazwischen entstand hier und da ein kleines Lied; auch die beiden Lustspiele: „Die Laune des Verliebten“ und „die Mitschuldigen“ — nach französischem Zuschnitte in Alexandrinern abgefaßt — fallen in die Leipziger Zeit. Daneben zeichnete er, studierte Lessings Laokoon (§ 170, 3) und besuchte die Dresdner Galerie.

Ein heftiger Blutsturz war die Veranlassung, daß Goethe im August 1769 in das Elternhaus nach Frankfurt zurückkehrte. Hier verkehrte er — während der langsamen Rekonvaleszenz — viel mit einer edlen Verwandten und Freundin seiner Mutter, dem frommen Fräulein **Katharina von Klettenberg,** die schon auf ihn in der Knabenzeit einen Einfluß geübt hatte. Auf ihre Veranlassung las er erbauliche Schriften der Brüdergemeinde, trieb auch chemische und alchemistische Studien, zeichnete, radierte, dachte aber an sein Fachstudium ganz und garnicht. Um ihn zum Abschluß desselben zu veranlassen, schickte ihn sein Vater im April 1770 auf die Universität Straßburg, wo er bis Ende August 1771 blieb.

Das Fachstudium trieb er auch hier wieder nur als Nebensache, beschäftigte sich dagegen mit Medizin und Chemie, daneben — angeregt durch das prächtige Münster — mit Architektur („Von deutscher Baukunst" war die Frucht davon) und streifte durch das schöne Elsässer Land. Mannigfache Anregung erhielt er in einem Freundeskreise, der gemeinsam zu Tisch speiste. Da lernte er u. a. Lenz (§ 179) kennen, ferner den wackern Lerse, dessen Name und Andenken im „Götz" fortlebt, vor allem auch den geistig bedeutenden, tief frommen **Jung-Stilling,** der sich vom Schneidergesellen und Landschullehrer zum Studenten der Medizin hinaufgearbeitet hatte und dessen autobiographische Jugendgeschichte („Heinrich Stillings Jugend") Goethe 1777 herausgab. Dazu kam im Herbst 1771 Herder (§ 176), durch welchen er erst für alle urwüchsige Poesie, für Homer und Shakespeare, für Ossian und das Volkslied begeistert wurde. Für den neugewonnenen Freund, der — um fünf Jahre älter und bereits ein berühmter Schriftsteller — auf ihn einen entscheidenden Einfluß gewann, sammelte Goethe auf seinen Streifzügen durch das damals noch rein deutsche Land emsig Volkslieder und versuchte sich in Nachbildungen („Heidenröslein"). Zu anderen Liedern („Willkommen und Abschied" ꝛc.), die ganz aus seinem innersten Herzen, aus seinem eigensten Erleben hervorquollen, regte ihn seine Liebe zu **Friederike Brion,** der sechzehnjährigen anmutigen Tochter des Pfarrers von Sessenheim, an. „Das Idyll von Sessenheim", das ohne Verlöbnis abschloß, hat er später, reich dichterisch ausgeschmückt, aber doch in den Hauptzügen richtig, in „Dichtung und Wahrheit" erzählt. Friederike wahrte ihre Jugendliebe treu bis in ein hohes Alter und starb unverheiratet im April 1813.

Ungeachtet aller Aufregungen, Zerstreuungen und Nebenstudien hatte Goethe doch soweit sein Fachstudium mit im Auge behalten, daß er am 6. August 1771 „mit einigen Ehren die Promotion absolvieren" konnte. Als Licentiat der Rechte (nicht als Doktor, wie er seitdem jedoch tituliert zu werden pflegte) kehrte er gleich danach in seine Vaterstadt Frankfurt zurück, wo er „zum Advokaten aufgeschworen" wurde, aber die juristische Praxis nur sehr nebensächlich betrieb. Viel wichtiger und lieber war ihm die Poesie und der Verkehr mit litterarischen Freunden. Unter diesen war der Kriegsrat Merck in Darmstadt, ein kunstverständiger, scharfsinniger Kritiker, karg im Lobe, offenherzig im Tadel, für Goethes dichterische Entwickelung von Bedeutung.

Im Frühjahr 1772 ging Goethe nach der alten, im Lahnthal schön gelegenen Reichsstadt Wetzlar, um sich bei dem dortigen Reichskammergericht als Jurist praktisch weiterzubilden. Dorthin nahm er die schon in Frankfurt entstandene

„Skizze" seines „Götz" mit, an dem er nun — unter der anregenden Einwirkung eines schöngeistigen Kreises junger Diplomaten — weiterarbeitete. Zu einem andern Dichterwerke, dem „Werther", führte ihn die Liebe zu Charlotte Buff, der Tochter des Deutschordensamtmanns. Da Charlotte aber mit dem ihm befreundeten Legationssekretär Kestner bereits verlobt war, riß er sich 1772 mit großem Schmerze los und kehrte nach Frankfurt zurück. Hier vollendete er den **„Götz von Berlichingen"** und ließ ihn 1773 im Druck erscheinen.

§ 184. Den ersten Antrieb zu diesem Drama empfing der Dichter in Straßburg durch eine Autobiographie des wackern Ritters mit der eisernen Hand, ein äußerst trockenes und dabei sehr verworrenes Buch. Der Geschichte nach ging Götz (geb. 1480 zu Jaxthausen), ein Sproß des noch heute in Württemberg blühenden Geschlechts von Berlichingen, in seinem fünfzehnten Jahre mit seinem Oheim Konrad auf den Reichstag zu Worms. Dort gewann der frühgeweckte Jüngling einen Einblick in die damaligen Schäden des Reiches. Später trat er in Kriegsdienste bei verschiedenen Fürsten und verlor in einem der häufigen Feldzüge seine rechte Hand, die er durch eine sehr kunstreich aus Stahl gearbeitete ersetzte. Vom Kampf mochte er auch nicht lassen, als der Kaiser den Landfrieden gebot, geriet dabei in Gefangenschaft, kam aber wieder frei, und lebte nun zwei Jahre still und friedlich auf seiner Burg, bis die aufrührerischen Bauern ihn 1525 zwangen, sie zu führen. Nach ihrer Niederlage wurde er in Anklagezustand versetzt, in Augsburg lange gefangen gehalten und erst 1530 freigelassen gegen das Versprechen, auf seinem Schlosse Hornberg ruhig zu leben und keine Rache zu suchen. Er hielt sein Wort, unterbrach sein Stillleben nur noch einmal im Jahre 1541, um Kaiser Karl gegen die Türken und darauf gegen Frankreich Heerfolge zu leisten, kehrte dann nach Hornberg zurück und starb dort in Frieden 82 Jahre alt im Jahre 1562.

In Goethes Drama treten im großen und ganzen der geschichtliche Götz und seine Zeit uns in genialer Kraft und Ursprünglichkeit entgegen; nur der Schluß seines Lebens und manche Nebenumstände sind dichterisch frei umgestaltet. — Auf seiner Burg Jaxthausen lebt Götz, der Mann, „den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden" — „ein freier Rittersmann, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst," mit seinem treuen Weib Elisabeth, mit seiner Schwester Maria und seinen tapferen Genossen (Lerse u. a.). Die neu aufgekommenen Reichsgerichte sind ihm ein Greuel — er will Recht und Freiheit des einzelnen wider dieselben und wider die Fürsten gewahrt wissen. Überhaupt vertritt er die dem Kaiser und Reich ergebene alte Reichsritterschaft in ihrem Kampf mit den Mächten der neuen Zeit, dem Landesfürstentum und den Städten. In diesem Konflikt geht der Held tragisch zu Grunde. Sein Untergang wird herbeigeführt durch seinen kaum wiedergewonnenen Jugendfreund Adalbert von Weislingen, der ihn schändlich verrät und seiner Braut, Götzens Schwester Maria, die Treue bricht. Vermählt mit der schönen Adelheid von Walldorf, deren herzloser Koketterie er nicht zu widerstehen vermochte, schließt er sich den erbittertsten Feinden Götzens an und weiß es durchzusetzen, daß der Kaiser ihn in die Acht thut. Zwar erwehrt sich Götz der wider ihn entsendeten Reichsknechte, da sein Freund Sickingen, der inzwischen sein Schwager geworden, zu seiner Hilfe herbei-

kommt, und der Kaiser entläßt ihn auf sein ritterliches Versprechen, sich auf seinem Schlosse still zu halten. Da bricht der Bauernaufstand aus — nach einigem Widerstreben folgt er dem Drängen der Aufsässigen, sie anzuführen, da er hofft, dem Reiche dadurch zu nützen, die Wut der Bauern zu zügeln und ihnen zu ihren Rechten zu helfen. Das gibt Weislingen aufs neue die Waffen gegen ihn in die Hand. Auf sein Betreiben wird das Todesurteil über Götz verhängt — Weislingen soll es selbst vollstrecken. Als Maria, seine einstmalige Braut, davon hört, eilt sie zu ihm und beschwört ihn, den Bruder, seinen Jugendfreund, zu verschonen. Er zerreißt das Urteil, doch es ist vergebens, denn der wackere Ritter erliegt seinen Wunden im Turm zu Heilbronn. Aber auch seine Feinde gehen zu Grunde: Weislingen durch Gift, das ihm die treulose Adelheid durch ihren Buhlen hat beibringen lassen, und Adelheid durch das Femgericht, das sie als Ehebrecherin und Mörderin zum Tode verurteilt.

Das völlig aus dem Geist der Sturm- und Drangperiode herausgeborene, form- und regellose Drama zündete allgemein und nachhaltig in ganz Deutschland. Es war ein echtes Zeitstück und doch zugleich ein geschichtlich treues Bild deutscher Männlichkeit und deutschen Lebens im Reformationszeitalter.

§ 185. Von noch größerer Wirkung war Goethes Jugendroman: **„Die Leiden des jungen Werther.“** Derselbe wurzelt in des Dichters Erlebnissen von Wetzlar: in seiner Liebe zu Charlotte Buff und in dem traurigen Ende des jungen braunschweigischen Legationssekretärs Jerusalem. Letzteren hatte gekränktes Ehrgefühl und unerwiderte Liebe zu einer verheirateten Frau veranlaßt, sich im Oktober 1772 zu erschießen. „Aus der Verschmelzung seiner inneren Herzensgeschichte und der Geschichte Jerusalems“ bildete Goethe seinen Werther. Dieser, ein Mann von weicher, krankhafter Empfindung und hochpoetischem Natursinn, schildert seine Erlebnisse in meisterhaften Briefen und spiegelt darin die Empfindsamkeit der Zeit wirkungsvoll und anschaulich ab. Das Buch machte Goethe in Deutschland mit einem Schlage zu einem berühmten Mann. Es traf so sehr den Ton der Zeit, daß nicht nur jugendlich empfindsame Seelen, sondern ganz gesetzte ältere Männer Ströme von Thränen darüber vergossen. Auf viele schwärmerische Gemüter wirkte es in gefährlicher Weise ansteckend. Auf den Titel einer neuen Ausgabe ließ deshalb der Dichter die abmahnenden Worte drucken:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach.“

Goethe verdankte diesem Buche aber nicht nur seinen nationalen, er verdankte demselben auch seinen Weltruhm: Franzosen und Engländer, Italiener, Russen, Schweden übersetzten es, und Bilder Werthers und Lottens konnte man in der ganzen Welt — bis nach China hin — erblicken.

§ 186. Neben diesen beiden Hauptwerken seiner Jugend entstanden mehrere andere untergeordnete; aber auch die Anfänge des „Faust“, seiner größten Dichtung, von der 1790 das erste Fragment öffentlich erschien, fallen in diese Zeit. War er aber so unermüdlich litterarisch thätig — eine Stellung im Leben, wie sie sein Vater für ihn wünschte, hatte er noch nicht errungen. Er

bemühte sich auch nicht darum. Die Besuche bedeutender Zeitgenossen, welche sein neugegründeter Ruhm herbeiführte: Lavater, Klopstock, Jung-Stilling u. a. störten ihn fortwährend in seinen juristischen Arbeiten, und er ließ sich gern stören, auch wohl zu „einer Fahrt ins schöne Land verführen." Besonders folgenreich war der Besuch des Majors von Knebel, der mit seinem Zögling, Prinz Constantin von Weimar, und mit dessen älterem Bruder, dem Erbprinzen Karl August, im Dezember 1774 nach Frankfurt kam.

Im April 1775 verlobte sich Goethe mit Anna Elisabeth Schönemann, der in so vielen seiner schönsten Lieder (Neue Liebe, neues Leben: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" ꝛc.) hochgefeierten anmutigen „Lili", der einzigen Tochter eines frühverstorbenen Bankiers. Doch nur ganz kurze Zeit währte der Brautstand, da seinen Eltern die „Staatsdame" Lili nicht zusagte und Goethe seiner Schwiegermutter nicht vornehm und reich genug war. Um sich zu zerstreuen, machte er im Sommer mit den beiden Grafen Stolberg (§ 163) eine Reise in die Schweiz. Nach seiner Rückkehr plante er eine Reise nach Italien — da rief ihn eine Einladung des unlängst zur Regierung gelangten Herzogs Karl August nach Weimar. Am 7. November 1775 traf er dort ein.

Goethes zwei erste Jahrzehnte in Weimar.
(1775—1794.)

§ 187. Die Seele des „Musenhofes von Weimar" war die frühverwitwete Herzogin Amalia, die Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und der Schwester Friedrich des Großen, eine sehr kunstsinnige und lebenslustige Frau. Ihr ähnlich war der reichbegabte achtzehnjährige Herzog Karl August, dessen Lehrer seit 1772 Wieland (§ 166 ff.) gewesen war und der jetzt mit Goethe einen innigen Freundschaftsbund schloß. Im Anfang herrschte nun ein etwas tolles Treiben in der kleinen Residenz, ausgelassene Vergnügungen, theatralische Aufführungen ꝛc. folgten aufeinander, deren leitender Geist der Frankfurter Patriziersohn war. Bald aber trat des Herzogs Freund in die Geschäfte ein: 1776 wurde er zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil ernannt; 1779 wurde er Geheimrat, 1782 auf des Fürsten Anregung von Kaiser Joseph II geadelt; seitdem erhielt er als Präsident den Vorsitz in der Kammer. Ein ganzes Jahrzehnt führte er die Regierungsgeschäfte mit vollster Hingabe und Pflichttreue. Dabei war er die Seele des fürstlichen Gesellschaftstheaters, dichtete Gelegenheitsstücke, übte sie ein, dirigierte die aus der Hofgesellschaft (von der Herzogin-Mutter an) bestehende Schauspielertruppe und spielte selbst humoristische, wie ernste Rollen gleich vortrefflich. Dazwischen entstanden zahlreiche kleinere und größere Lieder; so „Wanderers Nachtlied" („Der du von dem Himmel bist" — am 12. Februar 1776 am Hange des Ettersberges niedergeschrieben) — „Ein Gleiches" („Über allen Gipfeln" — am 7. September 1783 mit Bleistift an die Wand eines 1870 niedergebrannten Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau geschrieben) u. a. Auch die stimmungsvollen Lieder: „Nur wer die Sehnsucht kennt" und „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" (später im „Wilhelm Meister") gehören bereits dieser Zeit an. Ebenso die Balladen: „der Fischer", „der Sänger", „das Blümchen Wunderschön". Auch

die Anfänge von „Egmont", „Torquato Tasso" und „Wilhelm Meister" entstanden im ersten Jahrzehnt des Weimarer Lebens. „Iphigenia" wurde 1779 in Prosa zum Abschluß gebracht und am Hofe aufgeführt, wobei Goethe den Orestes spielte. Im Herbst desselben Jahres machte er mit dem Herzog im strengsten Inkognito eine Reise in die Schweiz. In Straßburg sah er Lili glücklich verheiratet wieder. Von dort aus machte er einen Abstecher nach Sessenheim, wo er „gar freundlich und gut aufgenommen" wurde und „von freundlichen Gesichtern verabschiedet den andern Morgen bei Sonnenaufgang schied." Auf der Rückreise sah er in Stuttgart zum erstenmale den damals zwanzigjährigen Eleven Friedrich Schiller bei einer Preisverteilung der Karlsakademie.



Abb. 37. Goethe im 30. Lebensjahre. Von May gemalt 1779. Im Besitze der Familie v. Cotta.

§ 188. Auf die Länge befriedigte das Leben am Hofe und im Amte den Dichter ganz und garnicht. Seine dichterische Thätigkeit schien zu stocken; dazu erwachte immer mächtiger seine vieljährige Sehnsucht nach Italien. Endlich schritt er zur Ausführung seiner ganz im geheimen vorbereiteten Pläne. Am 3. September 1786 reiste er nach vollendeter Kur in Karlsbad heimlich — als „Herr Müller" — durch Bayern und Tirol nach Italien, wo er fast zwei Jahre — zum größten Teile in Rom — verlebte. Hier warf er die letzten Schlacken der Sturm- und Drangperiode seines eigenen Lebens ab; seine Kunst- und Naturanschauung klärte und läuterte sich zu den höchsten Idealen, und der dichterische Schaffenstrieb erwachte aufs neue. In seiner **„Italienischen Reise"** hat er ausführlich erzählt, was er in diesen bedeutungsvollen Jahren erlebt.

§ 189. Die erste dichterische Frucht des Aufenthaltes in Italien war die Umdichtung der **„Iphigenie auf Tauris"** aus der Prosa in die metrische Form (fünffüßige Jamben), in der sie 1787 veröffentlicht wurde.

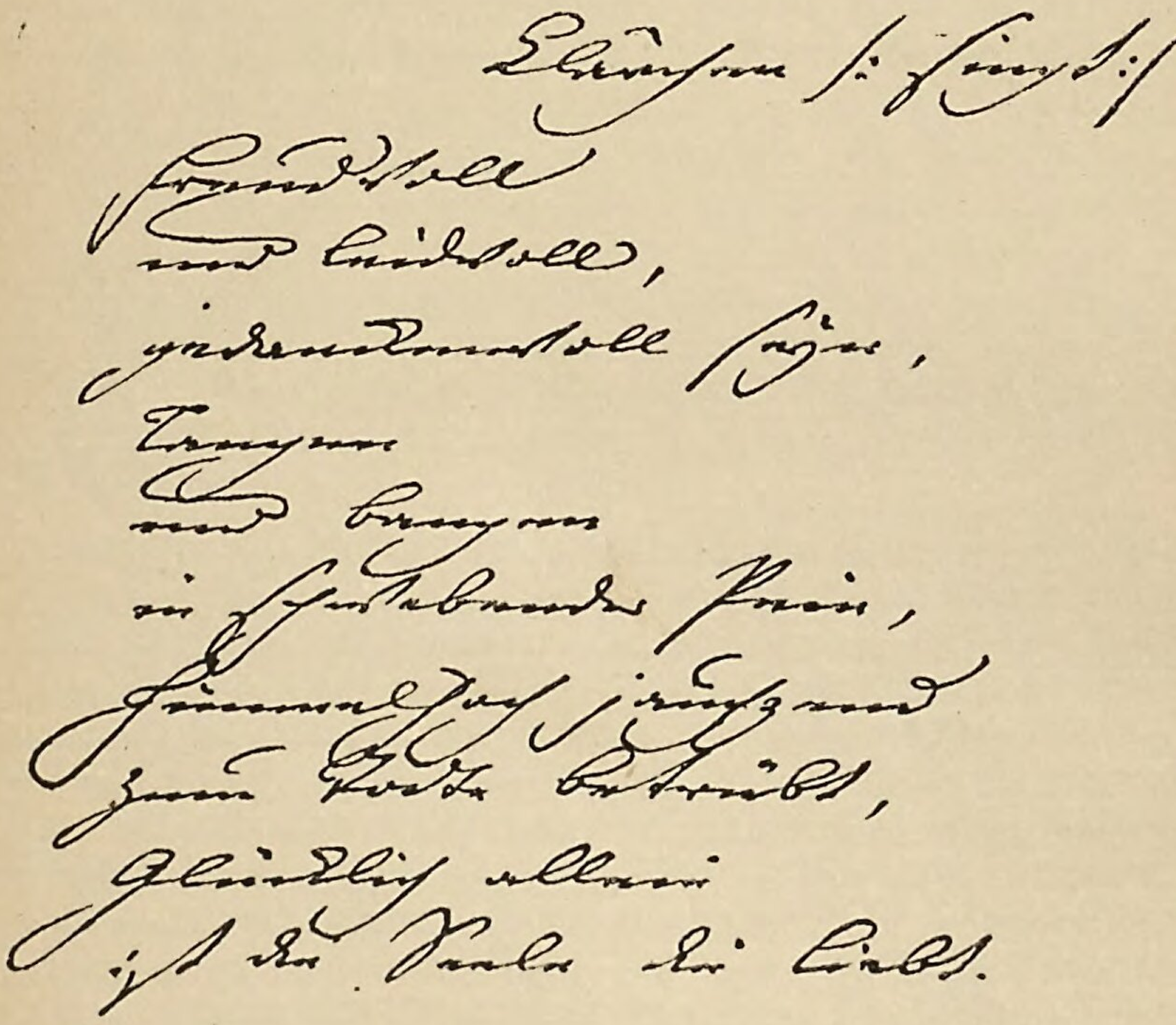
Die Quelle dieses Dramas war die „Iphigenia auf Tauris" des griechischen Dichters Euripides; aber Goethe hat den antiken Stoff innerlich umgewandelt und verdeutscht. Euripides läßt das Orakel, welches die Befreiung des Muttermörders Orestes von der Verfolgung der Erinnyen an die Wegführung des Artemisbildes aus dem barbarischen Taurierlande knüpfte, ganz äußerlich lösen. Durch eine gemeinsam ersonnene List: die vorgegebene Entsühnung des Bildes im Meerwasser gelingt es Orestes, Pylades und Iphigenie das Bild zu entwenden und mit demselben die Flucht zu ergreifen. Als Thoas, der König

von Taurien, der arglos seine Einwilligung zu dem Sühneakt gegeben, den Betrug entdeckt, schickt er sich an, die Fliehenden zu verfolgen. Da erscheint Pallas Athene und verkündet ihm, daß alles nach dem unerforschlichen Ratschluß der Götter also geschehen sei. Thoas fügt sich dem Machtspruch und läßt die Hellenen mit ihrer Beute in ihre Heimat ziehen.

Der deutsche Dichter hat die äußerliche Lösung des griechischen in eine innere aus christlichem Geiste geborene umgebildet. Die Heldin des Stücks führt hier die Lösung herbei. Während in ihrem Elternhause Sünde auf Sünde sich häuft und Verbrechen und Fluch fortwüten, ist Iphigenie in dem fremden Lande rein geblieben, hat die barbarischen Skythen von dem blutigen Brauch der Fremdenopfer abgebracht und Segen über das rauhe Land verbreitet. Thoas, durch ihr sittlich hohes, selbstloses Walten ergriffen, wirbt um ihre Hand. Als sie den Antrag wiederholt ablehnt, gebietet er ihr, die der Göttin bisher vorenthaltenen Opfer wieder aufzunehmen und zwei soeben in den Höhlen versteckt gefundene Fremde zu töten. Es sind ihr Bruder Orest und sein Freund Pylades. Sie sind gekommen, um auf Apollos Befehl, „im Tempel seiner Schwester der Hilfe segensvolle Hand zu erwarten,“ und für den Muttermörder dadurch Heilung zu erlangen, daß „sie die Schwester zu ihm hinbringen,“ was sie auf das Bild der Artemis beziehen. Aber schon durch sein der Schwester abgelegtes reuevolles Schuldbekenntnis ist der auf Orestes' Haupt lastende Fluch gesühnt, und die Erinnyen verlassen ihn. Nun drängt der Freund zum Aufbruch. Nach seinem „klugen Wort“ soll Thoas überlistet werden: Iphigenie soll vorgeben, das Bild der Göttin sei durch einen Wahnsinnsausbruch des von den Erinnyen verfolgten Fremdlings entweiht und müsse in den Meereswellen gewaschen und entsühnt werden, ehe das Opfer vollzogen werden könne. Einmal am Meer, wollen alle dann auf das hinter einem Vorsprung verborgene Schiff sich retten und mit dem Götterbilde in die Heimat zurückkehren. Iphigenies lautere Seele wird aber über diesem Lügengewebe trübe und unruhig, nachdem sie gewaltig gekämpft, überwindet sie sich selbst, gibt der Wahrheit die Ehre und gesteht dem König alles. Thoas, dadurch tief ergriffen, wird vollends umgestimmt, als Orest endlich den wahren Sinn des Befehles Apollos erkennt: unter der Schwester, die Orest von Tauriens Ufer nach Griechenland bringen soll, um den Fluch zu sühnen, hat der Gott nicht seine eigene Schwester, sondern Iphigenie, Orests Schwester, gemeint. So läßt der Skythenfürst denn sie alle ziehen. Iphigenies edler, lauterer Sinn hat ihn besiegt; ihr mild versöhnendes Abschiedswort nötigt ihm sogar zum Schluß ein „Lebt wohl!“ ab, das er den Scheidenden zuruft.

§ 190. Auch der bereits zwölf Jahre zuvor in Frankfurt geplante **„Egmont“** gelangte in Italien zur Vollendung, blieb aber in der Prosafassung.

Der aus einer altadeligen niederländischen Familie stammende Held nimmt in seiner politischen Arglosigkeit den Kampf gegen den finstern und gewaltthätigen Herzog Alba auf, den der arglistige Philipp II infolge des Bildersturmes an die Stelle seiner Halbschwester, der Regentin Margareta von Parma, mit einem Heere in die Niederlande geschickt hat, um alle gefährlichen Männer — vor allem Egmont und Oranien — unschädlich zu machen. Unähnlich dem geschichtlichen Egmont, der aus Liebe zu seiner Frau und zahlreichen Familie sich in Brüssel


Clärchen singt

Freudvoll
und leidvoll,
gedankenvoll seyn,
Hangen
und bangen
in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend
zum Tode betrübt,
glücklich allein
ist die Seele die liebt.

Goethes Handschrift von „Freudvoll und leidvoll“ aus Egmont.

Aus Goethes eigenhändigem Egmontmanuskript auf der K. Bibliothek zu Berlin.

zurückhalten ließ, während fast alle seine Freunde sich durch die Flucht retteten, ist der Egmont des Dramas ein leichtlebiger, liebenswürdiger Volksheld, der von ernsteren Geschäften zu seinem Klärchen, einem einfachen Bürgermädchen, flüchtet und schließlich durch seine leichtsinnige Sorglosigkeit in des Gegners Schlingen fällt, gefangen und hingerichtet wird. Klärchen, die vergeblich versucht, das Volk zu seiner Befreiung anzustacheln, tötet sich in Gegenwart des „guten Brakenburg", ihres getreuen Liebhabers. Ihre Gestalt aber erscheint Egmont in seinem letzten Schlummer als Göttin der Freiheit und verkündet ihm den Sieg seines Vaterlandes über Hinterlist und Gewalt. Ein Schluß, den Schiller als einen „Salto mortale in die Opernwelt" tadelte, während er die meisterlich lebendigen Volksszenen, die an Shakespeare erinnern, mit warmen Worten rühmt.

§ 191. In die Heimat zurückgekehrt, vermochte der Dichter sich lange garnicht in die alten Verhältnisse wieder einzuleben. So begeistert ihn auch der Herzog und die Freunde empfangen hatten und so zusagend auch von nun an seine amtliche Stellung war: alles Deutsche war ihm fremd geworden, sein Herz sehnte sich nach Italien zurück. Diese Sehnsucht ließ seine Tragödie, den **„Tasso"**, der Vollendung entgegenreifen. Zwei Akte davon, in poetischer Prosa abgefaßt, hatte Goethe nach Rom mitgenommen; dort hatte er angefangen, das Stück in fünffüßige Jamben umzugießen; in Weimar vollendete er es 1789 und ließ es im darauffolgenden Jahre drucken.

Torquato Tasso (1544—1595) überreicht sein eben vollendetes romantisches Heldengedicht: „Das befreite Jerusalem" dem Herzog Alfons von Ferrara, auf dessen Lustschloß Belriguardo er lebt. Des Herzogs Schwester, Leonore von Este, setzt ihm zum Dank einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Da tritt Antonio Montecatino, der Minister des Herzogs, der nach glücklich vollendeten Verhandlungen mit dem Papste gerade aus Rom zurückgekehrt ist, hinzu und kann sich nicht enthalten, über den Vorgang, der seine Eifersucht erregt, seine spöttischen Bemerkungen zu machen. Ein Versuch des Dichters, den Staatsmann zum Freunde zu gewinnen, mißlingt, ja der schroffe Gegensatz zwischen beiden steigert sich dermaßen, daß Tasso eines Tages sich reizen läßt, im Palaste des Herzogs den Degen zu ziehen und den gehaßten Gegner zum Zweikampf zu fordern. Der Herzog, der sie dabei überrascht, straft den Dichter wegen des Burgfriedensbruchs in mildester Form mit Zimmerhaft. Aber auch mit Antonios Verhalten äußert er sich unzufrieden und beauftragt ihn bald danach, Tasso seinen Degen zurückzubringen, ihm in des Herzogs Namen die Freiheit wiederzugeben und mit edlen wahren Worten sein Vertrauen zu gewinnen. Er versucht es, aber Tasso ist durch die kurze Haft so erbittert und erregt, daß er sich von jedermann — selbst von der Gräfin Leonore Sanvitale, der Freundin der Prinzessin — mit Falschheit behandelt glaubt und als Beweis seiner aufrichtigen Freundschaft von Antonio fordert, daß er ihm die Erlaubnis des Herzogs auswirke, Ferrara verlassen und nach Rom gehen zu dürfen. Widerstrebend, aber huldvoll entläßt ihn Alfons, da er hofft, ihn dadurch zu heilen. Als aber die Stunde des Abschieds von der Prinzessin kommt, da läßt er sich hinreißen, ihr die schon lange ihn beherrschende Liebe zu gestehen, ja sie stürmisch in seine Arme zu schließen. Von der Prinzessin

zurückgewiesen, am Hofe unmöglich geworden, bleibt ihm nur Antonio, an dessen festem Charakter er zerknirscht und gebrochen sich aufrichtet.

In diesem Drama, das an Handlung arm, um so reicher an innerem Leben und in der Charakterzeichnung unübertroffen ist, spiegelt sich das erste Jahrzehnt des Lebens Goethes an dem Hofe zu Weimar wieder; insonderheit das Mißverhältnis zwischen Dichtergeist und Hofgeist, unter dem der deutsche wie der italienische Dichter gleicherweise zu leiden hatten, und der Zwiespalt in der eigenen Brust zwischen Dichter und Staatsmann, von dem sich Goethe durch dieses ergreifende Werk „befreien“ wollte. Der geschichtliche Tasso, obgleich er nie ein Liebesverhältnis zu Leonore von Este gehabt, war über dem Konflikt mit der nüchternen Wirklichkeit der Hofwelt durch sein krankhaft mißtrauisches Wesen in Irrsinn geraten und zu Grunde gegangen. Goethes Tasso gelangt zur Genesung, indem er sich an den Mann anschließt, den er bisher für seinen schlimmsten Feind gehalten und indem er erkennt, daß es nötig sei, seine Phantasie zu zügeln und seine Leidenschaft zu beherrschen. So Goethe selbst, in welchem die Tasso- und die Antonionatur nach langem Streit zum heilsamen Einklang kamen.

§ 192. Im Juli 1788 nahm der Dichter Christiane Vulpius in sein Haus, das dadurch für ihn an Reiz gewann und angenehmere gesellige Verhältnisse ermöglichte. Sehr unbehaglich stimmte ihn die französische Revolution; es war ihm deshalb ganz willkommen, im Frühling 1790 der aus Italien zurückkehrenden Herzogin-Mutter bis Venedig entgegenzufahren und sie zurückzugeleiten. Im Jahre 1792 machte er in Karl Augusts Gefolge den preußischen Feldzug gegen die Franzosen mit, den er später in der „Campagne in Frankreich“ beschrieben hat. Wichtiger als diese und andere Erzeugnisse seiner Feder war die Wiederbelebung der alten Tiersage, zu der er auch durch die Zeitereignisse angeregt wurde.

§ 193. Schon in früheren Jahren hatte Goethe das alte Tierepos von Reinke de Vos (vgl. § 35) kennen gelernt und lieb gewonnen. Jetzt, da die Kunde von der Ermordung Ludwigs XVI ihn erreichte, nahm er es wieder vor, um „sich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen,“ und machte sich an eine freie Übertragung ins Hochdeutsche. So entstand 1793 **„Reineke Fuchs“** in zwölf Gesängen in Hexametern: ein humoristisch gefärbter „Hof- und Regentschaftsspiegel“, den er seinem „an Pöbelauftritten übersättigten Gemüt“ vorhalten wollte. Allerdings gewährt der Hof des Königs Nobel ein sehr unterhaltendes farbenreiches Abbild des leidenschaftlichen, ränkevollen Menschentreibens. Die Hauptperson ist natürlich Reineke Fuchs, der, wegen seiner zahlreichen Missethaten von dem König bereits zum Tode verurteilt, sich durch die listige Vorspiegelung, er besitze einen geheimen Schatz, zu retten weiß und am Ende seinen vornehmsten Feind Isegrim den Wolf im Zweikampf besiegt.

§ 194. In den letzten sechs Jahren (1788—1794) hatte Goethe sehr abgeschlossen und fast vereinsamt gelebt. Wieland und Herder hatten sich ihm entfremdet. Mit Schiller, den er 1788 bei seiner Rückkehr aus Italien in Weimar angetroffen und als Professor nach Jena gesandt hatte, konnte er sich alle diese Jahre nicht befreunden — endlich im Frühling des Jahres 1794 fand eine

Annäherung statt, aus der bald ein bis zu Schillers Tod dauernder Freundschaftsbund erwuchs. Von dieser Zeit an rechnet Goethe selbst „einen neuen Lebensfrühling" und „seine zweite Jugend."

Friedrich von Schiller.

Jugendleben und Jugendwerke (1759—1784).

§ 195. **Johann Christoph Friedrich Schiller** wurde am 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren. Sein Großvater und Urgroßvater waren Bäcker gewesen, sein Vater, früher Feldscher, damals württembergischer Leutnant, stieg allmählich bis zum Hauptmann auf und stand als solcher längere Zeit in Lorch an der Rems, wo sein Sohn den ersten Unterricht von dem Pfarrer Moser erhielt, den er später in den „Räubern" dankbar verewigte. Seine Mutter, die Tochter des Löwenwirtes Kodweiß, war eine fromme und sinnige Frau, die auf den in Gesicht und Statur ihr sehr ähnlichen Sohn einen nachhaltigen Einfluß übte.

Im Jahre 1766 zog die Familie nach Ludwigsburg, wo der Knabe die lateinische Schule besuchte und 1772 konfirmiert wurde. Sein Wunsch, Theologie zu studieren, wurde indes durch den Herzog Karl Eugen (1728—1793) vereitelt. Derselbe hatte nämlich kurz zuvor eine Militärakademie (später „hohe Karlsschule" genannt) gegründet, in welcher Söhne von Offizieren vornehmlich zu Militärs, aber auch zu Zivilbeamten, Juristen und Medizinern ausgebildet werden sollten. Da mußte nun der junge Schiller auf Wunsch des Herzogs im Januar 1773 eintreten, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Zwei Jahre später (1775), als die Akademie nach Stuttgart verlegt wurde, ging er zur Medizin über. Das erwählte Fachstudium ließ ihm — trotz der strengen militärischen Zucht, die in der Anstalt herrschte — doch Zeit und Freiheit, sich mit der Poesie alter und neuer Zeit, der schon damals sein Hauptinteresse gehörte, eingehend zu beschäftigen. Neben den Psalmen und Propheten des Alten Testaments las er Vergil, neben Luthers, Paul Gerhardts und Gellerts Liedern — Klopstocks Oden und Messias. Dazu kamen Ossian und Rousseau, Shakespeare in Wielands Übersetzung, endlich die Dichtungen der Sturm- und Drangperiode, vor allem Goethes „Götz" und „Werther". Schubart und Klinger (§§ 180. 181) waren seine dichterischen Vorbilder. Sturm und Drang ging durch alle seine Jugendpoesieen („die Kindsmörderin" — „Graf Eberhard der Greiner" rc.), deren hervorragendste: **„die Räuber"** 1777 (als er achtzehn Jahre alt war) begonnen, 1781 gedruckt und am 13. Januar 1782 in Mannheim aufgeführt wurde.

§ 196. Schiller ließ sein erstes Drama in der Gegenwart spielen; in Mannheim verlegte man es aber bei der ersten Aufführung in das XVI. Jahrhundert, um den befürchteten Anstoß abzuschwächen. — Der regierende Graf Maximilian von Moor hat zwei Söhne, Karl und Franz. Karl, der Erstgeborene, eine edle, strebsame, aber ungezügelte Kraftnatur, der „vor diesem tintenkleckſenden Jahrhundert ekelt," hat sich in Leipzig, wo er studiert, zu allerlei tollen Streichen hinreißen lassen. In einem reumütigen Schreiben gesteht er seinem Vater alles was er gethan, und bittet um Vergebung und Wiederaufnahme im väterlichen Schlosse, wo ein geliebtes Mädchen, Amalia, seiner wartet. Aber sein Bruder

Franz, ein teuflischer Bösewicht, der schon längst danach getrachtet, das Erbe und die Braut an sich zu reißen, verfaßt einen falschen Brief, in welchem ein Leipziger Geschäftsfreund dem hochbetagten Vater mitteilt, Karl habe mehrere gemeine Verbrechen begangen und werde deshalb steckbrieflich verfolgt. Der unglückliche Vater glaubt diesen Anschwärzungen, ja beauftragt den heuchlerischen Franz, seinem Bruder zu schreiben, daß er ihn auf ewig verstoße. Darüber verzweifelt, wirft sich Karl mit seinen tollkühnen Genossen in die böhmischen Wälder und führt als ihr Hauptmann ein „edles" Räuberleben: „er verfolgt die Lasterhaften, straft die Hochgestellten, die Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufen und den traurigen Patrioten von ihrer Thüre stoßen ꝛc." — kurz, er sucht die ungerechte Welt mit Schwert und Feuer zu heilen. Von siebzehnhundert Mann eingeschlossen, weist er doch die Aufforderung des Paters, sich zu ergeben, zurück und schlägt sich mit seinen Scharen an die Donau durch. — Inzwischen hat Franz seinen greisen Vater, dessen Leben ihm zu lange währte, in einen abgelegenen Turm gesperrt, wo ihn nur ein Diener vor dem Hungertode bewahrt. Nun ist er der alleinige Herr, der als ein Wüterich über seine Untergebenen herrscht. Alles beugt sich vor ihm, nur Amalia widersteht seinen Bewerbungen, obgleich sie Franzens Vorspiegelungen, Karl sei im siebenjährigen Kriege als preußischer Soldat bei Prag gefallen, Glauben schenkt. — Das erwachende Gewissen und ein unwiderstehliches Heimweh treiben endlich Karl in die Heimat zurück. Er entdeckt seinen unglücklichen Vater, befreit ihn aus seinem entsetzlichen Gefängnis, aber der Greis stirbt, als sein Befreier sich ihm zu erkennen gibt. Franz erdrosselt sich mit seiner Hutschnur, als Karls Schar zur Mitternachtszeit das Schloß stürmt. Aber auch Karl kann die dem Totgeglaubten stets treu gebliebene Amalia nicht ehelichen: seine Raubgenossen lassen ihn nicht los, weil er einst gelobt hat, sie niemals zu verlassen. Da ersticht er die geliebte Braut, die ihn selbst um diese Gunst anfleht, und liefert sich der strafenden Gerechtigkeit aus, um so die „mißhandelte Ordnung durch sein Opfer wieder zu heilen".

§ 197. Das aus dem Geist der Sturm- und Drangperiode herausgeborene Stück, das bei aller Unnatur und Übertreibung doch die meisten Stücke der Geniezeit weit überragt und die große Schöpferkraft des jungen Dichters offenbart, machte Schiller mit einem Schlage zum berühmten Mann. Dazu trug vornehmlich bei, daß es dem revolutionären, wild gärenden Zeitgeist völlig entsprach und auf die Jugend zumal eine zündende Wirkung übte. Charakteristisch für diese Grundstimmung ist der zornig sich aufbäumende Löwe mit der Inschrift: „In tirannos" (wider die Tyrannen), den die zweite Auflage als Titelvignette trug. Allerdings fehlte es auch schon damals nicht an scharfen Kritiken. Die schärfste hat Schiller selbst bereits ein paar Jahre danach (1784) in folgenden Worten ausgesprochen: „Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die „Räuber" nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur Einer begegnete."

§ 198. Schiller, der seit Dezember 1780 als Regimentsfeldscher beim Grenadierregiment Augé in Stuttgart mit 18 Gulden (ca. 31 Mark) Monatsgage eingetreten war, wohnte persönlich der ersten Aufführung seines Stückes in Mannheim bei, ohne erkannt zu werden. Sein Landesherr nahm erst Notiz davon,

als ein Blatt in Chur gegen eine Stelle in Schillers Drama (in welcher Graubünden die „hohe Schule der Spitzbuben" genannt wurde) einen heftigen Artikel losließ, der durch einen Übelwollenden in des Herzogs Hände gelangte. Da der Dichter überdem im Mai 1782 ohne Urlaub nach Mannheim gegangen war, um einer wiederholten Aufführung der „Räuber" beizuwohnen, verbot Karl Eugen ihm aufs strengste jeden Verkehr mit dem „Ausland" und befahl ihm kurzweg, „niemals mehr weder Komödie noch sonst so was" zu schreiben. Da ein schriftliches Gesuch Schillers um Aufhebung dieses Verbotes uneröffnet an ihn zurückgelangte, entzog er sich im September 1782 durch die Flucht nach Mannheim seiner drückenden Stellung. Er hatte dabei seine ganze Hoffnung auf den Theaterintendanten Freiherrn von Dalberg (später badenscher Minister † 1806) gesetzt, allein er sollte eine schwere Enttäuschung erleben. Dalberg, um bei dem Herzog von Württemberg nicht anzustoßen, war äußerst zurückhaltend und verweigerte jeden Geldvorschuß, da der „Fiesko", den Schiller fertig mitgebracht, „nicht brauchbar sei, folglich auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne." Aus Furcht vor Auslieferung an seinen Landesherrn begab sich nun der Dichter nach dem benachbarten Dorfe Oggersheim, und da er sich auch dort nicht ganz sicher glaubte, folgte er im Dezember 1782 einer Einladung der Frau von Wolzogen, mit deren Sohn er seit der Militärakademie befreundet war, auf ihr Landgut Bauerbach bei Meiningen. Die Mittel zur Reise gewährte ihm ein dürftiges Honorar, welches er für den Verlag seines zweiten Stückes von dem Buchhändler Schwan erhielt.

§ 199. Über ein halbes Jahr lebte Schiller in der tiefen Einsamkeit seines ländlichen Asyls. Der Verkehr mit seiner liebenswürdigen Gastfreundin und deren sechzehnjähriger Tochter that ihm wohl. An dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem nachmaligen Schwager, gewann er einen Freund, der ihn mit Büchern versorgte. Im übrigen vollendete er hier sein drittes, bereits in Stuttgart geplantes Drama, das er „Luise Millerin" nannte, und entwarf den Plan zum „Don Carlos". Mittlerweile hatte Dalberg von dem neuen Stücke Kunde erhalten und war in schriftliche Unterhandlungen mit Schiller getreten, die damit endeten, daß er im Juli 1783 als Theaterdichter nach Mannheim berufen wurde. Am 11. Januar 1784 wurde Schillers zweites Stück: **„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua"** in Mannheim aufgeführt.

§ 200. Mit dem „Fiesko", den er als „republikanisches Trauerspiel" bezeichnete, betrat Schiller den Boden der Geschichte, auf welchem später seine bedeutendsten Dramen sich bewegen sollten. Aber wie dem jungen Dichter damals Menschenkenntnis fehlte, so entbehrte er noch mehr der politischen Erfahrung und Reife, um ein Bild politischen Ehrgeizes und dagegen anstrebender republikanischer Freiheit an einem geschichtlich überlieferten Stoff zu entwerfen. Danach strebte er in seinem zweiten Stücke, das die Sturm- und Drangsprache der „Räuber" noch überbietet, denselben aber an Feuer und origineller Naturkraft nachsteht.

Fiesko, Graf von Lavagna, von dem genuesischen Volke abgöttisch geliebt, hat sich zum Leiter einer republikanischen Verschwörung emporgeschwungen, welche gegen das Haus Doria im Werke ist. Anfänglich um Genua, das unter Andreas

Doria groß und mächtig geworden, vor seinem unwürdigen Neffen, dem rohen Wüstling Gianettino zu schützen, der bei dem zunehmenden Alter seines Oheims mit allen Kräften danach trachtet, die republikanische Verfassung umzustoßen und sich zum Tyrannen aufzuwerfen; bald aber, um selbst als Herzog zur Herrschaft zu gelangen. Um dieses Ziel zu erreichen, scheut er kein Mittel: er pflegt einen vertrauten Umgang mit Gianettino, er macht dessen Schwester, der Kokette Gräfin Julia, den Hof, um die Doria in falsche Sicherheit zu wiegen; und insgeheim knüpft er gleichzeitig Unterhandlungen mit Frankreich und mit dem französisch gesinnten Hause Farnese an. Unter den Verschworenen ragt Verrina hervor, ein freiheitsstolzer unbeugsamer Republikaner; er durchschaut Fiesko und stürzt den ans Ziel seiner ehrgeizigen Pläne Gelangten — nachdem er ihn vergeblich beschworen, die Herzogswürde aufzugeben — von einer Planke ins Meer.

§ 201. Eine viel durchschlagendere Wirkung als der „Fiesko", der in Mannheim eine kühle Aufnahme gefunden hatte, übte Schillers drittes Sturm- und Drangstück: „Luise Millerin" oder wie er es Iffland betiteln ließ: **„Kabale und Liebe,** ein bürgerliches Trauerspiel." Dieses Stück wirft ein grelles Licht auf die damaligen Zustände in den despotischen Kleinstaaten, wo die höheren Stände sich alles erlaubt hielten und den ehrenhaften Bürgerstand — die „Bürgerkanaille" — unter die Füße traten. Über diese verdorbene Gesellschaft erhebt sich der Major Ferdinand von Walter, der Sohn des allvermögenden Präsidenten. Zwar ist er von seinem Vater zum Gemahl der verlassenen Geliebten des Fürsten, Lady Milford, bestimmt und soll zu einer Verbindung mit ihr gezwungen werden, aber sein Herz hat längst anders gewählt; er liebt Luise Miller, die einzige Tochter des Stadtmusikus, und ist entschlossen, sie trotz aller Hindernisse zu seiner Frau zu machen. Allein die Liebe erliegt der Kabale. Da der Präsident seinen Sohn nicht zu freiwilligem Gehorsam bewegen kann, sucht er die Liebenden durch eine boshafte Intrige zu trennen. Luisens Vater und Mutter werden auf seinen Befehl in den Turm geworfen; sein Sekretär Wurm, ein abgefeimter Schurke, überredet Luise, unter der Vorspiegelung, ihrem Vater drohe ein Todesurteil, nach seinem Diktat einen Liebesbrief an den geckenhaften Hofmarschall von Kalb zu schreiben, der dann sofort in Ferdinands Hände gespielt wird. Da Luise dem Sekretär auf das Sakrament Verschwiegenheit gelobt hat und sich Ferdinand gegenüber als Abfasserin des Briefes bezeichnen muß, gerät er in Verzweiflung und tötet sie, wie sich selbst, durch einen Trunk vergifteter Limonade. Sterbend erfährt er die Wahrheit aus dem Munde seiner vor ihm sterbenden Geliebten.

§ 202. In demselben Jahre 1784 war es Schiller vergönnt, dem Herzog Karl August den ersten Akt des „Don Carlos" am Darmstädter Hof, wo derselbe zum Besuch sich aufhielt, vorzulesen. Zur Anerkennung wurde er durch den Titel eines „Herzoglich Weimarischen Rates" ausgezeichnet. Ungeachtet aller dieser Erfolge fühlte er sich in Mannheim höchst unbefriedigt. Eine dramaturgische Zeitschrift, die „Rheinische Thalia", die er gegründet, um seinen Ideen Geltung zu verschaffen, konnte sich nur mit Mühe halten. Seine Stellung zum Mannheimer Theater wurde, je länger, desto unerträglicher, zumal er den ihm für die Vollendung eines neuen Dramas kontraktlich vorgeschriebenen Termin nicht

innehalten konnte. Eine ganz unvermutete Einladung nach Sachsen kam ihm deshalb höchst erwünscht. Dieselbe ging von dem späteren kursächsischen Appellationsrat Chr. Gottfr. Körner (1756—1831), dem Vater des Dichters Theodor Körner, in Dresden und von einigen Bewunderern in Leipzig aus, welche ihn alle nur aus seinen Dichtungen kannten. Im April 1785 reiste Schiller nach Leipzig, wo er begeistert von den Freunden empfangen wurde.

Schillers zweite Dichterperiode.
(1785—1794.)

§ 203. Bis in den September 1785 wohnte Schiller in dem Dorfe Gohlis bei Leipzig, in einem noch erhaltenen bescheidenen Häuschen. Dort entstand u. a. das „Lied an die Freude" („Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!"). Dann trieb ihn die Sehnsucht nach Körner, den er bereits flüchtig kennen gelernt hatte, von Leipzig fort — am 11. September langte er in Dresden an. In Körner, einem edlen Manne von festem Charakter und tiefem Kunstverständnis, fand der Dichter einen treuen Freund, dessen maßvoller Einfluß sich in seinem Leben und Dichten nachhaltig geltend machte. Fast zwei volle Jahre verbrachte er still und zurückgezogen auf dem Körnerschen Weinberge in dem benachbarten Loschwitz und arbeitete fleißig an seinem **„Don Carlos"**, den er im Juni 1787 vollendete. Im August desselben Jahres ging das neue Drama zum erstenmale in Hamburg über die Bühne.

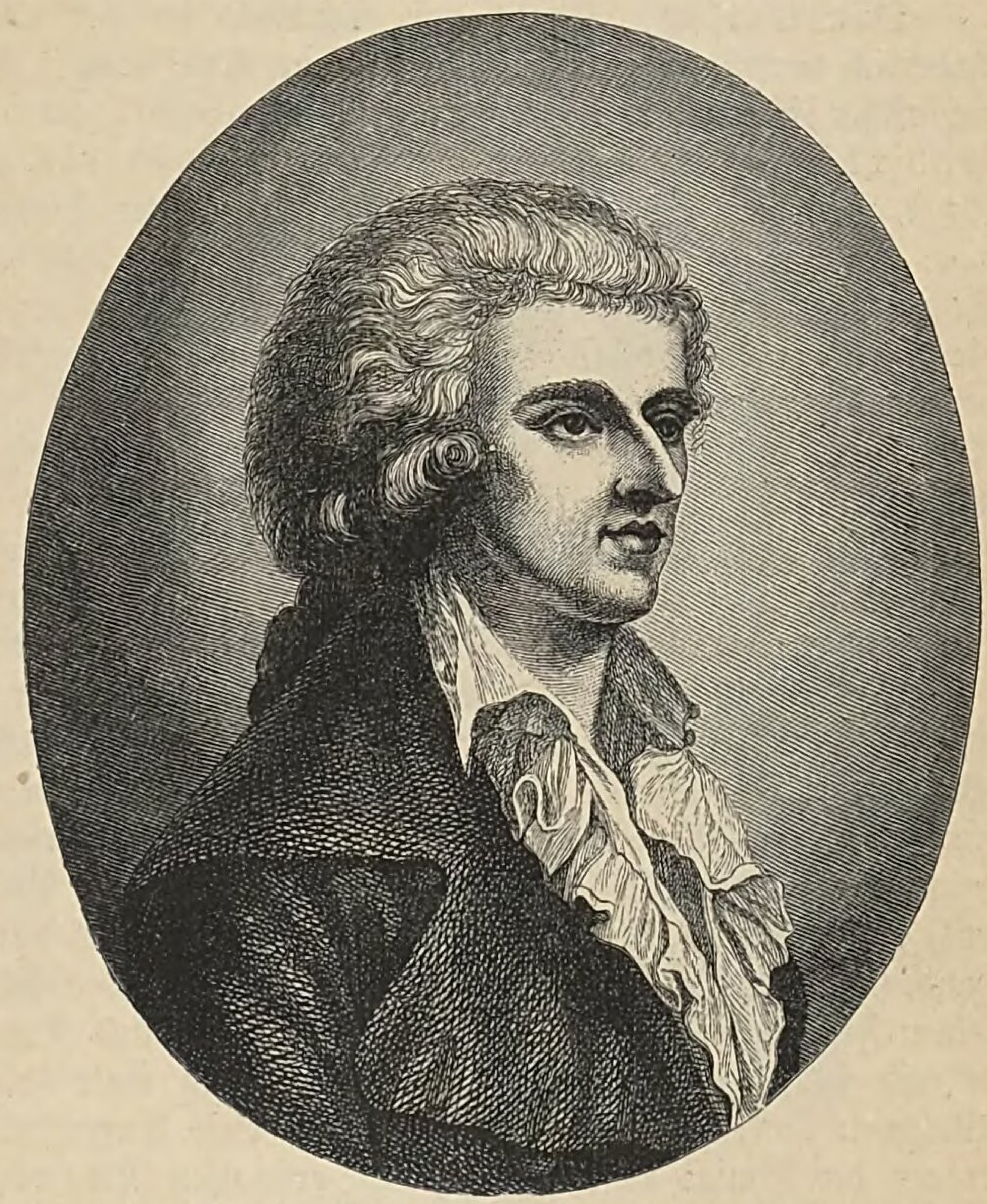


Abb. 38. Der jugendliche Schiller. Nach einer Zeichnung seiner Freundin Dora Stock aus dem Jahre 1785.

§ 204. „Don Carlos", nach Lessings Vorgange in reimlosen fünffüßigen Jamben gedichtet, bezeichnet den Übergang von Schillers Jugenddramen zu den fünf großen Dramen der Mannesreife. Aus mancherlei Wandlungen im Laufe von vier Jahren (vom Frühjahr 1783—1787) hervorgegangen, war der Titelheld allmählich gegen den Marquis Posa, den Träger der weltbürgerlichen Ideale

des Dichters, zurückgetreten: aus dem ursprünglich beabsichtigten „düstern Familiengemälde aus dem Hause Philipps II" war ein Tendenzdrama geworden, welches die liberalen Ideen von Völkerfreiheit, Toleranz und kosmopolitischer Schrankenlosigkeit mit rhetorischem Pathos, aber — verglichen mit den drei ersten Stücken — in maßvoller und harmonischer Sprache verkündete. In seinen „Briefen über Don Carlos" hat Schiller sich über die daraus hervorgegangenen Unebenheiten des Stückes eingehend ausgesprochen und sie zu verteidigen gesucht. Von der deutschen Jugend wurde die zwei Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution ertönende poetische Freiheitsbotschaft begeistert aufgenommen und hat seitdem in Revolutionen und politischen Kämpfen wiederholt die geflügelten Stichworte geliefert.

Don Carlos, Infant von Spanien (in der Geschichte ein geistig und körperlich verkrüppelter Mensch) liebt seine Stiefmutter, Elisabeth von Valois, die früher für ihn bestimmte und ihm ergebene Braut (ein Verhältnis, das in Wirklichkeit nie stattgefunden hat). Dadurch ist das ganze Familienleben zerrüttet, um so mehr, als des Königs Beichtvater Domingo und der Herzog von Alba die unglücklich Liebenden überwachen und jede Gelegenheit benützen, König Philipp wider sie aufzuhetzen. Mit ihnen verbindet sich eine Hofdame, die Prinzessin Eboli, die den Infanten leidenschaftlich liebt, aber von ihm verschmäht wird, um dem König über die strafbare Neigung des Sohnes die Augen zu öffnen. Aufs tiefste erregt und unschlüssig, ob er der Verräterin glauben soll oder nicht, fühlt der König das Verlangen nach einem Freunde, den er in dem Marquis Posa, dem Jugendfreunde des Infanten, zu finden glaubt. Ihm schenkt er sein Vertrauen und hört den begeisterten Reden zu, in welchen der „sonderbare Schwärmer" seine weltbürgerlichen Freiheitsideen und seine Träume von Völkerbeglückung zum Ausdruck bringt. Er nimmt ihn in seine Dienste und gibt ihm eine einflußreiche Stelle bei Hofe, ja er beauftragt ihn, das Herz der Königin zu erforschen. Der Marquis benutzt seine hohe Vertrauensstellung, um hinter dem Rücken des Königs wider ihn zu intrigieren: Don Carlos soll heimlich nach den Niederlanden entweichen und von Brüssel aus in Verbindung mit Egmont und Oranien „den spanischen Thron durch seine Waffen zittern machen." Die Königin soll den Infanten für diesen Plan begeistern. Um aber seinen Freund völlig frei zu machen und von jedem Argwohn zu entlasten, opfert er sich selbst, indem er auf sich den Schein lenkt, als ob er es sei, der in Wahrheit die Königin liebe. Doch auch diese Aufopferung führt nur dazu, daß er auf des Königs Befehl meuchlings erschossen wird, ohne daß es seinem Freunde irgendwie nützt. Auch Don Carlos geht zu Grunde; während er von der Königin Abschied nimmt, um zur Befreiung der Niederlande aufzubrechen, wird er von seinem Vater und dem Großinquisitor überrascht und sofort dem letzteren als Gefangener übergeben.

§ 205. Das Verlangen nach einer gesicherten Lebensstellung, auf die ihn Karl Augusts wiederholte Ermutigung in Weimar wohl rechnen lassen durfte, veranlaßte den Dichter — bald nach Vollendung des Don Carlos — zur Übersiedelung nach der herzoglichen Residenz, wo er bald eine neue Heimat finden sollte. Am 21. Juli 1787 traf er dort ein, während Goethe noch in Italien

weilte. Mit Herder und Wieland bahnte sich langsam ein Verkehr an. Schiller setzte nun die in Dresden begonnenen historischen Studien fort. Im Dezember besuchte er in Meiningen seine an den Bibliothekar Reinwald verheiratete Schwester und seine alte Freundin, Frau von Wolzogen. Mit ihrem Sohne, seinem Jugendfreunde, ritt er eines Tages nach Rudolstadt, um die in Mannheim einst flüchtig gemachte Bekanntschaft mit der Wolzogens nahe verwandten Frau von Lengefeld und ihren zwei Töchtern Karoline und Charlotte zu erneuern. Im Kreise dieser liebenswürdigen und geistreichen Damen fühlte er sich so wohl, daß es ihm schwer wurde, nach Weimar zurückzukehren. Um wieder mehr in ihre Nähe zu kommen, nahm er im Mai 1788 seinen Aufenthalt in Volkstedt, eine halbe Stunde von Rudolstadt. Dort arbeitete er fleißig an der **„Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“**, zu der er durch den „Don Carlos“ geführt worden war, und las den Damen Lengefeld die einzelnen Abschnitte vor, wie sie vollendet waren. Im Juli 1788 kam dieses Werk zum vorläufigen Abschluß; es ist ein Bruchstück geblieben, das mit der Begründung von Albas Herrschaft (1567) abbricht.

Daneben hatte Schiller — durch Wieland angeregt — sich auch eifrig mit dem klassischen Altertum beschäftigt, und vertiefte sich so sehr darin, daß ihn ein förmliches Heimweh nach dem goldenen Zeitalter der griechischen Götterwelt ergriff, dem er einen melancholischen Ausdruck gab in seinem Gedichte: **„Die Götter Griechenlands“**. Nicht nur Friedrich von Stolberg protestierte gegen diese Verherrlichung des Polytheismus; auch Schillers Freund Körner erkannte darin „Ideen zum Julianus Apostata“ und machte Schiller darauf aufmerksam, daß die christliche Religion „nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist.“ — Aus seinem Studium der Alten ging auch das gedankenreiche Lehrgedicht **„die Künstler“** (1789) hervor, in welchem er die Bedeutung der Kunst für die Entwickelung des Menschengeschlechts zeigen und darlegen wollte, daß die Schönheit zur Wahrheit führe:



Abb. 39. Schillers Gattin Charlotte, geb. von Lengefeld.

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.“

§ 206. Auf Goethes Befürwortung (1788) erhielt Schiller endlich im folgenden Jahre eine Anstellung als außerordentlicher Professor der Geschichte an

der Universität Jena. Am 26. Mai 1789 eröffnete er seine Vorlesungen mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Bald darauf verlobte er sich mit **Charlotte von Lengefeld** (geb. 1766, † 1826) und im Februar 1790 wurde er mit ihr in der Kirche des Dorfes Wenigen-Jena in aller Stille getraut.

§ 207. In seinem Hause sehr glücklich, arbeitete Schiller nun mit erneuter Lust und Freudigkeit. Neben seinen Vorlesungen begann er die **„Geschichte des dreißigjährigen Krieges“** zu schreiben, die in Göschens „historischem Kalender



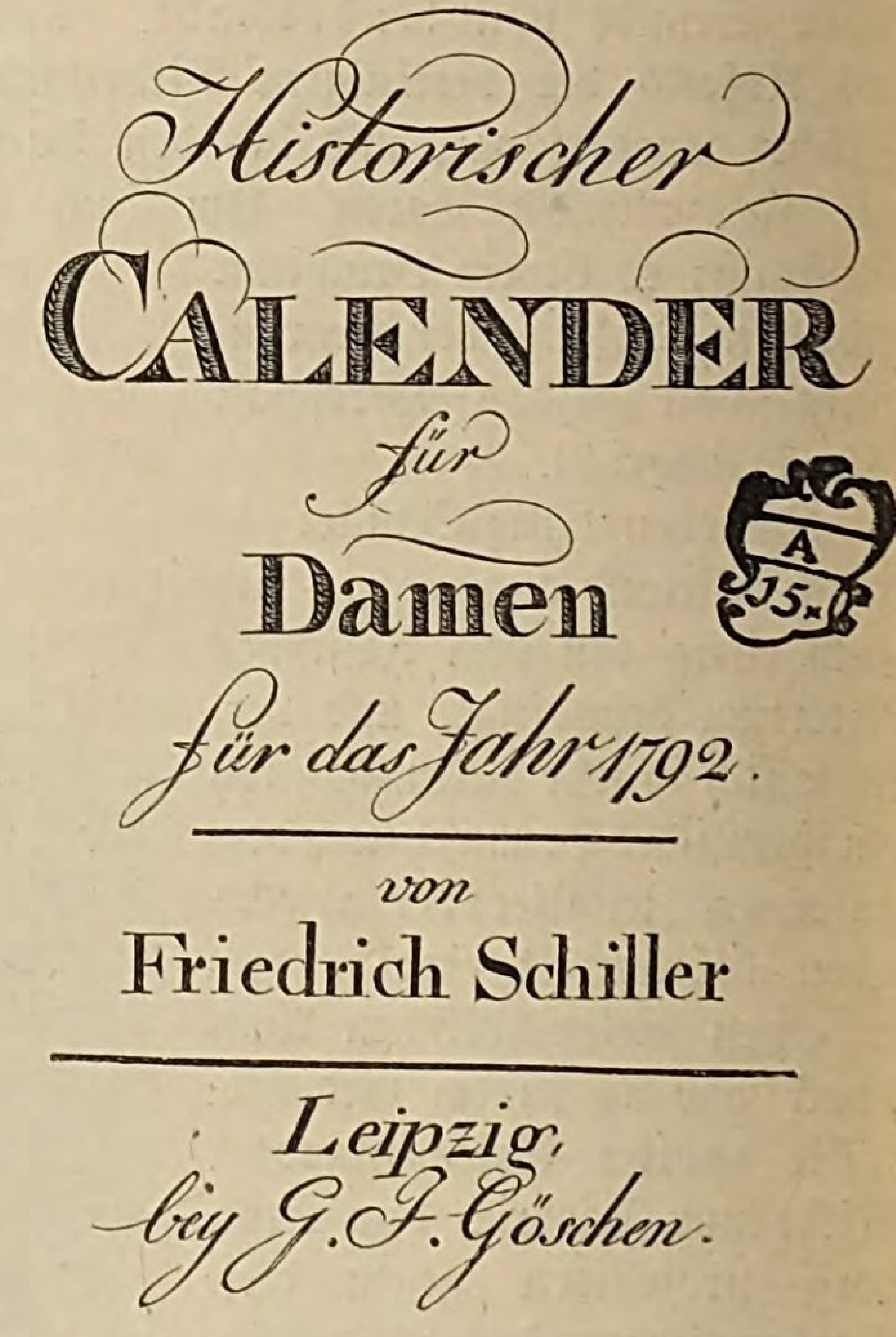


Abb. 40. Titelkupfer und Titel von Schillers historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792, in welchem das dritte Buch der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ erschien.

für Damen“ in den Jahren 1791—1793 erschien. Nur die erste Hälfte des Krieges — bis zu Wallensteins Tod — ist darin ausführlich behandelt; sie füllt die ersten vier Bücher, während das fünfte die Ereignisse bis zum westfälischen Frieden kurz zusammenfaßt. Was dieses Geschichtswerk auszeichnet, ist die glänzende und schwungvolle Darstellung und die Lebendigkeit der Auffassung: ein Ton und Stil, der — bisher in der deutschen Geschichtsschreibung ganz unbekannt — dem Studium der Geschichte zahlreiche Freunde und Jünger warb.



Abb. 41. Schiller im Jahr 1787. Holzschnittnachbildung des Stichs von J. G. Müller nach dem Gemälde von A. Graff.

§ 208. So großen Anstrengungen war Schillers Kraft nicht gewachsen. Schon im Winter 1790 erkrankte er an einem heftigen Katarrhfieber, aus dem sich eine Brustkrankheit entwickelte, von der er sich nie wieder völlig erholt hat. 1791 mußte er seine Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten aufgeben. Eine Badereise nach Karlsbad schaffte ihm einige Linderung, aber erschöpfte seine Mittel

ganz und gar. Da halfen der wirklich drückenden Not, in die er geraten war, in edelmütiger Weise der Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Ernst v. Schimmelmann durch ein Jahresgehalt von tausend Thalern (auf drei Jahre) ab, das Schiller mit dankbarem Herzen annahm. Bald vermochte er auch wieder sich anhaltend zu beschäftigen und seine Studien aufzunehmen. Insonderheit wandte er sich jetzt der Kantischen Philosophie zu und verwertete die von ihm gewonnenen Ergebnisse in einer Reihe anregender, lehrreicher Aufsätze, z. B. „Über Anmut und Würde", „über naive und sentimentalische Dichtung" (Unterscheidung und Parallele der antiken und der modernen Poesie); „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" (Nachweis der bildenden Macht und Bedeutung der Schönheit für das Menschenleben).

§ 209. Im Herbst 1792 erhielt Schiller vom Nationalkonvent in Paris den Ehrentitel eines „citoyen français" als „le sieur Gille, publiciste allemand" — eine Auszeichnung, die er schaudernd zurückwies, als die Nachricht von Ludwigs XVI Ermordung ihn erreichte.

Aller Nahrungssorgen enthoben, konnte er nun auch seine schwäbische Heimat wieder aufsuchen. Von August 1793 bis Mitte Mai 1794 hielt er sich dort mit seiner Frau auf, zuerst in Heilbronn, dann, da der Herzog von Württemberg so gnädig war, seine Anwesenheit zu ignorieren, in Ludwigsburg, zuletzt nach des Herzogs Tode (Oktober 1793) in Stuttgart. In seinem geliebten Heimatlande wurde dem Dichter auch sein erster Sohn geboren.

Von besonderer Wichtigkeit für Schiller war die mit dem Buchhändler Cotta angeknüpfte Verbindung, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältnis führte. Mit ihm verabredete er die Herausgabe eines künstlerisch-litterarischen Blattes: **„Die Horen"**, an welchem die bedeutendsten Dichter, vor allem Goethe, mitzuarbeiten vermocht werden sollten. Um dieses neue litterarische Unternehmen ins Werk zu setzen, kehrte Schiller im Mai 1794 nach Jena zurück. Hierher kam auch bald Goethe, der bereits vorher seine Mitwirkung freudig zugesagt hatte, um sich mit Schiller auszusprechen, und von nun an schwand die Spannung, welche bisher zwischen den beiden großen Dichtern bestanden hatte. Rasch kamen sie einander näher und blieben Freunde, bis der Tod Schillers sie trennte: ein Freundes- und Dichterbund, der in dem Weimarer Doppeldenkmal von Rietschels Meisterhand verewigt worden ist.

Goethes und Schillers Zusammenwirken.
(1794—1805.)

§ 210. Die Ankündigung der **„Horen"**, welche sich „über alles, was mit Geschmack und philosophischem Geist behandelt werden kann, verbreiten", und „also sowohl philosophischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen sollten," unter Schillers Redaktion wurde in ganz Deutschland mit großem Beifall begrüßt. Die hervorragendsten Zeitgenossen hatten ihre Mitarbeit zugesagt, aber nur wenige hielten ihr Wort. Die meisten schickten garnichts, andere Unbedeutendes. Schiller selbst eröffnete das Blatt mit seinem bereits (§ 208) erwähnten „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen". Auch

sonst erschien einiges Bedeutende von hervorragenden Männern, meist aber Mittelgut. Goethe selbst gab nur kleinere und unbedeutendere Sachen („Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“) hinein. Aber die „Horen“, welche bis 1797 erschienen, waren nicht nur die Veranlassung gewesen, daß Goethe und Schiller fortan zusammen lebten und zusammen wirkten; mit ihnen begann auch Schillers allmähliche Rückkehr zur Poesie, obgleich er weder eines seiner Dramen noch seine meisten kleineren Gedichte darin erscheinen ließ. Durch die Lektüre von Goethes Wilhelm Meister vollzog sich zumeist diese Umkehr: „Der Dichter ist der einzig wahre Mensch“, schrieb Schiller an Goethe (7. Januar 1795) „und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn.“

§ 211. Schon zwanzig Jahre zuvor hatte Goethe den Roman **„Wilhelm Meisters Lehrjahre“** entworfen; 1785 vor der italienischen Reise waren die ersten sechs Bücher niedergeschrieben; 1796 kam das Ganze zum Abschluß. Die „stück- und ruckweise“ Entstehung hat der künstlerischen Einheit des Ganzen großen Eintrag gethan; Goethe selbst klagte, „sein Werk entbehre in jedem Betracht des fließend einheitlichen Gusses.“ Demungeachtet erregte der Roman, dem Schiller ein begeistertes Lob spendete, großes Aufsehen, da er eben so sehr die Zeit in lehrreich anschaulicher, freilich auch vor dem sittlich Bedenklichen nicht zurückweichender Weise widerspiegelte, als er eigene Erlebnisse Goethes, frei gestaltet, dichterisch verklärte.

Wilhelm Meister, der, wie Goethe in einem Briefe an Schiller scherzhaft sich äußert, eigentlich Wilhelm Schüler heißen sollte, der Sohn eines reichen Kaufmannshauses, zieht in die Welt hinaus, um — nach mancherlei Jugendverirrungen — ganz dem Berufe seines Vaters zu leben. Aber kaum ist er unterwegs, so läßt er sich durch die eben erst überwundene Lust zum Theater aufs neue fesseln und zieht lange mit einer Schauspielerbande herum. Anziehend sind unter den Gestalten, die er kennen lernt, die des Harfners und die Mignons mit ihren wunderbar schönen Liedern (u. a. „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ — „Nur wer die Sehnsucht kennt“ — „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“) Mit den Schauspielern kommt Wilhelm dann in ein gräfliches Schloß und so zum erstenmale mit der aristokratischen, feingebildeten Gesellschaft in Berührung und strebt fortan danach, „sich zu der vornehmen Welt emporzubilden.“ Von besonderem Einfluß auf ihn ist Lothario, der ihm als das Ideal eines vornehmen Mannes erscheint und mit dessen Schwester Natalie er sich vermählt. Damit kommen seine Lehrjahre zum Abschluß. Lose eingeflochten in die Schloßerlebnisse sind die **„Bekenntnisse einer schönen Seele“**, denen die Selbstbiographie der aus Goethes Jugendgeschichte (§ 183) bekannten Freundin des Dichters, Katharina von Klettenberg, zu Grunde liegt.

§ 212. Die ersten Bogen des „Wilhelm Meister“ waren bereits gedruckt, als Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ aufgefordert wurde. Der bedeutendste Roman der damaligen Zeit konnte deshalb in Schillers Zeitschrift nicht erscheinen. Aber auch Schiller gab seine meisten kleineren Gedichte da nicht hinein, sondern in den „Musenalmanach“, welchen er für das Jahr 1796 zum erstenmale vorbereitete und den er bis 1800 alljährlich herausgab. Im ersten Jahrgang desselben erschienen die gedankenvollen Dichtungen Schillers: „Die Macht des

Gesanges", die „Ideale", „Würde der Frauen" u. a. Von Goethe stand darin: „Die Nähe des Geliebten", „Epigramme aus Venedig" ꝛc. Der zweite Jahrgang, der von Schiller „Das Mädchen aus der Fremde", „Klage der Ceres" ꝛc., von Goethe u. a. „Alexis und Dora" enthielt, wurde berühmt durch die unter dem Namen **„Xenien"** (Gastgeschenke) bekannten kleinen Spottverse, welche die beiden Dichter gemeinsam wider allerhand ihnen unsympathische litterarische Persönlichkeiten und Richtungen (Stolberg, Claudius, Lavater, Jean Paul ꝛc.) blitzartig entsendeten, während sie in anderen (Kant, Voß, Wieland) Freunde und Bundesgenossen begrüßten.

§ 213. Nach diesem kleinen Zwischenspiele, das viel Staub aufwirbeln ließ, fühlten die beiden Dichter um so mehr die Pflicht, „sich bloß großer und würdiger Kunstwerke zu befleißigen." Schiller ging 1796 — nach neunjähriger Pause — wieder an den Plan eines neuen Dramas. Es war der „Wallenstein". Während er aber noch am Ende des Jahres in den Vorarbeiten dazu sich befand, hatte Goethe eines seiner schönsten Gedichte vollendet: **„Hermann und Dorothea"**, das im Jahre 1797 zum Druck gelangte. „Ich hab' es entstehen sehen und mich fast ebenso über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert," sagt Schiller davon. „Die Ausführung ist mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalb Hundert Hexameter schrieb. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen."

Zu dieser gemütvollen Dichtung war Goethe dadurch angeregt worden, daß im September 1795 französische Emigrierte, die ins Würzburgische geflüchtet, vom Bischof vertrieben, sich über das Eisenachsche und Weimarsche zerstreuten. Diese Irrfahrten erinnerten ihn an die Wanderzüge der einst aus Salzburg vertriebenen Protestanten. Beim Durchblättern der darüber vorhandenen Berichte fand er in einem 1736 unter dem Titel: „Das liebthätige Gera gegen die Saltzburgischen Emigranten" erschienenen Buche folgende Anekdote:

„In Altmühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wollte, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf geht dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch

einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch den Emigranten zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, gantz wohl! Er versetzet weiter: Ob sie wohl bey seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: Gar gerne, wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ey, man solle sie nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst seyn sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten wie ihr Aug' im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden."

Diese schlichte Erzählung, nur wenig verändert, aber in die Gegenwart verlegt, bildet den Stoff des Goetheschen Gedichtes, das unter der Einwirkung der Homerischen Epen und der „Luise" von Voß zu einem Umfange von zweitausend Hexametern in neun Gesängen heranwuchs: ein treues Bild deutschen Bürgerlebens auf dem historischen Hintergrund der sturmbewegten Zeit des zu Ende gehenden XVIII. Jahrhunderts, das — nach Goethes eigenen Worten — „die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückwirft."

§ 214. Das Jahr 1797 war für die beiden Dichter ein Balladenjahr. Schiller hatte im Mai dieses Jahres ein Sommerhäuschen mit einem Garten gekauft und bezogen, von dem man einen herrlichen Blick ins Saalthal hatte. Dort entstanden im Laufe des Sommers die schönsten seiner Balladen: „der Taucher", „der Handschuh", „der Ring des Polykrates", „Ritter Toggenburg", „die Kraniche des Ibykus", „der Gang nach dem Eisenhammer". Im Wetteifer mit Schiller entstanden um dieselbe Zeit die Goetheschen Balladen: „der Zauberlehrling", „die Braut von Korinth", „der Schatzgräber" „der Gott und die Bajadere". Alle diese Dichtungen der beiden Freunde erschienen im Musenalmanach von 1798, der deshalb der **„Balladenalmanach"** genannt wird. Doch auch in den folgenden Jahren dauerte die Lust an der Ballade fort. Aus dem Jahre 1798 stammt Schillers „Kampf mit dem Drachen", „das eleusische Fest" und „die Bürgschaft" neben Goethes „Blümlein Wunderschön". Von Schiller außerdem 1801: „Hero und

Leander"; 1802: „Kassandra"; 1803: „der Graf von Habsburg"; 1804: „der Alpenjäger". Von Goethe 1804: „Schäfers Klagelied" (Da droben auf jenem Berge), „Trost in Thränen", „Nachtgesang". Am tiefsten in unser Volk eingedrungen sind Schillers lebensvolle Balladen, denen durchweg ein sittlicher Gedanke zu Grunde liegt.

§ 215. Der Musenalmanach des Jahres 1800 enthielt Schillers großartigste Dichtung lyrisch-didaktischen Charakters: **„Das Lied von der Glocke"**, zu dem er bereits 1788 die erste Anregung empfangen hatte, als er die in der Nähe von Rudolstadt liegende Glockengießerei öfters besuchte und von dem Gusse einer Glocke eine lebendige Anschauung gewann. An den höchst realistisch geschilderten Hergang des Glockengusses werden weise Lebensbetrachtungen und prächtige Bilder gereiht, welche alle bedeutenden Verhältnisse der einzelnen Menschen (Kindheit, Jugend, Liebe, Ehe, das Haus und seine Schicksale) wie der Völker (Krieg und Revolution) berühren.

§ 216. Inzwischen hatte Schiller neben den kleineren Dichtungen unablässig am **„Wallenstein"** gearbeitet, der sich umfangreicher gestaltete, als es anfänglich von ihm beabsichtigt war. Am 12. Oktober 1798 eröffnete Goethe das neuerbaute Theater in Weimar mit „Wallensteins Lager". Am Geburtstage der Herzogin, 30. Januar 1799, gingen die „Piccolomini" über die Bühne; am 20. April endlich auch „Wallensteins Tod".

Das Ganze hatte Schiller ein „dramatisches Gedicht" genannt und in drei Abteilungen gegliedert, deren erste **„Wallensteins Lager"** — von Goethe ein „Lust- und Lärmspiel" genannt — als einleitendes Vorspiel dienen sollte. Der Held des Stückes tritt darin noch garnicht auf, aber er lebt in dem Lager, das in seiner buntscheckigen Zusammensetzung ihm wie ein Mann ergeben ist. Als verlautet, daß der Kaiser den großen Feldherrn durch Entziehung von achttausend Reitern schwächen und so seinen Sturz vorbereiten wolle, bäumen sich alle einmütig dagegen auf: weder Gewalt noch List solle sie von ihrem Vater trennen! Die einzelnen Soldaten spiegeln zugleich ihre Regimentsführer und damit die Hauptpersonen der nachfolgenden Dramen ab. Der komisch gravitätische Wachtmeister ist ein Wallenstein im kleinen.

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt."

Der meisterlich gezeichnete Kapuziner, der den Soldaten eine drastisch derbe Predigt (§ 136) hält, vertritt die geistlichen Widersacher Wallensteins. Das treu historische und echt volkstümliche Bild des wilden Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege schließt mit dem prächtigen Reiterliede: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!"

§ 217. Auch in dem fünfaktigen Schauspiel: **„Die Piccolomini"** erscheint Wallenstein nur einmal (im zweiten Akt), während er im Schlußstück die Hauptperson ist. Wallenstein, der auf sein selbstgeschaffenes Heer traut und trotzt, will dem kaiserlichen Befehle, Böhmen zu verlassen und Regensburg zu befreien, nicht gehorchen, da es ihn gerade nach Böhmens Krone gelüstet. Anderseits widerstrebt es ihm, deutsches Land an die Schweden abzutreten, wodurch er allein ihren

Beistand wider den Kaiser erkaufen kann. Um den Schwankenden zu einem Entschlusse zu bringen, verbinden sich sein Schwager, Graf Terzky, und sein vertrauter Freund, Feldmarschall Illo, zu einem betrügerischen Mittel. Durch ein untergeschobenes Blatt erschleichen sie beim festlichen Mahle die Unterschrift der Generale unter ein Schriftstück, wodurch sich diese eidlich verpflichten, ihrem Feldherrn gehorsam und treu zu bleiben, auch wenn er sich vom Kaiser lossage. Nur einer merkt den Verrat; es ist der anscheinend treueste Freund Wallensteins, Octavio Piccolomini, ein Italiener, an dem der Feldherr unerschütterlich hängt, ohne zu ahnen, daß er vom Kaiser geworben ist, ihn zu überwachen und zu Falle zu bringen. Zwischen den beiden steht Octavios Sohn, Max, ein edler, gerader Jüngling, der den Feldherrn bewundert und wie seinen Vater ehrt und zugleich seine Tochter Thekla liebt. So bereitet sich der sittliche Konflikt in seiner Seele vor, in welchem er zwischen Kindespflicht und Liebe bald zu wählen hat. Aber noch hält er eine Schuld des Herzogs für unmöglich, und als sein Vater ihm Beweise dafür liefert, erklärt er, er werde zum Herzog gehen und ihn selbst fragen — es müsse sich erklären, ob er den Freund, ob er den Vater verlieren solle.

§ 218. In **„Wallensteins Tod“** zieht sich das Ungewitter immer drohender über den Feldherrn zusammen, der nun ganz in den Vordergrund tritt. Er, der zu frei gescherzt mit dem verbrecherischen Gedanken, muß im Ernst erfüllen, was er gedacht, da er vernimmt, daß seine Feinde die wichtigsten Dokumente wider ihn in Händen haben. Durch den schwedischen Obristen Wrangel wird er vollends überzeugt, daß er nicht mehr zurück kann. So kommt er zu der That des offenen Abfalles — er schließt den Bund mit den Schweden und besiegelt damit den Verrat an dem Kaiser, zugleich aber sein eigenes Verderben. In hartnäckiger Verblendung betraut er Octavio Piccolomini mit dem wichtigsten Posten, den der falsche Freund (durch einen geheimen Befehl des Kaisers zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt) dazu benutzt, die Generale, besonders Buttler, den bisher treuesten Anhänger Wallensteins, auf seine Seite zu ziehen. Auf sein Antreiben verlassen ganze Regimenter den Herzog und huldigen aufs neue dem Kaiser. Mit seinem kleinen übrig gebliebenen Anhange wird Wallenstein in die Acht gethan; aber er verliert den Mut nicht, er ruft: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!“ Am härtesten trifft es ihn, daß auch Max Piccolomini sich von ihm losreißt. Und nun naht die Katastrophe, mit unablässig steigender Spannung herbeigeführt. Max sucht und findet im wilden Schlachtgetümmel einen kühnen Reitertod; zu seinem Grabe eilt Thekla, um dort zu sterben. Inzwischen vollzieht sich das Verhängnis gegen ihren Vater. In der Festung Eger fällt er mit seinen letzten Getreuen: ein Opfer der Rache Buttlers, den Octavio durch Aufdeckung hinterlistiger Ränke Wallensteins gegen den Feldherrn aufgestachelt hat. Octavio erhält für seinen Judasdienst den Fürstenrang.

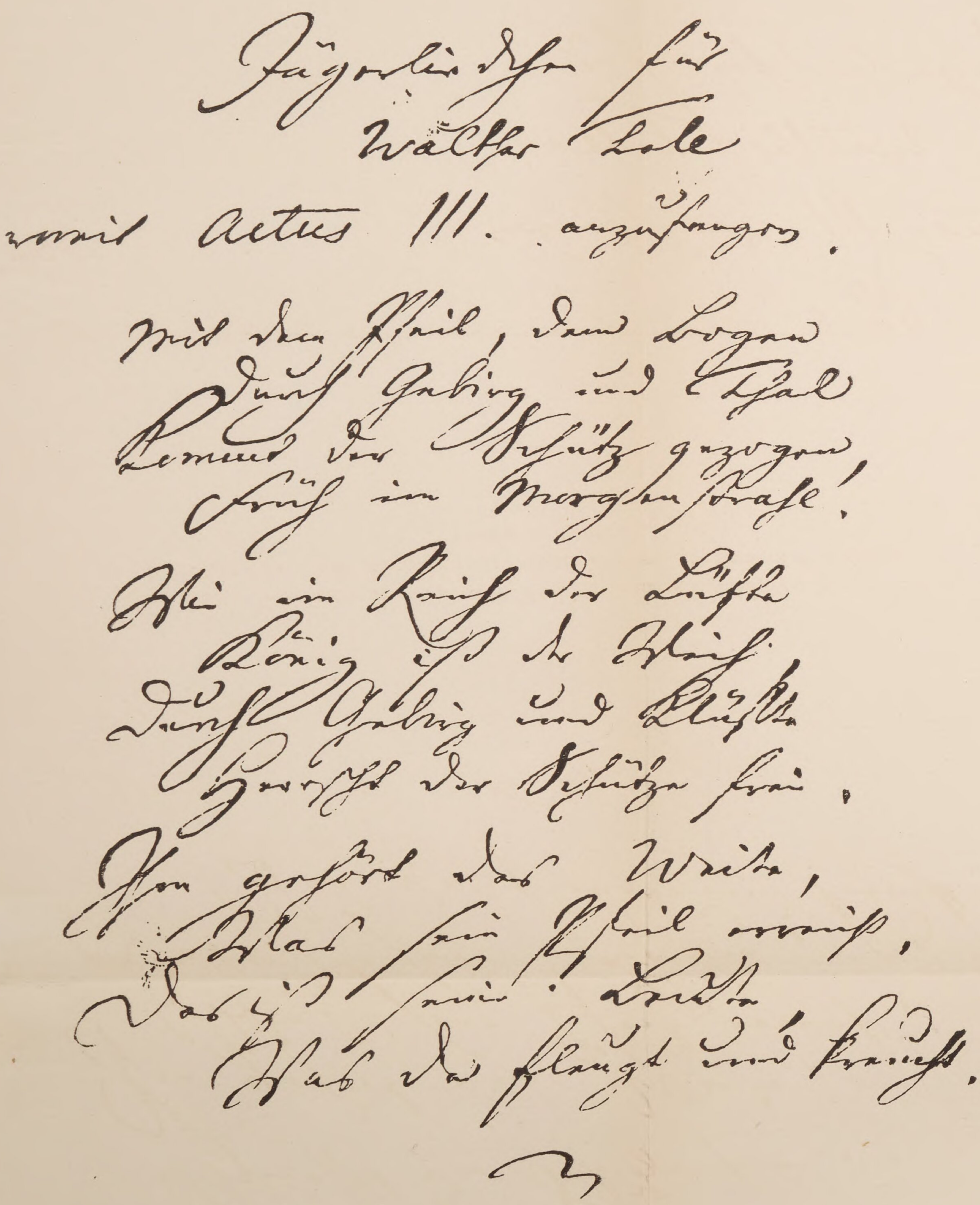
Sowohl auf der Bühne, wie in der Leserwelt hatte die Wallenstein-Trilogie eine ganz außerordentliche Wirkung. Schiller war dadurch erst zum Lieblingsdichter unseres Volkes geworden und ist es seitdem geblieben.

§ 219. Die durch den „Wallenstein“ erreichte technische Meisterschaft und die Freude über den gewonnenen Erfolg spornten Schiller an, dem Drama fortan

alle seine Kräfte zu weihen und sich ohne Verzug an ein neues Stück zu machen. Gegen Ende des Jahres 1799, wie er es längst gewünscht, ganz nach Weimar übergesiedelt, nahm er die in Jena bereits begonnenen Vorarbeiten zur **„Maria Stuart"** mit erneutem Eifer auf, und am 14. Juni 1800 konnte dieselbe bereits aufgeführt werden. Bei dieser Tragödie hatte sich Schiller eine sehr freie Behandlung der Geschichte gestattet: Namen, Situationen, Zeitfarbe entnahm er daraus, die tragische Fabel aber schuf er mit freier Dichterphantasie „wie sie hätte sein können," und die beiden Königinnen Maria und Elisabeth zeichnete er nach der Sympathie, die er für die eine, und der Antipathie, die er für die andere empfand, in hier zu hellen, dort zu dunkeln Farben. Auch der Höhepunkt: das Zusammentreffen der beiden Königinnen (II, 4) ist unhistorisch, aber dramatisch höchst wirkungsvoll und darf wohl ein Meisterstück der theatralischen Technik genannt werden.

Schiller führt aus dem Leben Maria Stuarts uns nur den letzten Abschnitt vor, der in Fotheringhay, dem „altväterisch prächtigen Sitz der Prinzen des Hauses York" sich abspielte. Dort büßte seit 1586 die unglückliche Fürstin in harter Gefangenschaft für die mancherlei Schuld der früheren Jahre unter der Obhut des Sir Amias Paulet. Das Gericht der zweiundvierzig Lords hatte sie zum Tode verurteilt, aber ihre erbitterte Feindin Elisabeth kann sich nicht entschließen, das Urteil vollstrecken zu lassen und gibt es Mortimer, dem Neffen des Hüters Marias, zu verstehen, daß sie die Nebenbuhlerin lieber auf heimliche Weise beseitigt sehen möchte. Aber sie hat sich in der Wahl ihres Werkzeuges getäuscht, Mortimer ist in Frankreich heimlich zur katholischen Kirche übergetreten und ist nur darauf bedacht, die von ihm maßlos bewunderte und leidenschaftlich geliebte Schottenkönigin aus ihrem Gefängnis zu befreien. Nur um dafür Zeit zu gewinnen, übernimmt er scheinbar die ihm zugedachte Mörderrolle. — Auch Graf Leicester, dem ihre Hand einst zugesagt, der sie aber um Elisabeths willen aufgegeben, liebt Maria und möchte sie retten, aber er scheut eine gewaltsame Befreiung, wie Mortimer sie plant. So veranstaltet er ein Zusammentreffen der beiden Königinnen im Park von Fotheringhay, wodurch aber — statt der gehofften Versöhnung — ein vollständiger Bruch herbeigeführt wird. Durch Elisabeths herbes, absichtlich kränkendes Benehmen läßt sich Maria zu leidenschaftlicher Rede verleiten, und Elisabeth, in ihrer Eitelkeit tödlich verletzt, kann nach dieser Begegnung nicht mehr Gnade üben: Leicester, der — um sich selbst zu schützen — Mortimers Verhaftung angeordnet und ihn dadurch in den Tod getrieben, weiß sich bei Elisabeth von allem Verdacht zu reinigen und stimmt selbst für Marias Tod. Elisabeth unterschreibt nun das Todesurteil, das Burleigh schnell vollstrecken läßt. So endet Maria ihr Leben auf dem Blutgerüst, nachdem sie gebeichtet und aus Priesterhand das Sakrament empfangen hat. Elisabeth aber wird ihres Sieges nicht froh — Leicester verläßt sie und geht nach Frankreich, und der edle Siegelbewahrer, Graf Shrewsbury, gibt das Siegel in ihre Hände zurück, da er, der einst ihr das Leben gerettet, „ihren edleren Teil nicht habe retten können."

§ 220. Bereits im Juli 1800 ging Schiller an ein neues dramatisches Werk. Es war die romantische Tragödie der **„Jungfrau von Orleans"**, die er am 16. April 1801 vollendete. Das auf den Bühneneffekt berechnete und durch



Jägerliedchen für
Walther Tell
womit Actus III. anzufangen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh im Morgenstrahl!

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute
Was da fleugt und kreucht.

Das „Jägerliedchen für Walther Tell“ in Schillers eigenhändiger Niederschrift.
Nachbildung der Originalhandschrift des Dichters im Besitz des Herrn Stadtgerichtsrat
Lessing in Berlin.

seine glänzende Sprache die Zuschauer hinreißende Stück erlebte einen durchschlagenden Erfolg auf dem Theater. In Leipzig brachte das Publikum dem zur Aufführung anwesenden Dichter am 17. September 1801 eine begeisterte Huldigung dar.

Die historische Überlieferung findet sich in diesem Stücke verbunden mit freier Erfindung; der Hauptreiz aber liegt in dem geheimnisvollen Zauber, den die romantisch-religiöse Begeisterung der Heldin, ihr Verkehr mit der Geisterwelt, ihre Visionen und ihre wunderbare nationale Mission ausübten.

Im Augenblick der tiefsten Erniedrigung Frankreichs, als Graf Salisbury bereits vor Orleans stand, tauchte plötzlich die wunderbare Erscheinung der Jeanne d'Arc auf. 1410 in dem Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs in der Champagne geboren, hatte sie die Herden ihrer Eltern geweidet, als ihr wiederholt die Jungfrau Maria erschien, sie zur Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft aufforderte und sie dazu mit wunderbaren Kräften ausstattete. Gehorsam dem Befehl gelobt sie Keuschheit, entsagt allem irdischen Glück, lehnt die Werbung ihres Freiers Raimond zum großen Leidwesen ihres Vaters ab und sagt ihrer Heimat ein schmerzbewegtes Lebewohl. Am Hofe des Dauphin zu Chinon findet sie Glauben für ihre Aussagen. Kriegerisch ausgerüstet zieht sie mit dem Heere in den Streit, tötet „alles Lebende, das der Schlachtengott ihr entgegenschickt“ und treibt die Feinde in die Flucht. Sie befreit Orleans von den Engländern, gewinnt den abtrünnigen Philipp von Burgund wieder für sein französisches Vaterland und führt den Dauphin Karl zur Krönung nach Rheims. — Der Geschichte nach ging der Heldenlauf der Jeanne d'Arc hier zu Ende. Bei einem Ausfall, den sie mit vierhundert Gewaffneten machte, um das belagerte Compiegne zu entsetzen, geriet sie in die Hände der Burgunder, wurde den Engländern ausgeliefert und von diesen 1431 als Hexe verbrannt. — So schmachvoll konnte der Dichter seine Heldin nicht untergehen lassen; darum ließ er ihre göttliche Sendung zugleich ihr Verhängnis werden. Sie stürzt von ihrer übernatürlichen Höhe plötzlich herab und geht zu Grunde, weil sie in der Stunde der Versuchung sich als ein schwaches irdisches Weib erweist, das ihr Gelübde bricht. Zwei Werber um ihre Hand, Dunois und Lahire, hat sie entschlossen zurückgewiesen. Ohne Schonung hat sie alle Feinde niedergestreckt, sogar den Waliser Montgomery, der um Gnade flehend sie einen Augenblick schwankend gemacht; auch dem gespenstischen schwarzen Ritter, der sie von ihrer Heldenbahn ablenken will, hat sie widerstanden, da entzündet der schöne Engländer Lionel ihr Herz zu unwiderstehlicher Liebe, sie besiegt ihn, vermag ihn aber nicht zu töten, und nun ist ihr Wesen gebrochen, ihre Kraft dahin. Das Schuldbewußtsein wirft sie in den Staub. Als vor versammeltem Volk ihr eigener Vater Thibaut d'Arc auftritt und sie fragt, ob sie „zu den Heiligen und Reinen gehöre“, wagt sie nicht zu antworten und schweigt selbst, als er die härtesten Beschuldigungen gegen sie schleudert, denn sie ist der Überzeugung: „Weil es vom Vater kommt, so kommt's von Gott!“ Geächtet und verstoßen, als Zauberin des Landes verwiesen, irrt sie im Gebirge umher, bis die Engländer sie ergreifen. Unter dieser Büßung hat sie sich selbst wiedergefunden und nun vermag sie auch, sich selbst zu überwinden; als Lionel sie vor dem ihrer wartenden Tode schützen will und aufs neue

um ihre Liebe wirbt, weist sie ihn fest ab. Dadurch ist ihr aber auch die alte Kraft zurückgekehrt. Als sie in ihren Ketten vernimmt, daß die Engländer in der sie wild umtosenden Schlacht siegen und des Königs Leben und Freiheit bedrohen, da zerreißt sie mit übernatürlicher Kraft, einem Simson gleich, ihre Bande, stürzt hinaus in das Kriegsgetümmel und stirbt als Siegerin den Heldentod, indem sie sich zu der Jungfrau Maria, die ihr im offen geschauten Himmel die Arme entgegenstreckt, emporgehoben fühlt.

§ 221. Auf Anregung des Herzogs hatte Goethe in dieser Zeit zwei Stücke des französischen Dichters Voltaire für das Weimarer Theater übersetzt: „Mahomet“ und „Tancred“. Auch Schiller, der seinen Freund bei der Leitung des Theaters unterstützte, beteiligte sich an diesem Bemühen, wertvolle fremde Dichtungen auf dem deutschen Theater durch Übertragung einzubürgern. Zunächst übersetzte er Shakespeares „Macbeth“ (1800), danach „Turandot“, ein Rätselspiel des italienischen Dichters Gozzi (1801). In den späteren Jahren (1804—5) entlehnte er dem französischen Theater Racines „Phädra“ und zwei Lustspiele Picards: „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“.

§ 222. Erst ein Jahr nach der Vollendung der „Jungfrau von Orleans“ entschloß sich Schiller zu einem neuen eigenen Drama. Durch die Lektüre der griechischen Dichter angeregt, nahm er einen Stoff auf, den er neben anderen schon lange mit sich herumgetragen hatte. Es war die alte Fabel des Bruderzwistes, die er in der **„Braut von Messina,** oder die feindlichen Brüder“ zu einer „äschyleischen Tragödie“ gestalten wollte. Das sollte geschehen durch die Verwendung des antiken Chors einerseits und anderseits durch die Einführung der antiken Schicksalsidee, die infolge der Schuld des Vaters als Familienfluch fortwirkt. — Im Januar 1803 war das neue Stück vollendet; am 19. März wurde es in Weimar aufgeführt und von dem Publikum so begeistert aufgenommen, daß man zum erstenmal nach der Aufführung dem Dichter ein Lebehoch ausbrachte.

Die Fabel dieses sprachlich vollendetsten Werkes Schillers (das nach antikem Vorbilde keine Einteilung in Akte und Szenen hat) ist die folgende:

Auf dem Hause des jüngstverstorbenen Fürsten von Messina ruht der schwere Fluch seines Vaters, dem er einst die Braut (Donna Isabella) entrissen und wider ihren Willen zu seiner Frau gemacht hatte. Noch bei Lebzeiten des Gemahles Isabellas hat sich die Erfüllung des Fluches ihm im Traume angekündigt. Darin hat er zwei aus seinem Bette aufwachsende Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erblickt, die plötzlich sich in eine Flamme umwandelte und alles um sich her verschlang. Ein sternkundiger Araber deutet den Traum dahin: seine Gemahlin Isabella werde von einer Tochter entbunden werden, welche beide Söhne ihm töten und seinen ganzen Stamm vernichten werde. Durch diese Auslegung erschreckt, befiehlt der Fürst, als ihm eine Tochter geboren wird, dieselbe sofort ins Meer zu werfen. Aber Isabella, die vor ihrer Entbindung auch „eines Traumes seltsames Orakel“ gehabt, nach dessen Auslegung die Tochter „der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinen würde,“ läßt Beatrice, die „Gottverheißene“, in einem Kloster heimlich auferziehen. Jahre vergehen — Isabellas Gemahl stirbt, ohne von dem Dasein Beatricens eine

Ahnung zu haben — seine beiden Söhne Manuel und Cesar, von klein auf in beständigem Hader lebend, aber durch den Vater bisher in Schranken gehalten, geraten auf seinem Grabe in so leidenschaftlichen Streit, daß ein Bruderkrieg das Land zu verwüsten droht. Erst nach drei Monaten gelingt es dem Flehen der Mutter, die Brüder zu einer friedlichen Begegnung im väterlichen Schlosse zu überreden und miteinander zu versöhnen; nun eröffnet sie ihnen auch das Geheimnis von der im Kloster lebenden Schwester, worauf auch die Söhne sich ihr erschließen und ihr verheißen, daß noch an demselben Tage jeder ihr die Geliebte zuführen wolle, der er sein Herz geschenkt habe. Isabellens Jubel ist groß: sie darf nun hoffen, daß „drei blühende Töchter ihr zur Seite stehen." Da tritt jäh und fürchterlich der Umschwung ein. Schlag folgt auf Schlag. Zuerst kehrt Diego, des Hauses alter treuer Diener, der nach Beatricen ausgesandt ist, ohne sie zurück und meldet, sie sei von Korsaren geraubt. Bald darauf wird es offenbar, daß beide Brüder, ohne es zu ahnen, dasselbe Mädchen lieben, welches Manuel schon längere Zeit als Geliebte besucht, während Cesar sie nur einmal flüchtig gesehen hat. Als der letztere aber dieselbe in des Armen des Bruders antrifft, flammt sein Zorn auf; er glaubt sich von ihm schändlich betrogen und ersticht ihn in blinder Eifersucht. Zu spät folgt die grause Enthüllung, daß das Mädchen, um derentwillen er sich zum Brudermorde hat hinreißen lassen, ihrer beider Schwester ist. Ohne auf die Bitten der Mutter und Schwester zu achten, durchbohrt er sich am Sarge des Bruders, um „unsühnbare Schuld zu sühnen." So haben sich der Fluch und die beiden Orakel erfüllt, denn über den frei scheinenden Handlungen der Menschen waltet das Schicksal („noch niemand entfloh dem verhängten Geschick") unabänderlich und unabwendbar.

Aus der Fortbildung der von Schiller in der „Braut von Messina" in das deutsche Drama eingeführten Schicksalsidee gingen später die „Schicksalstragödien" (§ 247 f.) hervor. Aber vorher war Schiller schon davon, wie von der Anwendbarkeit des Chors abgekommen; im Februar 1804 äußerte er gegen Goethe, „mit den griechischen Dingen sei es doch eine mißliche Sache auf dem Theater!"

§ 223. Auf das antike Drama ließ Schiller nach kurzer Pause ein ganz modernes folgen: **„Wilhelm Tell"** (vollendet im Februar 1804). Denselben Stoff der Tellsage, der damals noch für glaubwürdige Geschichte galt, hatte Goethe episch bearbeiten wollen, ihn aber dann ausdrücklich an den Freund abgetreten, der nach fleißigen Vorstudien über schweizerische Geschichte und Natur an die dramatische Behandlung gegangen war.

Der Freiheitskampf der drei Schweizer Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden gegen den Herzog Albrecht von Österreich (1298—1308 Kaiser von Deutschland als Albrecht I), wie ihn die Chronisten des XV. Jahrhunderts, insonderheit Ägidius Tschudi, erzählen, ist das Thema des „Wilhelm Tell". Um diese drei Urkantone, welche als Reichsvogteien unmittelbar unter dem deutschen Kaiser standen, unter österreichische Herrschaft zu bringen, hatte Albrecht ihnen zwei Vögte, Hermann Geßler und Beringer von Landenberg, geschickt, welche das Volk mit tyrannischer Willkür behandelten und unterdrückten. — Da vereinigen sich einige hervorragende reichstreue Männer der drei Kantone,

Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold von Melchthal an der Spitze, erneuern auf dem Rütli den uralten Freiheitsbund zum Schutz ihrer Rechte und zur Abschüttelung des österreichischen Joches, verschieben aber den Losbruch des Volkes „bis zum Feste des Herren." Ihnen schließen sich vom Adel nur der alte Freiherr von Attinghausen und später dessen Neffe, Ulrich von Rudenz, an. Ein Mann, der auf dem Rütli gefehlt, weil er kein Freund des Ratschlagens ist, befreit inzwischen das Land von seinem gefährlichsten Feinde, dem Reichsvogt Geßler. Es ist Wilhelm Tell. Aufgefordert, vor dem zu Altorf auf hoher Stange aufgerichteten Herzogshut sich zu verbeugen, hat er sich dessen geweigert; um sein Leben zu retten, muß er deshalb auf Geßlers Befehl von dem Haupte seines Söhnchens Walther einen Apfel schießen. Nach schwerem Seelenkampfe willigt er ein und schießt, ohne das Kind zu verletzen. Trotzdem wird er von dem Tyrannen in Bande gelegt und zu Schiff gebracht, um nach Küßnacht ins Gefängnis geführt zu werden, weil er vor dem Schuß auf sein Kind einen zweiten Pfeil in den Koller gesteckt, der — im Falle des Mißlingens — für Geßler bestimmt war. Unterwegs gerät das Schiff des Vogtes durch einen Sturm in die größte Gefahr; Tell wird seiner Bande befreit, um es durch die aufschäumenden Wogen zu steuern; er lenkt es nach einem Felsvorsprung, springt hinauf und stößt es dann zurück in die Fluten. Auch Geßler gelangt glücklich ans Land; als er aber die hohle Gasse nach Küßnacht hinabreitet, streckt ihn Tell — um Weib und Kind zu retten — meuchelmörderisch mit einem Pfeile nieder. Inzwischen haben die Eidgenossen, als Tells Verhaftung bekannt geworden, beschlossen, nicht bis zu dem festgesetzten Tage des Losbruches zu warten, sondern sofort ans Werk zu gehen. Sie erheben sich, zerstören die Zwingburgen, verjagen den Vogt Beringer von Landenberg und befreien das Land. Da kommt die Nachricht, daß der Kaiser von seinem Neffen, Herzog Johann von Schwaben, ermordet sei. Als der Mörder in Tells Hause erscheint, weist er den Fluchbeladenen schaudernd ab, und als derselbe sich auf Tells Mordthat beruft, erhält er die Antwort:

„Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?"

Doch fühlt Tell endlich Mitleid mit dem Unglücklichen und zeigt ihm den Weg nach Rom, auf daß er dem Papste beichte und seine Seele lösen lasse. Diese Selbstverteidigung hat indes erst recht dazu beigetragen, auf die Ermordung des Landvogtes aus dem Hinterhalte einen schwarzen Schatten zu werfen.

Ungeachtet dieser und anderer Bedenken erwies sich der „Tell" als „ein mächtiges Ding," wie Schiller es vorausgesagt, und „erschütterte die Bühnen von Deutschland." Dazu trug nicht am wenigsten der nationale Gehalt des Stückes bei, das — zwei Jahre vor der Schlacht bei Jena gedichtet — von Jahr zu Jahr mehr eine Art Bundeszeichen für die Vertreter deutscher Freiheit wider französische Vergewaltigung und Knechtung wurde, unter welchem 1813 der fremde Zwingherr aus dem Lande getrieben und 1870 das geeinte deutsche Reich zu neuem Leben erweckt wurde.

§ 224. Der „Wilhelm Tell" ist Schillers letztes vollendetes Drama. Im November 1804 dichtete er zur Begrüßung der Gemahlin des Erbprinzen, der

russischen Großfürstin Maria Paulowna, ein höchst sinniges und gedankenvolles Festspiel: „Die Huldigung der Künste.“ Verschiedene Pläne zu neuen größeren Dramen kamen indes über den ersten Entwurf nicht hinaus. Am weitesten wurde ein Thema aus der russischen Geschichte: **„Demetrius“** von ihm gefördert. Der Held war jener Mönch aus dem Kloster Tschudow, der sich im Jahre 1603 fälschlich für Demetrius, den jüngsten, 1591 gemordeten Sohn des Zaren Iwan Wasiljewitsch IV, des Schrecklichen, ausgab, worin ihn seine Ähnlichkeit mit dem Ermordeten und andere Umstände unterstützten. Aber mitten in der Arbeit am zweiten Akte dieses Dramas ereilte den schon lange kränkelnden Dichter der Tod. Am 9. Mai 1805, wenige Monate über 45 Jahre alt, starb er und wurde am 11. Mai zur Nachtzeit still beerdigt. Goethe war tiefbewegt über den Tod seines Freundes. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins,“ klagte er. Am 10. August fand in Lauchstädt eine Totenfeier statt: Schillers „Glocke“ wurde dramatisch aufgeführt, daran schloß sich der berühmte „Epilog“, in dem Goethe seinem Freunde ein unvergleichlich schönes Denkmal gesetzt hat.

Goethes Lebensabend.
(1805—1832.)

§ 225. Die Vereinsamung, in welcher Schillers Tod seinen Freund zurückgelassen hatte, lastete um so schwerer auf Goethe, als die nächsten Jahre manche trübe Erlebnisse brachten. Im Oktober 1806 wurde durch die Unglücksschlacht von Jena auch Weimar in Mitleidenschaft gezogen. Karl August verdankte den Bestand seiner Herrschaft nur der mutigen Entschlossenheit der Herzogin Luise, Goethe sein Leben der Geistesgegenwart seiner Frau. Im April 1807 starb die Herzogin Amalia, im September 1808 Goethes Mutter, „die Frau Rat.“ Kurze Zeit nach diesem schmerzreichen Verlust fand die berühmte Unterredung Goethes mit Napoleon in Erfurt statt (8. Oktober 1808). Der Welteroberer, welcher „Werthers Leiden“ siebenmal gelesen haben wollte, faßte den von Goethes Persönlichkeit empfangenen Eindruck in dem Ausspruch: „Voilà un homme“ zusammen. Goethes Bewunderung der Größe Napoleons war keine geringere, und so fest glaubte er an die Unbesiegbarkeit des Kaisers, daß der neuerwachte patriotische Geist der Befreiungskriege ihn nicht nur ganz kalt ließ, sondern daß er sogar seinen Sohn vom Eintritt in die zu Weimar gebildete Freiwilligenschar zurückhielt.

Außer wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten Goethe in diesen Jahren der Erniedrigung und endlichen Erhebung Deutschlands verschiedene dichterische Werke. 1808 erschien der erste Teil des „Faust“; 1809 der zweibändige Roman: **„Die Wahlverwandtschaften“**, der ein großes Aufsehen machte.

§ 226. Der Titel der „Wahlverwandtschaften“ ist einem Gesetze der Chemie entnommen. Wie nämlich in der Natur gewisse Stoffe sich unwiderstehlich anziehen und bestrebt sind, sich miteinander zu verbinden, was die Chemie mit dem Ausdruck „wahlverwandt“ bezeichnet, während andere Stoffe einander abstoßen, so geschieht es auch in der Welt des Geistes: Menschen verbinden sich oder widerstreben einander, ohne daß ihr Wille dabei in Frage kommt. — Eduard und Charlotte, die als junge Leute einander geliebt, aber durch die

Umstände getrennt und zu Konvenienzheiraten genötigt worden sind, haben in reiferem Alter als Witwer und Witwe die Verwirklichung ihrer Jugendträume erreicht und leben scheinbar in glücklicher Ehe, obgleich „was sie verbindet, mehr freundliches gegenseitiges Wohlwollen als tiefe ausfüllende Liebe“ ist. Sobald andere wahlverwandte Naturen in ihre Nähe kommen, schwindet die Täuschung. „Es scheidet sich sofort das einander Fremde, und es eint sich das Zusammengehörige,“ als Eduards Freund, der Hauptmann, und Ottilie, Charlottens Pflegetochter in ihren Kreis treten. Charlotte fühlt sich zu dem Hauptmann, Eduard zu Ottilie gezogen. Aber während das erste Paar dagegen kämpft und der Hauptmann das Haus seiner Freunde verläßt, unterliegt Eduard der Versuchung und erweckt auch in Ottilie die Hoffnung, daß durch eine gütliche Scheidung von Charlotten der Geliebte mit ihr verbunden werden könne. Die Katastrophe tritt dadurch ein, daß ein inzwischen geborenes Kind Eduards und Charlottens durch Ottiliens Unvorsichtigkeit eines Tages ertrinkt. Angesichts der Leiche glaubt Charlotte in die bisher verweigerte Scheidung willigen zu sollen. Aber auf Ottilie hat der erschütternde Vorgang ganz anders gewirkt; sie hat ihr Unrecht erkannt. „Eduards Weib werde ich nie!“ erklärt sie Charlotten. „Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen, und niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen.“ Und da Eduard doch nicht nachläßt, in sie zu dringen, so sucht sie den Tod durch Enthaltung von Trank und Speise, und Eduard sinkt ihr in die Gruft nach, von Gram und Schmerz verzehrt.

Nach Goethes eigener Versicherung sollte dieser Roman eine warnende Illustration des Wortes Christi sein: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen.“ Diese Aufgabe ist ganz meisterhaft gelöst; nur werden die Ehebrecher zu leicht durch den Dichter absolviert, der zum Schluß Ottilie zur Heiligen erklärt, Eduard selig spricht und beiden ein schönes gemeinsames Wiedererwachen im Jenseits prophezeit!

§ 227. Nach Vollendung der „Wahlverwandtschaften“ begann Goethe seine Selbstbiographie, deren erster Teil 1811 unter dem Titel: „Aus meinem Leben **Dichtung und Wahrheit**“ (später mit umgekehrtem Titel: „Wahrheit und Dichtung“) erschien. Drei andere Teile folgten (bis 1817), die des Dichters Leben bis zu seinem Eintritte in Weimar (1775) fortführen und eine Ergänzung in den selbstbiographischen Schriften: „Italienische Reise,“ „Schweizerreise,“ die „Campagne in Frankreich“, „Tag- und Jahreshefte“ u. a. besonders in Goethes Briefwechsel finden. Diese klassische Lebensgeschichte ging, wie Goethe selbst sagt, aus dem ernstesten Bestreben hervor, „das eigentliche Grundwahre möglichst darzustellen, das, insofern er es einsah, in seinem Leben obgewaltet habe.“ Wie der von ihm gewählte Titel schon andeutet, und wie sich seitdem aus den ersten Quellen und Urkunden (Briefen, Biographien, gleichzeitiger Litteratur) noch mehr herausgestellt hat, liegt hier keine absolut treue historische Urkunde vor, aber dennoch bietet das Ganze ein unvergleichliches, wahrheitstreues Bild des Dichters und seiner Zeit.

§ 228. Während der hochbetagte Dichter so jugendfrisch seine Jugendgeschichte erzählte und dazwischen auch noch manche schöne Dichtung (z. B.

„Johanna Sebus," „der Totentanz," „die wandelnde Glocke" u. a.) schuf, traf ihn ein neuer schwerer Schlag durch den Tod seiner „kleinen Frau" im Juni 1816: dagegen brachte die glückliche, mit drei Kindern gesegnete Ehe seines einzigen Sohnes mit Ottilie von Pogwisch wieder freudiges Leben in sein einsames Hauswesen.

§ 229. Während der Freiheitskriege hatte Goethe sich mehr und mehr in die Poesie des Orients versenkt, die ihn schon früher sehr angezogen hatte. Durch die Dichtungen des Persers Hafis, die er 1813 kennen lernte, wie durch die Bestrebungen der romantischen Schule wurde diese alte Neigung neubelebt. Ihm schwebte seitdem die Idee einer „Weltlitteratur" vor, die alle Zeiten und Völker, Orient und Occident umfassen sollte, und so dichtete er in den Jahren 1815—1819 den **„westöstlichen Divan,"** eine Reihe orientalisierender, nach Form und Inhalt durchaus deutscher Poesien, durch welche er West und Ost einander näher bringen wollte. Goethe selbst tritt darin als „Hatem" auf; die von ihm gefeierte „Suleika" war seine Freundin, Marianne v. Willemer (1784 geb., † 1860), von der einige der schönsten Lieder dieser Sammlung (z. B. das Lied an den Westwind und das an den Ostwind) herrühren.

§ 230. Am 7. November 1825 wurde das fünfzigjährige Weimarer Dienstjubiläum Goethes auf Beschluß des Großherzogs gefeiert. Derselbe bezeugte dem Jugendfreunde bei diesem Anlaß, daß er „ihn für immer gewonnen zu haben, als eine der höchsten Zierden seiner Regierung achte." Drei Jahre darauf (1828) starb Karl August auf einer Reise; 1830 die Herzogin Luise und in demselben Jahre Goethes einziger Sohn. „Über Gräber vorwärts," wie er selbst sich ausdrückt, mußte er seinen Lebensweg fortsetzen, „allzeit beschäftigt, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren."

§ 231. Im Jahre 1829 wurden **„Wilhelm Meisters Wanderjahre"** oder „die Entsagenden" in ziemlich sorgloser Redaktion vollendet. Die in den „Lehrjahren" (§ 211) enthaltenen Ideen soll dieser Roman weiter ausführen und insbesondere „die Einwirkung des vielgestaltigen Lebens auf die Entwickelung der Individualität eines begabten Menschen zur Anschauung bringen." Wilhelm scheidet sich für einige Zeit von Natalie, macht eine Reise nach Italien und versucht sich in allerhand praktischer Thätigkeit. Er erzieht seinen Sohn Felix mit Vermeidung aller Fehler, die von ihm und bei ihm einst gemacht sind. Dabei werden denn allerhand geistreiche Aussprüche über Staatsleben, bürgerliche Gesellschaft und Erziehung gethan — das aber alles in abgerissener Form, während die Erzählung zuweilen ganz still steht. Der Hauptreiz liegt in den lose eingeschalteten kleinen Novellen („Die Flucht nach Ägypten," „Der Mann von fünfzig Jahren" 2c.), deren Helden zum Teil Wilhelm begegnen und dadurch „mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, aufs innigste zusammengeflochten werden."

§ 232. Im 83. Jahre vollendete Goethe das großartigste und schönste Werk seines Lebens, den **„Faust."** Dieses Drama hatte den Dichter seit der frühesten Zeit beschäftigt. Schon im elterlichen Hause zu Frankfurt hatte er das Volksbuch „Faust" (vgl. § 104) und später ein darauf gegründetes Puppenspiel kennen



Abb. 42. Goethe im 83. Lebensjahre, nach dem Leben gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth. Weimar 1832.

gelernt. Das Jahr 1772 aber bezeichnet er selbst als das Geburtsjahr seines Dramas. Damals, in Straßburg, habe das ganze Gedicht, sagt er, ihm gleich fertig vor der Seele gestanden. Von da an ließ er „die Absicht immer sachte neben sich hergehen, und nur die ihm gerade interessantesten Stellen arbeitete er einzeln durch. —" So entstanden in den siebziger Jahren einige Stücke, zu denen aber erst auf der italienischen Reise wieder mehreres hinzukam. Dieses Fragment,

das noch nicht die Hälfte des ersten Teiles enthielt, erschien 1790 im Druck. Unter Schillers Anregung nahm er die Arbeit nach langer Pause wieder auf, aber erst drei Jahre nach des Freundes Tode, 1808, kam der erste Teil vollendet heraus unter dem Titel: „Faust, eine Tragödie.“ 1824 machte er sich an die Bearbeitung des zweiten Teiles, den er, sieben Jahre später, im August 1831, vollendete. Seiner Anordnung gemäß wurde derselbe aber erst nach seinem Tode (im Jahre 1833) gedruckt. Die Spuren dieses allmählichen Entstehens innerhalb sechzig Jahre haben der dramatischen Gestaltung Eintrag gethan; auch der erste Teil bedarf der besonderen Einrichtung und Bearbeitung, um auf dem Theater aufgeführt werden zu können. Dennoch ist es das größte Werk unserer Litteratur und „die Krone der gesamten modernen Dichtung Europas“ (H. v. Treitschke). Wie dieses Drama persönliche Selbsterlebnisse und Selbstbekenntnisse des Dichters enthält, stellt es auch zugleich das von jedem forschenden und ringenden Menschen Erlebte dar; es spiegelt als ein treues Zeitbild das national-deutsche Wesen im XVIII. Jahrhundert ab und ist doch ein Weltbild, das in alle zivilisierten Sprachen wiederholt übersetzt worden ist. Als den Grundgedanken des „Faust“ bezeichnet Wilh. Herbst: „Die Erlösung des Menschen durch die eigene That, durch die sittliche Selbstbeschränkung, durch die liebende Hingabe an das Ganze; endlich den Triumph des Göttlichen über den Geist der Verneinung. Überall begegnen wir einer Mischung christlicher Ideen mit den Humanitätsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts.“

§ 233. Zwei Vorspiele gehen dem Drama voraus. Das erste: „Vorspiel auf dem Theater“ weist in einer humoristisch gehaltenen Unterredung zwischen Theaterdirektor und Theaterdichter darauf hin, welch ein Unterschied sei zwischen einem Zugstück für die staunend gaffende Menge und dem Werke eines Dichters, der zum Ausdruck bringen wolle, „was in tiefer Brust ihm entsprungen.“ — Das zweite: „Prolog im Himmel“ ist dem Anfang des Buches Hiob nachgebildet. Da tritt Mephistopheles, der böse gefallene Geist, vor Gott den Herrn und ergeht sich in spöttischen Reden über den „kleinen Gott der Welt,“ wie er die Menschheit nennt, insbesondere über den Doktor Faust, dessen hohes Streben dem Herrn wohlgefällig ist. Gott gestattet dem Widersacher, Faust auf die Probe zu stellen, „so lang er auf der Erde lebt“ und zu versuchen, ob nicht „sein Geist von seinem Urquell abgezogen werden könne.“

In dem ersten Teil der Tragödie tritt uns Faust in seinem Studierzimmer entgegen. In einem gedankenschweren Monologe klagt er, daß alle Wissenschaften, die er studiert, ihm keine innere Befriedigung gewährt hätten — darum habe er sich der Magie ergeben. So beschwört er die Geister, muß sich aber von dem Erdgeist, dessen Anblick er nur mit Anstrengung erträgt, sagen lassen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ Über diese Abweisung verzweifelt, beschließt er, durch einen „Saft, der eilig trunken macht,“ seinem Leben ein Ende zu machen, um „zu neuen Sphären reiner Thätigkeit vorzudringen.“ Schon hat er den Giftbecher an den Mund gesetzt, da vernimmt er vom nahen Dome Glockenklang und den Ostergesang der Engel: „Christ ist erstanden!“ Obwohl ihm der Glaube an die Gottesbotschaft fehlt, mahnt ihn der Klang doch an seine

Jugend, in der „ein Gebet ihm brünstiger Genuß“ war, und die Erinnerung daran hält ihn vom letzten ernsten Schritte ab. Gerührt ruft er aus:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Von einem Spaziergang am Osternachmittag zurückgekehrt, drängt es ihn, der Offenbarung im Neuen Testament nachzuforschen. Mitten in seiner Arbeit wird er durch das Bellen und Heulen eines Pudels gestört, der sich unterwegs zu ihm gesellt und ihn nach Hause begleitet hatte. Nun merkt er des Tieres wahre Natur, beschwört es mit starken Zaubersprüchen, da entpuppt es sich als Mephistopheles, der in der Kleidung eines fahrenden Schülers dem Gelehrten seine Dienste und einen Pakt anbietet: Faust solle erst dann des Teufels Macht verfallen, wenn er beruhigt, selbstgefällig zum Augenblicke sagen würde: „Verweile doch! du bist so schön!“ Und nun führt Mephistopheles den Doktor in die Welt „zum neuen Lebenslauf“. In Auerbachs Keller zu Leipzig wohnt er dem Zechgelage lustiger Gesellen bei, in der Hexenküche gibt ihm Mephistopheles einen Verjüngungstrank und zeigt ihm in einem Zauberspiegel „das schönste Bild von einem Weibe.“ Es ist das Bild eines Bürgermädchens, des reizenden Gretchens, in das der verjüngte Doktor sich verliebt. Mephistopheles reizt ihn zur Sünde und bahnt ihm den Weg dazu. Faust unterliegt der Versuchung, und Gretchen geht darüber zu Grunde. Sünde folgt nun auf Sünde. Faust ersticht im Zweikampf Gretchens Bruder, der über den Fall seiner Schwester außer sich ist, und flüchtet sich darauf, um sein Gewissen zu beruhigen, in Mephistopheles’ Reich auf den Brocken, wo er in der Walpurgisnacht einer Hexenzusammenkunft beiwohnt; allein das wüste Treiben kann die Qual seines Innern nicht hinwegnehmen. Und nun kommt dazu die Kunde, daß Gretchen in ihres Herzens Verzweiflung ihr Kind ermordet habe und im Kerker den Tod von Henkershand erwarte. Als Faust dies alles hört, fährt er gegen seinen Gefährten, der es ihm verheimlicht hat, wild auf und verlangt von ihm Gretchens Rettung. Auf schwarzen Zauberpferden brausen sie dem fernen Gefängnis zu. Faust eilt hinein, um seine Geliebte zu befreien, aber vom Wahnsinn umnachtet, erkennt und versteht sie ihn nicht; als sie endlich des „Freundes Stimme“ unterscheidet, kann sie sich doch nicht entschließen, mit ihm zu fliehen, und als vollends Mephistos widerliches Gesicht durch die Thür blickt, um zur Eile zu mahnen, übergibt sie sich lieber dem Gericht Gottes, als daß sie unter solchem Schutze flieht. „Dein bin ich, Vater! Rette mich!“ fleht sie und findet Erhörung; trotz Mephistos Hohnwort „Sie ist gerichtet“ ruft die Stimme der Gnade aus der Höhe: „Ist gerettet.“ Faust dagegen wird weiter getrieben, er ist an Mephisto gebunden, der ihn mit den Worten „Her zu mir!“ mit sich fortreißt. Doch klingt es ihm noch liebevoll mahnend, warnend nach aus der Geliebten Munde: „Heinrich! Heinrich!“ Damit schließt tieferschütternd der erste Teil.

§ 234. Der zweite Teil soll des reumütigen Fausts Sühne vorführen. Im ersten Akt umschweben Elfen das Haupt des Schuldigen, versenken ihn in erquickenden Schlummer, baden ihn im Tau aus Lethes Flut und geben ihn dem heiligen Lichte zurück. Mit Mephistopheles tritt er sodann am Hofe des Kaisers auf, dem sie aus seinen finanziellen Nöten durch Erfindung des Papiergeldes

heraushelfen, wodurch sie zu hohen Ehren gelangen. Sie bleiben nun dort, unterhalten den Kaiser mit allerhand Zauberkünsten, u. a. läßt Faust, auf des Kaisers Verlangen, Paris und Helena erscheinen. Während der Hof sich in faden Witzen ergeht, wird Faust von Helenas Anblick so hingerissen, daß er nach dem Schattenbilde greifen will. Da „gehen die Geister in Dunst auf," Faust stürzt zu Boden, Mephistopheles nimmt ihn auf die Schulter und trägt ihn in sein altes Studierzimmer. Dort finden wir ihn im zweiten Akte auf einem altväterischen Bette hingestreckt. Während er schläft, hat sein ehemaliger Famulus Wagner auf künstlichem Wege einen Menschen, einen Homunculus hergestellt. Dieser, ein frühreifer Geist, gibt den Rat, Faust auf griechischen Boden zu bringen, um seine Sehnsucht nach Helena zu stillen. Mephisto und Homunculus fahren mit Faust durch die Lüfte und lassen sich auf den pharsalischen Feldern am Peneios nieder. Aber vergebens fragt Faust überall nach Helena; endlich verspricht die Seherin Manto, ihn durch einen dunkeln Gang zur Persephoneia einzulassen, wo er Helena erbitten solle. Von dieser Fahrt und ihrem Ergebnis ist indes nicht weiter die Rede. Aber im dritten Akt, nachdem der Spuk der „klassischen Walpurgisnacht" verrauscht, nachdem der Homunculus leuchtend zerflossen, nachdem Mephistopheles sich in antikes Kostüm gehüllt, sehen wir Faustens Wünsche erfüllt: Helena ist auf der Oberwelt, in Sparta, und Mephistopheles weiß es zu stande zu bringen, daß sie sich mit Faust vermählt. Sie ziehen nach Arkadien — dem Bunde entsprießt ein Sohn, Euphorion, aber der Knabe vernichtet in jugendlicher Rastlosigkeit sich selbst. Maßlos schweift er ins Weite, strebt die Felsen hinauf, will immer noch höher, wirft sich in die Lüfte, und — liegt tot zu den Füßen der Eltern. Auch die Mutter verschwindet wieder, von ihrem Kinde gerufen und in die Tiefe nachgezogen. Faust läßt sie nur ihr Kleid und ihren Schleier; ihre Gewande aber lösen sich in Wolken auf und tragen ihn fort in die Lüfte.

Im vierten Akt ist Faust, der „Kraft zu kühnem Fleiß fühlt," wieder in die Heimat zurückgekehrt und bemüht, sich praktisch nützlich zu machen. Er beginnt, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen," und das so gewonnene Land fruchtbar zu machen. Dann hilft er dem Kaiser, gegen den eine Empörung ausgebrochen, seine Feinde niederwerfen; zum Danke dafür soll er mit dem Meeresstrande belehnt werden. Im fünften Akt wohnt der hochbetagte Faust in einem Palast und gebietet über das dem Meere abgerungene Land. Wo ehemals die Wogen fluteten, erblickt man jetzt Wiesen, Gärten, Dorf und Wald. Aber doch ist er nicht völlig befriedigt: ob Mephistopheles und seine Genossen ihm wohl bisher gedient, sie haben doch auch überall das Böse eingemischt. Da naht sich ihm die Sorge — durchs Schlüsselloch schlüpft sie in den wohlverwahrten Palast, haucht ihn an und läßt ihn erblinden. Doch seine Kraft wird dadurch nicht gebrochen. Rastlos wie zuvor ruft er seine Knechte zu neuer Arbeit, zur Trockenlegung eines Sumpfes am Gebirge, auf. Das Klirren der rührigen Spaten ergötzt ihn, aber er täuscht sich; es sind nicht seine Knechte, es sind die Lemuren (abgeschiedene Seelen der Verstorbenen) die — sein Grab graben! In völliger Selbsttäuschung malt er sich im Geiste die Zukunft aus: er sieht das Erstrebte schon vollendet und viele Millionen, die „nicht sicher zwar, doch thätig frei da

wohnen," ein großes Volk, von Gefahren rings umgeben, das Leben und Freiheit täglich erobern muß, aber beide dadurch verdient.

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick"

ruft er aus und bricht tot zusammen. Mephistopheles, auf seinem Pakt fußend, will sich der Seele Faustens bemächtigen, aber die Engel verdrängen ihn samt seinen Scharen und tragen „Faustens Unsterbliches" empor. Sie singen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen!"

„In diesen Versen," sagt Goethe zu Eckermann (6. Juni 1831), „ist der Schlüssel zu Faustens Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende (?) göttliche Gnade."

§ 235. Wenige Monate nach der Vollendung der Faustdichtung, am 22. März 1832, starb Goethe nach nur siebentägiger Krankheit. Seine letzten verständlichen Worte waren an den Diener gerichtet: „Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hineinkomme." Am 26. März wurden seine irdischen Reste neben denen seines Freundes und Dichtergenossen Schiller in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzt.

§ 236. Unter den Zeitgenossen der beiden großen Dichter sind zwei Romanschriftsteller hervorzuheben, die beide den **Humor** in unserer Litteratur vertreten: Hippel und Jean Paul. Wie Shakespeare den Kraftgenies als höchstes Ideal erschien, so folgten diese dem Engländer Lorenz Sterne, dem Verfasser des Romans „Tristram Shandy". Es war das nicht zum Vorteil ihrer Dichtungen, die bei einem mageren Erzählungsstoff ebenso formlos, ebenso voll gelehrter Abschweifungen und geistreicher, aber schwerverständlicher Anspielungen waren wie ihr Vorbild.

§ 237. **Theodor Gottlieb von Hippel,** 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, bezog bereits im fünfzehnten Jahre die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, ging aber bald zur Rechtswissenschaft über, die ihn zu einer hohen Lebensstellung führte. 1796 starb er als Oberbürgermeister von Königsberg. Sein bedeutendster Roman: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" erschien 1778 mit Illustrationen von Chodowiecki. Er wollte darin zuerst sein eigenes Leben, dann das seines Vaters und zuletzt das seines Großvaters erzählen, ist aber nicht über das eigene herausgekommen, das er — aus Dichtung und Wahrheit gemischt — bis zu seiner (erdichteten) Verheiratung fortgeführt hat. Das an echtem Humor und gemütvollen idyllischen Schilderungen, originellen Ideen reiche Buch ist am besten lesbar in der mit liebevoll schonender und doch energischer Hand von Alexander v. Oettingen gekürzten und redigierten „Jubelausgabe," die 1878 erschienen ist.

§ 238. **Jean Paul Friedrich Richter** — als Schriftsteller **Jean Paul** genannt — wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Aus einem ländlichen Schul- und Pfarrhause hervorgegangen, studierte er unter großen Entbehrungen in Leipzig Theologie, las aber daneben unglaublich viele Bücher aus allen möglichen Wissenschaften und brachte aus dieser buntscheckigen Lektüre eine ganze Bibliothek von Exzerpten zusammen, die — ohne Aufhören fortgesetzt und erweitert — er in seinen Romanen verwertete. Die steigende Not seiner Lage drängte ihn zum Schriftstellern: 1783 erschien sein aus verschiedenen satirischen Skizzen bestehendes Buch: „Grönländische Prozesse." Schwere Jahre folgten, die er teils im Hause seiner armen verwitweten Mutter, teils in verschiedenen Stellungen als Lehrer zubrachte. Erst 1790 betrat er sein ureigenes Dichtergebiet, das Feld der Idylle. „Das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal," die noch heute am meisten anziehende aller seiner Dichtungen, erschien als der Vorläufer seines ersten Romanes: **„Die unsichtbare Loge"** (1793), durch den er rasch berühmt und beliebt wurde, auch die Aussicht auf ein sorgenfreies Leben gewann.



Abb. 43. Jean Paul. Gez. v. C. Vogel.

Der Inhalt dieses ersten Romanes ist charakteristisch für Jean Pauls dichterische Eigenart. Der Rittmeister v. Falkenberg läßt seinen Sohn Gustav, um ihn vor den Verzerrungen des Lebens zu schützen, in den ersten zehn Jahren in einem unterirdischen Raume des Schloßgartens von einem Herrnhuter erziehen und auf den Tod vorbereiten. Eines Tages wird dem Knaben verkündet, er sei gestorben, und damit wird er an das Licht der Welt geführt, die ihm nun wie der Himmel erscheint. Sein überströmendes Herz genießt die Freuden der Erde; in dem schönen blinden Bettelknaben Amandus findet er einen Freund, der aber bald dahinsiecht, in Beata, „einer hohen Jungfrau," eine Geliebte. Der Hof, an den er nun gelangt, gereicht ihm zum Verderben, da er dort in die Schlingen eines buhlerischen Weibes gerät. Durch einen Geheimbund, „die unsichtbare Loge," soll er innerlich geläutert und erzogen werden. Damit bricht die Geschichte ab und ist ein Stückwerk geblieben, wie die meisten Romane Jean Pauls.

Abwechselnd lebte der Dichter seitdem in Hof, wo er noch kurze Zeit seiner Mutter das Leben erleichtern konnte, und in Weimar, wo er besonders Herder und

Wieland nahe trat, während sich Schiller und Goethe für ihn nicht begeistern konnten. Nachdem er sich im Frühjahr 1801 mit Karoline Meyer in Berlin verheiratet hatte, zog er zuerst nach Meiningen, ließ sich 1804 aber dauernd in Baireuth nieder, wo er am 14. November 1825 starb.

Jean Pauls größere Romane, die zur Zeit ihres Erscheinens — zumal von dem weiblichen Geschlecht — mit einer unglaublichen Begeisterung aufgenommen wurden, sind heute nahezu vergessen und kaum noch dem Namen nach bekannt. Die jeder künstlerischen Gestaltung Hohn sprechende, von „Extrablättern, Billeten, Ausschweifungen, Aphorismen, Zugaben, Postskripten" ꝛc. ꝛc. fortwährend unterbrochene manirierte Darstellung widerstrebt dem heutigen Geschlecht ebenso sehr, wie der sentimentale Grundzug seiner Dichtungen. So werden selbst die einst gefeiertsten seiner Romane: **„Hesperus"** und **„Titan,"** welche das Problem der „Unsichtbaren Loge" wieder aufnahmen, nicht mehr gelesen, und von den **„Flegeljahren,"** seinem bedeutendsten Roman, ist kaum mehr bekannt, als die prächtige humoristische Beschreibung der Testamentseröffnung, womit sie beginnen. Wirklich erquicken kann man sich an seinen Idyllen. Außer „Maria Wuz" ist da noch die anmutige Erzählung: **„Das Leben des Quintus Fixlein"** zu nennen. Der Held, Kandidat Fixlein, ist Quintus, d. h. fünfter Lehrer, dann Konrektor an einer Stadtschule, endlich wird er Pfarrer und kann nun ein armes adliges Fräulein, die anspruchslose Thienette, die er bei seiner alten Mutter auf einer Ferienreise kennen gelernt, heiraten.

IV. Das XIX. Jahrhundert.

1. Die romantische Schule.

§ 239. Auf der Schwelle des alten und des neuen Jahrhunderts, während der letzten Jahre des Zusammenwirkens Goethes und Schillers trat eine neue Richtung in der deutschen Litteratur hervor, welche unter dem Namen: **„Romantische Schule"** gegen das von Winckelmann, Goethe und Schiller vertretene antike Kunstideal einerseits und gegen die einseitig verstandesmäßige rationalistische Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts anderseits sich wandte. Dem Altertum setzten die Romantiker das Mittelalter, dem Vernunftkultus ein mehr oder minder katholisch gefärbtes Christentum, der nüchtern trockenen eine von echter Poesie durchdrungene und erfüllte Lebensauffassung entgegen. Im Gegensatz zu dem Widerspruch zwischen Poesie und Leben, welcher ihre Zeit beherrschte, erstrebten sie deren Einheit, welche sie in der Zeit des Volksepos und der Minnesänger, wie in dem Spanien des XVI. Jahrhunderts verwirklicht fanden. Doch beschränkten sie sich darauf nicht, sondern sie begeisterten sich auch für die Märchenwelt des Orients und für das phantastische Wesen des hohen Nordens, für die Volkspoesie aller Zeiten und aller Völker, endlich auch für Shakespeares gewaltige Dichtungen. Da sie aber als Dichter keine Genies, sondern nur Talente waren, so verstanden sie es nicht, diese Einheit jener Zeit neu zu beleben, sondern nur unvollkommen nachzuahmen. Kein einziges ihrer größeren Werke ist zu Ende geführt: Novalis'

„Heinrich v. Ofterdingen,“ Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“, Tiecks „Aufruhr in den Cevennen“ sind Stückwerke geblieben. Dennoch war die von ihnen ausgehende Anregung nachhaltig und folgenreich. Der romantischen Schule verdanken wir eine meisterhafte Übersetzung Shakespeares; durch sie wurde uns die italienische, spanische und portugiesische Dichtung (Dante und Petrarca; Cervantes und Calderon; Camoëns) erschlossen. Von ihr wurden die Brüder Jakob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) aus Hanau zur wissenschaftlichen Erforschung des deutschen Altertums, der Mythologie und Märchenwelt, wie der Sprache unseres Volkes angeregt (Kinder- und Hausmärchen. Geschichte der deutschen Sprache. Deutsches Wörterbuch). Ebenso stammt von ihr ein neuer Aufschwung der Geschichtswissenschaft, und von ihr ging eine neue Richtung in der Malerei (Cornelius) wie in der Musik (M. v. Weber) aus. Und wenn sie auch vielfach die religiöse Bedeutung des Mittelalters überschätzte, so verdankt doch die moderne Kultur der romantischen Schule die Vernichtung des öden selbstgefälligen Rationalismus und die Rückkehr zum alten Gott.

§ 240. Der ältere Zweig der romantischen Schule wird durch die Brüder Schlegel, Tieck und Novalis vertreten.

August Wilhelm Schlegel (in Hannover 1767 geboren, als Professor der Litteratur 1845 in Bonn gestorben) begründete 1798 in Jena die kritisch-ästhetische Zeitschrift „Athenäum,“ in welcher die romantische Schule ihre Ansichten zum Ausdruck brachte. Seine Dichtungen sind meisterhaft in der Form, aber entbehren meist des poetischen Geistes und Gehaltes (u. a. eine Tragödie „Jon“ nach dem Muster der Goethischen „Iphigenie;“ verschiedene Romanzen — „Arion“ 2c.); dagegen leistete er Unübertroffenes als Übersetzer Shakespeares und Calderons. Seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“ zeichnen sich durch kritische Schärfe und Gediegenheit aus.

§ 241. **Friedrich Schlegel**, August Wilhelms jüngerer Bruder (geb. 1772, † 1829) und Mitherausgeber des „Athenäum,“ trat in Köln zur katholischen Kirche über. Den Grundsatz seiner Schule, „daß die Poesie vom Leben nicht getrennt werden, — daß das ganze Leben in Poesie gleichsam eingetaucht sein müsse,“ suchte er in seinem sittlich wie ästhetisch gleich anstößigen Roman „Lucinde“ durch eine Verherrlichung des griechischen Hetärentums auszuführen. Auch seine anderen poetischen Werke (Trauerspiel „Alarkos“) sind bis auf einige ansprechende lyrische Gedichte („Im Spessart“ — „Das versunkene Schloß“ — „Gelübde“) unbedeutend und längst verschollen. Dagegen legte er durch seine Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Litteratur“ den Grund zu der Wissenschaft der Litteraturgeschichte.

§ 242. Sehr einflußreich und meist als das Haupt der romantischen Schule angesehen war **Ludwig Tieck**; 1773 als Sohn eines Seilermeisters in Berlin geboren, seit 1819 Hofrat und Theaterintendant in Dresden, 1841 von König Friedrich Wilhelm IV nach Berlin berufen, wo er 1853 starb. Auch Tieck war kein schöpferisches Dichtergenie, aber ein mächtiges Talent, das sich in die verschiedensten Zeiten und Geister hineinzuleben und daraus ein Neues zu gestalten verstand. So erweckte er im „Phantasus“ die alten Sagen und Märchen (vom kleinen Däumling und Rotkäppchen, von der schönen Magelone,

den Haimonskindern rc.) zu neuem Leben. Die Lieder der Minnesänger (§ 67 ff.), den „Frauendienst" des Ulrich von Lichtenstein (§ 73) suchte er durch Bearbeitung dem Verständnis der Zeitgenossen näher zu führen. Den Don Quixote des Cervantes übersetzte er selbständig und vorzüglich, während er sich an den von seiner Tochter und dem Grafen Baudissin übersetzten Stücken Shakespeares nur durch eine revidierende Mitarbeit beteiligte. Seine Lieder und Romanzen (Sigfrids Jugend), seine Lustspiele („Der gestiefelte Kater" — „Prinz Zerbino"), voll ironischer Bekämpfung litterarischer Zeitverirrungen (Ritter- und Räuberromane, Ifflands und Kotzebues Theaterstücke rc.) sind zumeist vergessen. Aus dem Vorspiel zu seinem Schauspiel „Kaiser Octavianus" hat sich das Losungswort für und gegen die romantische Schule erhalten:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig auf in der alten Pracht!

Auch Romane und Novellen schrieb Tieck in großer Zahl. In den Spuren des „Wilhelm Meister" bewegte sich der Künstlerroman: „Franz Sternbalds Wanderungen," dessen Held, ein Schüler Albrecht Dürers, in Italien zu dem Ideal der Kunst gelangt, wie es die romantische Schule aufgestellt hatte. Unter seinen größeren Novellen sind als noch lesenswert zu nennen: „Dichterleben" (Entwicklung des jungen Shakespeare), „Tod des Dichters" (Unglückliche Liebe des portugiesischen Dichters Camoëns und sein tragisches Ende), „Der Aufruhr in den Cevennen," worin das fanatische Treiben der Camisarden und ihr Kampf gegen Ludwigs XIV Kriegerscharen ergreifend geschildert wird; unter seinen kleineren Erzählungen zeichnen sich aus: „Die Gesellschaft auf dem Lande" und „Des Lebens Überfluß."

§ 243. Dauerndes hat in unserer Lyrik geschaffen Friedrich von Hardenberg, mehr bekannt unter seinem Dichternamen **Novalis**. Geboren 1772 zu Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, studierte er seit 1790 die Rechte in Jena. Dort fühlte er sich von Schiller vor allem tief ergriffen; ihm verdankte er auch die richtige Würdigung einer praktischen Thätigkeit, der er sich dann in Leipzig und Wittenberg mit vollem Ernste hingab. Im Jahre 1796 wurde er am Salinenamt in Weißenfels angestellt. Dort traf ihn der herbe Schmerz, seine jugendliche Braut durch den Tod zu verlieren. Dadurch im Innersten ergriffen, dichtete er die „Hymnen an die Nacht," in denen eine krankhafte Sehnsucht nach dem Tode, aber auch der einfache Glaube seiner Kindheit zum Ausdrucke kam. Eine neue Studienzeit, die er auf der Bergakademie zu Freiberg durchmachte, half ihm die Todeslust überwinden. Eine zweite Verlobung regte ihn zu neuem dichterischen Schaffen an. Im Herbst 1799 las er den in Jena vereinten Romantikern seine „geistlichen Lieder" vor, von denen mehrere (so das Osterlied: „Ich sag' es jedem, daß Er lebt" — das Jesuslied: „Wenn ich Ihn nur habe" u. a.) in den Gesangbüchern unserer Gemeinden einen dauernden Platz gefunden haben. Einen großen Roman: „Heinrich von Ofterdingen," in welchem Novalis seine gesamte Weltanschauung dichterisch darzustellen beabsichtigte, hat er kaum zur Hälfte vollendet; einige der anmutigsten weltlichen Lieder des Dichters, so das „Bergmannslied" (Der ist der Herr der Erde) und das „Lob des Weines"

(Auf grünen Bergen wird geboren) u. a. finden sich darin. — Mitten aus seinem poetischen Schaffen wurde Novalis durch den Tod herausgerissen. Er starb am 25. März 1801 im noch nicht vollendeten 29. Lebensjahre.

§ 244. Der jüngere Zweig der romantischen Schule wird vornehmlich durch Clemens Brentano, Achim von Arnim und Fouqué vertreten.

Clemens Brentano (1788 zu Thal=Ehrenbreitstein bei Koblenz geboren, 1842 zu Aschaffenburg gestorben) gab mit seinem Schwager, **Achim von Arnim** (1781 zu Berlin geboren, 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark gestorben) in den Jahren 1806—1808 **„Des Knaben Wunderhorn,"** eine vortreffliche Sammlung von alten deutschen Volksliedern, heraus, welche Herders Bemühungen um dieselben (vgl. § 177) getreulich folgte und sie durch Anpassung an den neuen Geschmack rasch beliebt machte und einbürgerte. Von Brentanos eigenen Dichtungen ist die ergreifende „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl," das humoristische Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia" zu erwähnen; daneben einige schöne Lieder („Die Gottesmauer" — „An eine Kranke" — „Nach Sevilla" — „Lied der Spinnerin" — „Die lustigen Musikanten" — — „Die Lore Lay"). Arnim, dessen Gemahlin die durch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" bekannte exzentrische **Bettina**, Brentanos Schwester (1785—1859) war, leistete sein Bestes in dem historischen Roman „Die Kronenwächter," der einzelne meisterhafte Kulturbilder aus der Reformationszeit enthält.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (geboren 1777 zu Brandenburg a. H., gestorben 1843 in Berlin), durch A. W. Schlegel in die Litteratur eingeführt, war in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts einer der gelesensten Autoren. Von seinen zahlreichen Ritterromanen sind zwei nennenswert, welche das ritterlich feudale Mittelalter und das Nordlandsreckentum neu zu beleben versuchten: „Der Zauberring" und „Die Fahrten Thiodulfs des Isländers." Die Krone seiner Dichtungen, die romantische Erzählung **„Undine,"** wird heute noch gern gelesen.

Undine, die Pflegetochter eines alten, braven Fischerpaares, ist eine Wassernixe und als solche seelenlos geboren. Nach alter Sage aber sollen diese Wesen eine Seele empfangen, sobald sie sich mit einem Manne vermählen. Der Ritter Huldbrand von Ringstetten verliebt sich in das kindlich=schalkhafte, lachende Mädchen und heiratet sie. Sofort wird das wilde und neckisch=launenhafte Wesen sanft und mild und dem ernsten Manne treu ergeben. Aber ihr Onkel, der alte Kühleborn, sucht sie in ihr Element zurückzulocken; dazu kommt Bertalda auf die Burg und sucht den ehelichen Frieden des jungen Paares zu stören. So lieb Huldbrand seine Undine hat — es zieht ihn doch von deren andersartigem Wesen zu dem ihm verwandten, menschlichen Bertaldas hin. Als eines Tages der alte Kühleborn auf einer Wasserfahrt Bertalda einen Goldschmuck raubt, schilt er Undine heftig, obgleich sie sofort reichen Ersatz für den Raub schafft, daß sie von ihrem alten Verwandten nicht lassen wolle. Da scheidet sie von ihm mit Thränen und kehrt in die Wellen zurück. Nun heiratet der Ritter Bertalda, aber am Hochzeitstage taucht aus der Tiefe des Elementes dichtverschleiert Undine hervor und tötet den Ritter mit einem Kuß.

Unter seinen Liedern steht manches schöne, so das geistliche „Trost“ (Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast) und das patriotische Soldatenlied: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ das er als Mitkämpfer in den Freiheitskriegen dichtete.

§ 245. Eine ganz eigenartige Stellung zu der romantischen Schule nimmt der Schwabe **Friedrich Hölderlin** (1770—1843) ein. Während die meisten Romantiker die Verwirklichung ihrer Ideale in der mittelalterlichen Welt suchten, suchte er sie in dem antiken Hellenentum, das er bereits in seinen Jugendgedichten schwärmerisch feierte. Infolge einer unglücklichen Liebe verfiel er 1806 in unheilbaren Irrsinn, der ihn bis an sein Lebensende umnachtet hielt. — Sein Hauptwerk, der in meisterhafter Prosa geschriebene Roman: **„Hyperion“** spielt im modernen Griechenland, das er auf Kosten Deutschlands verherrlicht. Im übrigen ist derselbe richtig als „ein romantisch verschleiertes Bild des Autors“ bezeichnet worden, der darin, wie in vielen seiner Lieder, die Geliebte seines Herzens als Diotima besingt.

Der Held dieses Romans, Hyperion, ist der Sohn eines wohlhabenden Mannes auf der Insel Tina. Angeleitet von einem edlen Greis, lernt er die Schöpfungen des alten Hellas kennen und gelobt, so edler Vorfahren würdig sich auszubilden. In Smyrna gewinnt er in dem heroischen Alabanda einen Freund, der ihn mit Patrioten bekannt macht und seinen Geist auf die Leiden des Vaterlandes lenkt. Getrennt von ihm durch einen Streit, in welchem einer den andern verkennt, begibt er sich nach der Insel Salamis, von wo er — auf die Einladung eines Bekannten — einen Ausflug nach Kalaurea macht. Dort findet er das Ideal seines Herzens, Diotima, und lebt mit ihr im innigsten geistigen und poetischen Verkehr. Aus diesem Glückstraum erweckt ihn die Not des Vaterlandes; Alabanda, der sich ihm brieflich wieder genähert, bewegt ihn, nach Morea zu gehen und sich dort mit ihm an die Spitze der Patrioten zu stellen, die das türkische Joch abwerfen wollen. Das Patriotenheer zeigt sich aber als eine unbändige, räuberische Horde; der ideale Hyperion entflieht ihrer Gemeinschaft und sucht Schutz auf der russischen Flotte. Von den Wunden, die er in der Schlacht bei Tschesme davongetragen, wieder genesen, will er sich mit Diotima vermählen, als diese hinwelkt und stirbt, verzehrt von übermächtigem Geistes- und Gemütsleben. Hyperion reist nach Italien, hält sich dann einige Zeit in Deutschland auf, dessen Einwohner er als ein zerrissenes, für alles Schöne fühlloses Volk schildert, kehrt deshalb bald nach Griechenland zurück, um in gänzlicher Hingebung an die Natur und ihre Schönheit Beruhigung und neues Leben zu finden.

Auch in seinen Liedern und odenartigen Gesängen, die sich alle durch klassische Formvollendung und Wohllaut der Sprache auszeichnen, herrscht der hellenische Geist vor; von den Göttern spricht er mit Ehrfurcht, wie ein alter Grieche. In manchen Gedichten dringt aber wieder der deutsche Charakter mächtig hervor. So schildert er wunderschön seine schwäbische Heimat in dem Gedichte: „Der Wanderer“:

Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.

Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Festen und Hütten hinauf;
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tagslicht:
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Das romantische Drama.

§ 246. **Heinrich von Kleist** (geboren 1777 zu Frankfurt a. O., gestorben 1811 durch Selbstmord) vermochte in seinem kurzen Leben zu keiner Anerkennung seiner Dichtungen zu gelangen. Erst als nach seinem Tode (1826) Ludwig Tieck seine gesammelten Werke herausgab, erkannte man ihn als ein dramatisches Genie, und seitdem ist er immer mehr gewürdigt worden. Unter seinen sieben Dramen hat „die Hermannsschlacht" einen patriotischen Charakter. In wuchtiger Sprache entwirft er darin ein lebensvolles Bild der Vergewaltigung unseres Volkes durch Napoleon und des von allen Vaterlandsfreunden ersehnten Befreiungskampfes, indem er das auf unseren Vorfahren einst lastende römische Joch und die Vernichtung des Varus durch Marbod und Hermann schildert. — Der romantische Charakter tritt besonders hervor in Kleists jugendlichstem und anmutigstem Drama, dem Ritterschauspiel: „Das Käthchen von Heilbronn." Ergreifend geschildert ist die Hingabe der Titelheldin, der vermeintlichen Tochter eines Waffenschmiedes, an den Grafen Wetter vom Strahl, zu dem sie sich magnetisch hingezogen fühlt und dem sie folgt, obgleich er sie mit der Peitsche von sich treibt. Am Ende offenbart sie sich in ihrem somnambulen Zustande als die Tochter des Kaisers, der sie auch anerkennt und dem Grafen zur Gemahlin gibt. — Das reifste und vollendetste Schauspiel Kleists ist „Prinz Friedrich von Homburg," in welchem wiederum das Schlafwachen eine Rolle spielt. Der Prinz hat nämlich in der Schlacht von Fehrbellin wider die Ordre den Feind angegriffen und durch seine unwiderstehliche Tapferkeit den Sieg davongetragen; der Große Kurfürst läßt ihn aber verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Da ergibt es sich, daß der Prinz im Zustand nachtwandelnder Bewußtlosigkeit sich befunden, als der Schlachtbefehl verkündet wurde, wie er in ebensolchem Zustande kurz zuvor seine Liebe zu Natalie, des Kurfürsten Nichte, verraten hat. So wird der Konflikt echt romantisch gelöst, das über den Prinzen schon ausgesprochene Todesurteil wird zurückgenommen, und er wird mit Natalie vermählt. — Kleist war auch ein hervorragender Erzähler. Unter seinen Novellen ist die bedeutendste: „Michael Kohlhaas," die ergreifende Geschichte eines märkischen Roßkammes zu Luthers Zeiten, dessen Namen noch heute ein Gehöft bei Potsdam trägt.

§ 247. **Zacharias Werner** (1768 zu Königsberg geboren, 1823 in Wien gestorben), nach dem frühen Tode seines Vaters von seiner exzentrischen Mutter erzogen, blieb zeitlebens selbst ein exzentrischer, haltloser Mensch, der auch in der katholischen Kirche, zu der er 1806 übertrat, nicht den gehofften Frieden fand.

Die innere Zerrissenheit, die sein Leben erfüllte, spiegelt sich auch in seinen Dramen ab. In seiner Tragödie: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" sind die Charaktere des Reformators und seiner Käthe so verwischt, verweichlicht und verzerrt, das ganze Stück ist so sehr, wie Goethe sagt, „die Parodie einer ernsthaften, heiligen Kirchenangelegenheit," daß Werner deshalb kaum hätte Buße zu thun brauchen, wie er es — nach seinem Übertritt — in dem lyrisch-allegorischen Gedicht: „Die Weihe der Unkraft" feierlich that. — Großes Aufsehen erregte sein grausiges Trauerspiel: **„Der vierundzwanzigste Februar"** (1809), dessen Inhalt der folgende ist.

Auf der Grimsel lebt der Bauer und Wirt Kunz Kuruth mit seiner Frau Trude, einer Pfarrerstochter, die er einst wider den Willen seines Vaters geheiratet, in den dürftigsten Umständen. Der Fluch des Vaters lastet auf ihrem Ehebunde, denn als der alte Mann einst die ihm widerwärtige Frau mißhandelte, hatte Kunz nach ihm ein scharfes Messer geworfen. Obgleich es nicht traf, hatte es dem Vater doch einen tödlichen Schrecken eingejagt; mit dem Fluche: „Des Mörders Mörder seid!" war er zusammengebrochen und hatte den Geist aufgegeben. In grauser Weise erfüllte sich der Fluch. Der erste Sohn, den Trude gebar, „brachte das Kainszeichen schon, auf dem linken Arm, mit auf die Welt — 'ne Sense blutig rot." Als er zum Knaben herangewachsen, schneidet er seinem zweijährigen Schwesterchen mit dem nämlichen Messer, das Kunz nach seinem Vater geworfen, im Spiel den Hals ab. Unter den gräßlichsten Verwünschungen verstoßen, eilt der Unglückliche hinaus in die weite Welt, irrt lange umher, erwirbt ein Vermögen und kommt an dem verhängnisvollen Tage der bisherigen Mordthaten, dem 24. Februar, nach vielen Jahren unerkannt heim ins Elternhaus. Da mordet ihn der eigene Vater in der Nacht, um durch sein Geld sich vor der drohenden Pfändung zu retten. Sterbend gibt sich der Sohn zu erkennen. Der Vater überliefert sich den Gerichten. — Alle diese Mordthaten, die im Buche des Schicksals vorherbestimmt waren, geschehen am 24. Februar, demselben Tage, an dem einst 1804 Werners Mutter und sein intimer Freund Mnioch gestorben waren.

§ 248. Dieses Schauerstück eröffnete die Reihe der berüchtigten

Schicksalstragödien,

in welchen durchweg ein tückisches, eisern unerbittliches Schicksal waltet, das sein vorherbestimmtes Opfer — ob schuldig, oder unschuldig — widerstandslos ins Verderben reißt. So häufen sich darin die gräßlichsten Verbrechen, die aus unwahrscheinlichen Zufällen und niedrigen Motiven hervorgehen; und gewöhnlich wird der Mord mit einem Messer oder Schwert ausgeführt, das bereits in früherer Zeit einem ähnlichen Zweck in der Familie gedient hat.

Nach dem Muster von Zacharias Werners vierundzwanzigstem Februar ließ der Weißenfelser Advokat **Müllner** 1812 den „neunundzwanzigsten Februar" und 1813 **„Die Schuld"** folgen. In seine Fußstapfen trat der Österreicher **Grillparzer** mit seinem ersten Stücke **„Die Ahnfrau"** (1817), der er dann freilich keine ähnlichen folgen ließ, während es an anderen Nachfolgern nicht fehlte.

§ 249. Auch **Karl Immermann** (1796—1840) schrieb noch einige Dramen im Geiste der romantischen Schule (u. a. „Das Thal von Ronceval," das in die alte Rolandssage eine Liebe des Kaisers Karl zu einer maurischen Fürstin, die sich taufen läßt, hineindichtet) und wandte sich dann zum historischen Drama („Kaiser Friedrich II"), erlebte aber mit allen seinen Stücken nur Mißerfolge. Seine Dichterkraft lag auf anderem Gebiete, er entfaltete sie voll und ganz in seinem Roman: **„Münchhausen."** Der humoristisch-satirische Teil dieser Geschichte ist uns allerdings wegen seiner fernabliegenden Anspielungen nicht mehr durchweg verständlich, aber in dieselbe ist eine ganz reizende westfälische Dorfgeschichte so lose hineingewebt, daß sie neuerdings unter dem Titel **„Der Oberhof"** hat besonders herausgegeben werden können. Mit Meisterhand sind darin namentlich der Hofschulze, ein kernhafter westfälischer Bauer, und Lisbeth, ein anmutiges Naturkind, wie ihre Liebe zu dem schwäbischen Edelmann, gezeichnet.

§ 250. Ein geistreicher Gegner erstand der romantischen Schule in dem **Grafen von Platen** (1796—1835). Derselbe hatte sich in seiner ersten dramatischen Dichtung noch den Romantikern angeschlossen, dann aber hatten die Schicksalstragödien ihn so entrüstet, daß er entschieden gegen sie Front machte. In zwei satirischen Komödien bekämpfte er die Romantiker. „Die verhängnisvolle Gabel" war besonders gegen die Schicksalstragödien gerichtet.

Salome, die „Familienahnfrau," ist die unschuldige Ursache des Todes ihres Mannes: als sie einst vor einer Spinne bei Tische laut aufschrie, stach sich ihr Mann vor Schreck eine Gabel in den Schlund, worüber er elendiglich umkam. Dafür muß sie nach ihrem Tode als Gespenst umgehen und kommt nicht eher zur Ruhe, als bis die zwölf pausbackigen Kinder ihres Urursohnes Mopsus und dieser selbst von der verhängnisvoll spukenden Gabel durchbohrt sind.

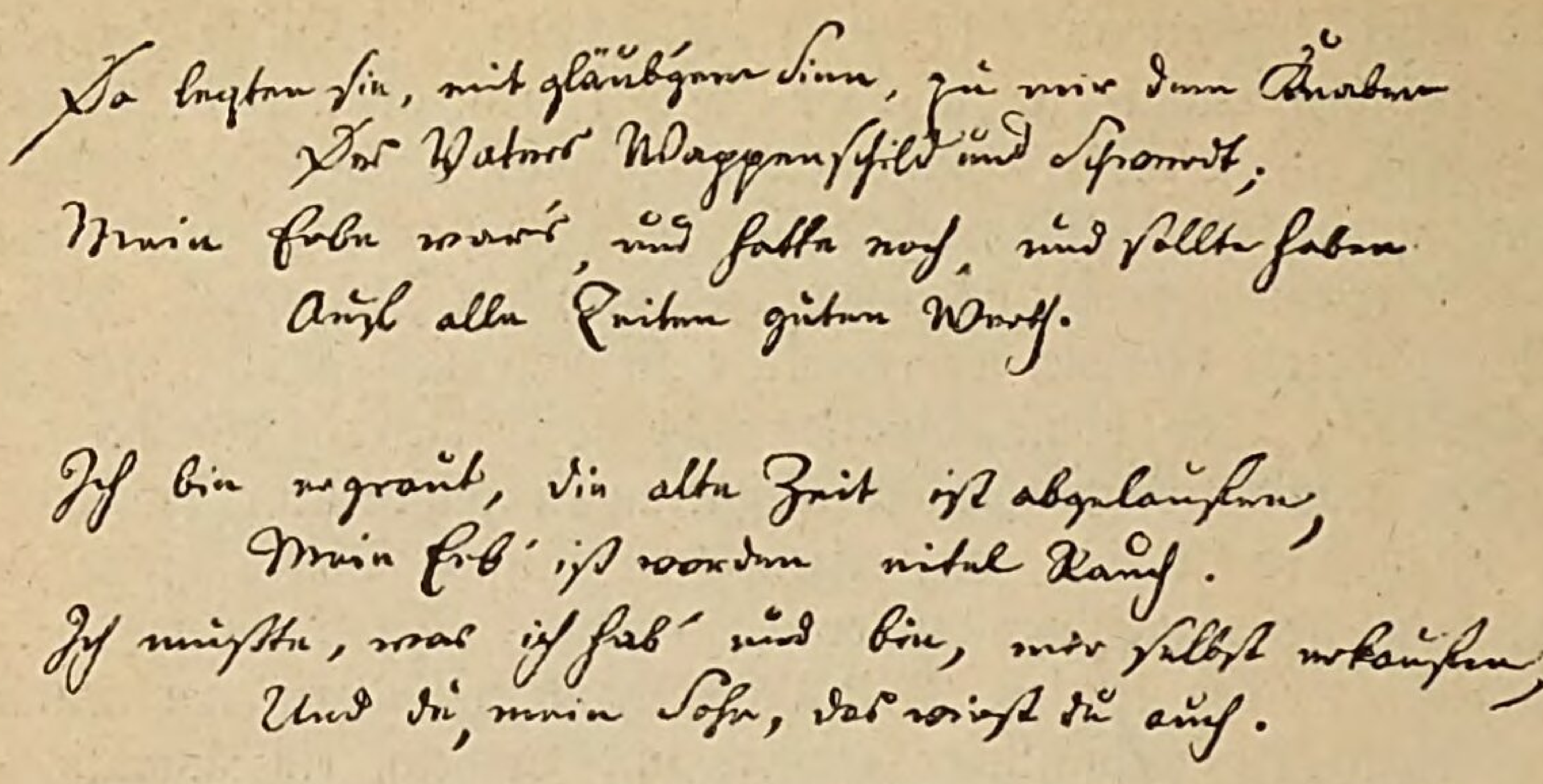
In dem „Romantischen Ödipus" wählte er sich Immermann zur Zielscheibe, in dessen Person er zugleich die gesamten Verirrungen der Romantik geißeln wollte. (Der Romantiker „Nimmermann" unternimmt es, die Tragödie „König Ödipus" von Sophokles, die ihm mangelhaft erscheint, durch ein besseres Stück im Geiste seiner Schule zu ersetzen.) — In beiden Stücken zeigte sich Platen als ein Meister unserer Sprache, der er auch in seinen anderen Dichtungen sein Gepräge aufdrückte. Alle zeichnen sich durch „Reinheit und Frische des deutschen Ausdruckes" aus, wie Jakob Grimm bezeugte. Unter seinen Balladen sind die schönsten: „Der Pilgrim vor St. Just" und „Das Grab im Busento;" unter seinen Liedern wirkt ergreifend eines, das anhebt:

„Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen 2c."

Auch sein Märchengedicht „Die Abassiden," das die wundersamen Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid in neun Gesängen behandelt, ist eine sehr ansprechende Dichtung.

Nachklänge der Romantik.

§ 251. Im Geiste der Romantik waren die ersten Dichtungen eines Mannes gehalten, der — Franzose von Geburt — doch ganz der unsere genannt werden darf. **Adelbert von Chamisso,** am 30. Januar 1781 auf dem Schlosse seiner



So brachten sie, mit gläubigem Sinn, zu mir den Knaben
Des Vaters Wappenschild und Schwert;
Mein Erbe war's, und hatt' es noch, und sollte haben
Auch allen Zeiten guten Wert.

Ich bin ergraut, die alte Zeit ist abgelaufen,
Mein Erb' ist worden eitel Rauch.
Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen,
Und du, mein Sohn, das wirst du auch.

Abb. 44. „Der Klapperstorch," Gedicht von Chamisso, in der eigenhändigen Niederschrift des Dichters. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.

Väter Boncourt in der Champagne geboren, kam als Knabe infolge der französischen Revolution mit seinen Eltern nach Berlin, wurde preußischer Offizier, nahm aber 1808 den Abschied und gab sich fortan ganz dem Studium der Naturwissenschaften hin, ohne darüber je seine Heimatlosigkeit vergessen zu können. Um sich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, schrieb er 1813 **„Peter Schlemihls wundersame Geschichte,"** eine romantische Erzählung, die ihn rasch in der ganzen Welt berühmt machte. (Der Held dieser Geschichte, ein armer Bursch, verkauft dem Bösen, der in der Gestalt eines gefälligen alten Herrn auftritt, seinen Schatten um ein unermüdlich Gold spendendes Fortunatussäcklein. Aber der seltsame Handel hat ihn um seine Ruhe gebracht. All sein Gold vermag ihn nicht vor dem Spott und Abscheu der Menschen zu schützen, die einen Schattenlosen aus ihrer Mitte verstoßen. Sein verlorenes Gut kann er aber nur durch den Verlust seiner Seele wiedererlangen. Der Preis dünkt ihm indes zu hoch: um irdisches Glück mag er das ewige Heil nicht daran geben. Deshalb schleudert er den Wunderbeutel fort und zieht arm in die weite Welt, durchwandert mit einem Paar billig erhandelter Siebenmeilenstiefeln die ganze Erde, die er immer gründlicher kennen

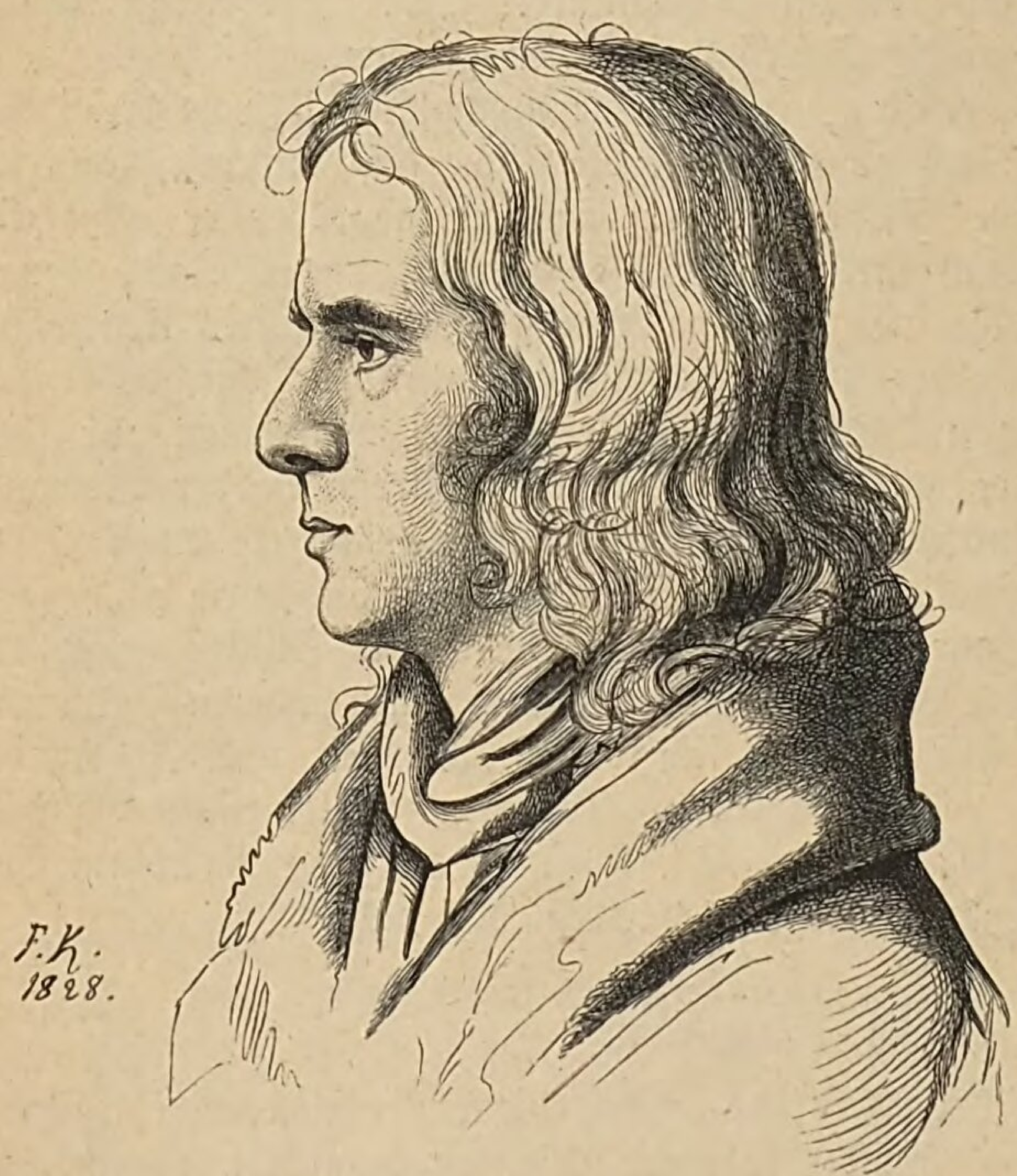


Abb. 45. Chamissos Bildnis aus dem Jahre 1828, gezeichnet von Franz Kugler.

lernt, und findet darin Befriedigung und Ruhe.) Seinem Helden ähnlich schloß sich der Dichter 1815 einer Entdeckungsexpedition um die Erde als Naturforscher an, die ihn drei Jahre von Deutschland fern hielt. Nach seiner Rückkehr von der Universität Berlin zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt und als Kustos am botanischen Garten angestellt, faßte er Wurzel im deutschen Lande, gründete ein glückliches Hauswesen und fand so in Berlin eine neue Heimat, und bald auch volle Anerkennung als deutscher Dichter. Aber während sein Ruhm von Jahr zu Jahr stieg, siechte sein Körper dahin, und am 21. August 1838 vereinigte ihn ein sanfter Tod mit der ein Jahr früher ihm vorausgegangenen heißgeliebten Frau. Seinem häuslichen Glücke entstammen die beiden reizenden Liedercyklen, in denen er **„Frauenliebe und Leben“** und des Hauses Glück und Leid (**„Lebenslieder und Bilder“**) deutsch gemütlich besingt. Ein schlichtes und doch tief ergreifendes Bild aus dem Volksleben bietet er in dem Gedichte „Die alte Waschfrau“ dar. Seine vollendetste Dichtung ist die in Terzinen abgefaßte poetische Erzählung: „Salas y Gomez“ ein tief erschütterndes Seelengemälde, das aber in durchaus wohlthuender Weise endet. Der auf jenen kahl und bloß aus den Fluten der Südsee emporragenden Felsen gescheiterte Unglückliche hat Jahrzehnt um Jahrzehnt sein elendes Leben von den zahllosen Eiern der Wasservögel gefristet, bis ihm das Haar „den hagern Leib mit Silberglanz

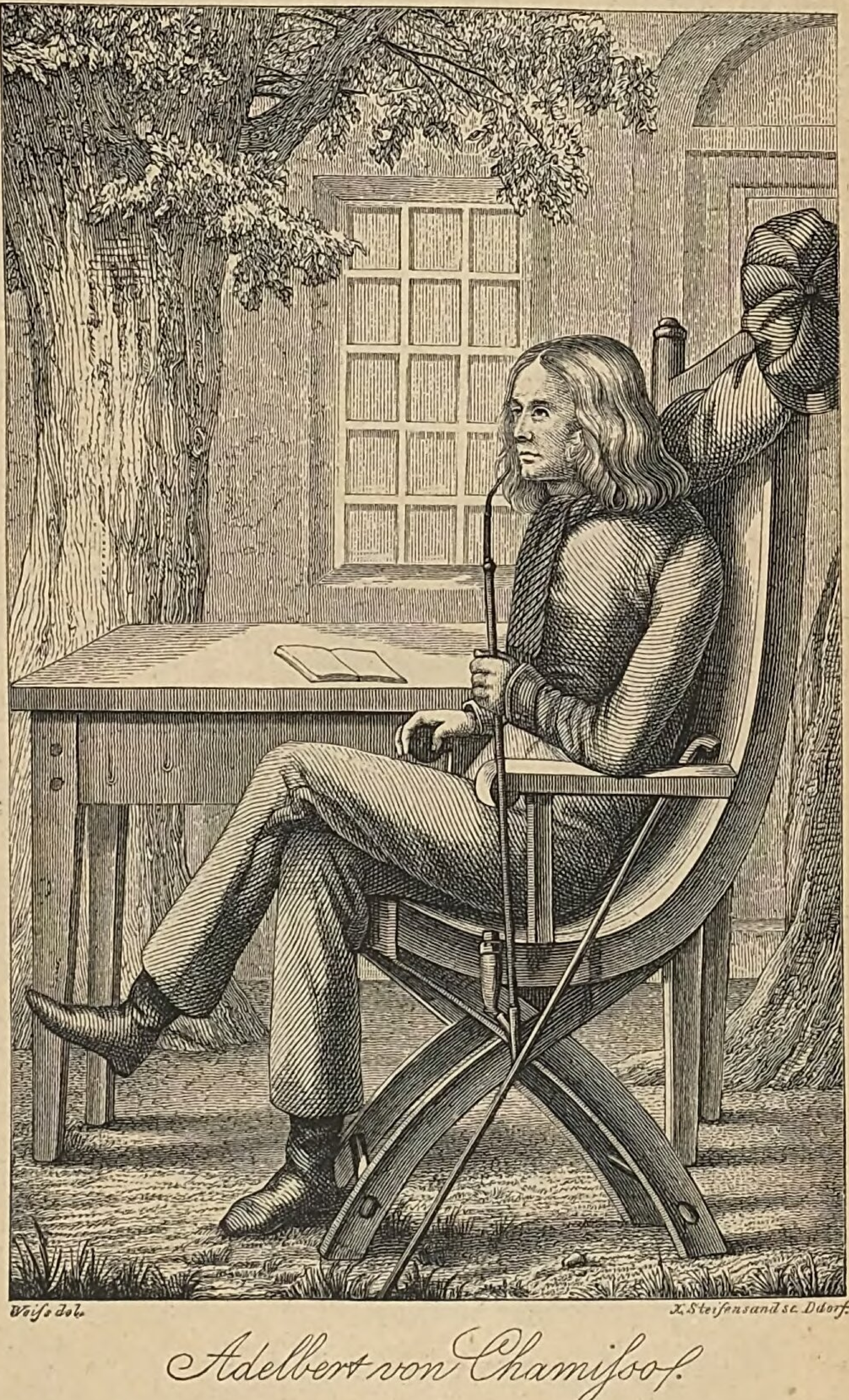
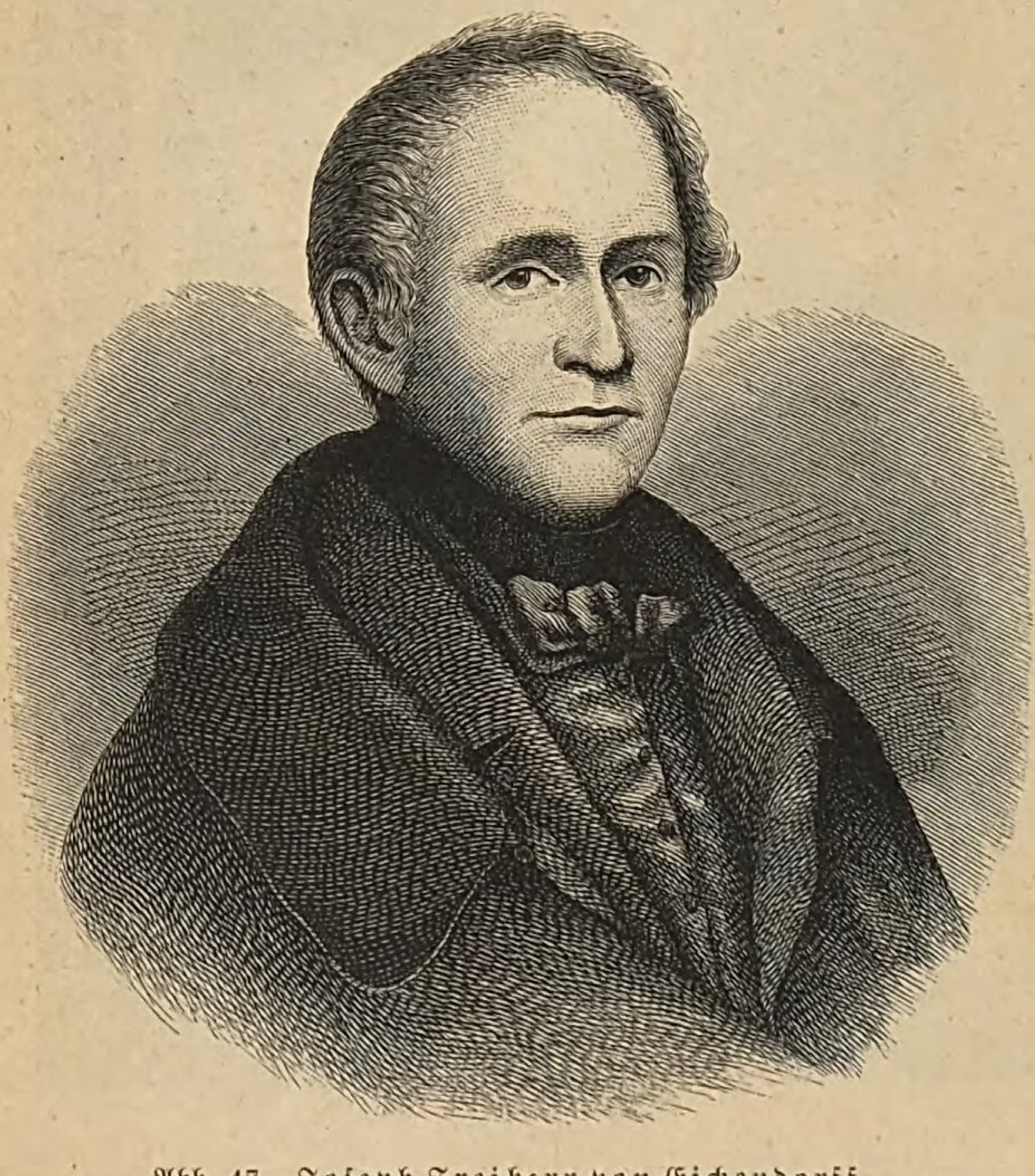


Abb. 46. Chamissos Bildnis aus seinen letzten Lebensjahren, gezeichnet von Weiß.

umwallt." Einst hat er Gott und sich verflucht, als ein Schiff, das ihm die langersehnte und heiß von Gott erflehte Rettung zu bringen schien, vorüberfuhr, ohne von seiner Not etwas zu ahnen. Drei Tage und drei Nächte liegt er so verzagend, bis er endlich Thränen findet und sich in sein grauses Schicksal ergibt. Auch die Träume, die ihn nachts in seine Heimat zurückversetzen, vermag er zu verscheuchen, durch Gott überwindet er und bittet ihn, nur sterben zu dürfen, ehe Schiff und Menschen sein hartes Felsenlager erreichen:

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt:
Doch fremd zu wallen in der Heimat, nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf Deine Gnade noch vertrauen;
Von Deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.


Abb. 47. Joseph Freiherr von Eichendorff.

Tiefe Blicke in die menschliche Seele gewähren auch die Gedichte: „Abdallah" (in der Nibelungenstrophe), „Kreuzschau" und „Die Sonne bringt es an den Tag." Auch die Volkssage und Legende hat Chamisso mit Geschick behandelt, so im „Riesenspielzeug" und im „Heiligen Martin." Ein prächtiger Humor kommt in manchen seiner Gedichte zum Ausdruck, vor allem in der höchst ergötzlichen „Tragischen Geschichte"

'S war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing rc.

§ 252. Als „der letzte Ritter der Romantik" wird gewöhnlich **Joseph Freiherr von Eichendorff** genannt. Am 10. März 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz (bei Ratibor) in Oberschlesien geboren und auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau vorgebildet, ging er 1805 nach Halle, um Jura zu studieren. Neben der wissenschaftlichen Arbeit vertiefte er sich gern in die Welt der Poesie, die damals unter dem Einfluß der romantischen Schule stand. In Heidelberg, wo er seine Studien vollendete, kam er in Verkehr mit

Clemens Brentano und Arnim, arbeitete mit an „des Knaben Wunderhorn" und ließ seine ersten Gedichte erscheinen. In Wien, wo er seine Staatsprüfung bestanden, um in österreichische Dienste zu treten, erreichte ihn der Aufruf seines Königs vom 3. Februar 1813, dem er sofort Folge leistete. Nachklänge des Freiheitsfeldzuges, den er bis zu Ende mitmachte, finden sich in seinen Liedern (An die Lützowschen Jäger: „Wunderliche Spießgesellen, denkt ihr noch an mich?" — Auf der Feldwacht: „Mein Gewehr im Arm, steh' ich hier verloren auf der Wacht"). 1816 trat er als Referendar wieder in das bürgerliche Leben und rückte so rasch aufwärts, daß er 1824 bereits als Oberpräsident nach Königsberg i. Pr. und 1831 als Geheimrat ins Kultusministerium nach Berlin berufen wurde. 1844 nahm er seinen Abschied, lebte seitdem an verschiedenen Orten, zuletzt in Neiße, wo er am 26. November 1857 starb.

Eichendorffs Lieder sind die „reifste und schönste Frucht der Romantik" genannt worden. Sie zeichnen sich aber vor derselben aus durch Wahrheit und Tiefe der Empfindung. Von dem Volksliede hatte er singen gelernt, darum sind auch so manche seiner Lieder zu Volksliedern geworden, so „Das zerbrochene Ringlein": „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad." Einen tiefen Einblick in sein frommes Dichtergemüt, wie in sein treues Vaterherz gewährt der Liedercyklus: „Auf den Tod meines Kindes." — Unter seinen Prosadichtungen ist die romantische Erzählung: **„Aus dem Leben eines Taugenichts"** voll köstlicher Stimmung und jugendlicher Frische. Man wird unwillkürlich angesteckt von der Lustigkeit, mit welcher der Müllerssohn in die weite Welt hinauswandert, indem er anstimmt:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld rc.

Zwei stolz daherfahrende Damen sind so entzückt von seinem Spiel und Sang, daß sie ihn auf ihr Schloß mitnehmen. Erst Gärtnerbursch, dann Zolleinnehmer durch ihre Vermittlung geworden, behagt es ihm doch in beiden Stellen nicht — nur eines fesselt ihn, die Liebe zu der jungen Gräfin, so hoffnungslos sie auch ist. Als er endlich sie in der Gesellschaft eines Mannes erblickt, den er für ihren Bräutigam hält, läßt er Zollhaus und Zollamt im Stich und pilgert weiter hinaus in die Welt. So kommt er nach Italien und endlich nach vielen Abenteuern wieder zurück, wo es sich herausstellt, daß seine Geliebte gar keine Gräfin, sondern des alten Schloßportiers Nichte ist und daß sie keinen andern Mann so gern hat, als — ihren Taugenichts, der nun mit ihr in ein Schlößchen zieht, das ihnen der Graf nebst Garten und Weinbergen geschenkt hat.

Auch zwei andere Novellen: „Das Marmorbild" (eine geistreiche Umschreibung der alten Volkssage vom Venusberg mit einer im christlichen Sinne versöhnenden Lösung) und „Schloß Durande" (ein Lebensbild aus der Sturmzeit der französischen Revolution) sind sehr lesenswert.

§ 253. Ein anderer Dichter hat sich selbst „den letzten Romantiker" genannt: **Heinrich Heine,** der in der That auch von der Romantik ausgegangen ist. Am 13. Dezember 1799 in Düsseldorf geboren und im orthodoxen Judentum

erzogen, begeisterte er sich doch schon früh für die Herrlichkeit der rheinischen Sagenwelt und für die Lieder des Wunderhorns (vgl. § 244). Auf der Universität Bonn, die er 1819 als Student der Rechte bezog, schwärmte er für den Romantiker A. W. Schlegel (§ 240), den er später in seiner „Romantischen Schule" so scharf angriff, und verherrlichte ihn in Sonetten. Auch in der ersten Sammlung seiner „Gedichte" (1822) zeigt er sich noch als ein Jünger der romantischen Schule, der die Töne des Minnesanges nachahmt, ein „wunnevolles Magedein" besingt und sich den Eindrücken der „mondbeglänzten Zaubernacht" (§ 242) hingibt. Aber bereits hier schlägt er zuweilen einen würdelosen, frivolen Ton an, der in seiner späteren Entwickelung der vorherrschende wurde und der die Farben der romantischen Traumwelt immer mehr verblassen ließ. Dieser Ton wurde verschärft durch seinen Haß gegen das Christentum, welcher seit seiner Taufe im Jahre 1825 noch zunahm. Er hatte dieselbe, wie er später eingestand, „aus Luxusübermut" begehrt, da er „nichts so sehr haßte als das Christentum, nichts so sehr als das Kreuz, da er im Herzen ein Jude sei."

Im Jahre 1826 erschien der erste Band der **„Reisebilder"**, welchem später noch mehrere Teile folgten. Durch diese in geistreich nachlässiger Prosa geschriebenen Skizzen, in welche gelegentlich Verse eingestreut waren, erwarb sich Heine rasch ein Publikum, welchem der übermütige Spott, mit dem er sich über die politischen und religiösen Zustände der Zeit lustig machte, zusagte. Das **„Buch der Lieder"** (1827) begründete vollends seinen Ruhm. Es enthält das Schönste, was er gedichtet hat. Manche seiner Lieder („Du bist wie eine Blume" — „Leise zieht durch mein Gemüt" — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — „Ein Fichtenbaum steht einsam" u. a.) gehören zu dem Schönsten, was unsere lyrische Poesie je hervorgebracht hat. Aber es sind doch verhältnismäßig nur wenige seiner Lieder, die man ungetrübt genießen kann. In vielen zerstört er selbst durch einen mißtönenden Witz die angeregte Stimmung (z. B. im „Seegespenst" u. a.) In anderen berührt sein Spielen mit dem Weltschmerz unangenehm. Auch finden sich hier schon Spuren jener sittlichen Unreinheit, welche seine späteren Dichtungen ganz erfüllt („Vergiftet sind meine Lieder").

Im Jahre 1831 nahm Heine seinen bleibenden Aufenthalt in Paris. Seine Schriftstellerei nahm seitdem einen revolutionären Charakter an, der zugleich ein durch und durch undeutscher war. Um das von ihm entfaltete Banner sammelte sich eine neue litterarische Schule, welche unter dem Namen **„Junges Deutschland"** bekannt geworden ist. Im Jahre 1835 wandte der deutsche Bundestag diesen Ausdruck auf fünf Autoren (Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Theodor Mundt) an, deren Schriften er verbot, weil „die Bemühungen dieser litterarischen Schule unverhohlen dahin gingen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören."

Im Jahre 1847 ließ Heine ein Gedicht erscheinen: „Atta Troll, ein Sommernachtstraum," welches er „das letzte freie Waldlied der Romantik" nennt, das aber seinen völligen Bruch mit derselben bekundet.

Nach einem achtjährigen schmerzensreichen Krankenlager starb Heine am 17. Februar 1856 in der Stadt, welche ihm, wie er sagte, „das neue Jerusalem" gewesen war.

---

2. Die Dichter der Befreiungskriege.

§ 254. Die vaterländische Dichtung, welche unter Friedrich des Großen ruhmvoller Regierung von dem preußischen Dichterkreise (vgl. § 144—147) gepflegt worden war, erwachte viel mächtiger in unserm Volke, als im Jahre 1806 das tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen wurde und bald darauf auch die preußische Monarchie aus den Fugen ging. In den sieben Jahren der Knechtschaft, welche darauf folgten, ließ sie mehrfach ihre Stimme erschallen, aber ihren Höhepunkt erreichte sie erst in den Befreiungskriegen. In den Vorjahren 1806—1812 waren die Romantiker ihre Hauptvertreter gewesen. Friedrich von Schlegel (§ 241) hatte gelobt:

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.

Clemens Brentano (§ 244) hatte ein „Sturmlied" angestimmt:

Auf, ihr Brüder! schließt die Glieder, stoßet nieder,
Wer nicht treu und fromm und bieder,
Dann kehrt uns die Freiheit wieder.

Begeistert hatte Fouqué in den vaterländischen Gesang eingestimmt:

Wir wollen ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
In frohem Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand 2c.

Und 1813 war er einer der ersten gewesen, der für die freiwilligen Jäger ein volksmäßiges singbares Kriegslied dichtete (§ 244). Auch Eichendorff (§ 252), der 1813 als freiwilliger Jäger beim Lützowschen Korps eintrat und bis 1816 in allen Feldzügen mitkämpfte, nahm unter den Vaterlandsdichtern eine hervorragende Stelle ein. Ihnen allen aber war an dichterischer Kraft und kühnem Freiheitsdrange Heinrich von Kleist überlegen. Sein patriotisches Drama „Die Hermannsschlacht", das freilich nicht zur Aufführung kommen konnte, sollte unser Volk zur Abschüttelung des napoleonischen Joches aufrütteln (§ 246). Und in seinem Gedichte „Germania an ihre Kinder" hatte er geradezu unser Volk zu den Waffen gerufen:

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

§ 255. Von den Romantikern beteiligte sich aber an dem Sange der Befreiungskriege vorzüglich **Max von Schenkendorf.** Am 11. Dezember 1783 zu Tilsit in Ostpreußen geboren, studierte er in Königsberg Jura und lebte daselbst bis zum

Jahre 1812 als Kammerreferendar. Das Jahr 1806, welches Preußens Königspaar in die alte Hauptstadt führte, regte ihn zu patriotischer Thätigkeit an, welcher er in Prosa und Poesie einen beredten Ausdruck gab. Das Herannahen der Franzosen auf ihrem Feldzuge nach Rußland veranlaßte ihn, von Königsberg sich nach Süddeutschland zu wenden. Im Dezember 1812 vermählte er sich in Karlsruhe; als aber der König von Preußen sein Volk zu den Waffen rief, eilte er trotz seiner unbrauchbaren rechten Hand, das Schwert in der Linken führend, nach Schlesien, um an dem Kriege gegen Napoleon teilzunehmen. Von nun an klingt jedes Ereignis des Befreiungskampfes in seinen Liedern wieder. Aus denselben tönt nicht so sehr der laute ungestüme Kampfes- und Siegesjubel hervor, als eine tiefe und innige Vaterlands- und Heimatsfreude; doch entbehren seine schönsten Kriegslieder (Landsturmlied: „Die Feuer sind entglommen" — Soldatenmorgenlied: „Erhebt euch von der Erde" u. a.) keineswegs eines lebhaften dichterischen Schwunges, und durch alle geht ein Zug frommer Erhebung. Der Völkerschlacht von Leipzig wohnte der Dichter von Anfang bis zu Ende bei. Nach dem großen Siege sang er sein „Tedeum":

Herr Gott, Dich loben wir,
Herr Gott, wir danken Dir. —
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm.

Im Frühjahr 1814 dichtete er seinen tief ernsten „Frühlingsgruß an das Vaterland," in dem er mahnend seinem Volke zurief:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht,
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust;
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Mit der Wiedereroberung von Paris sieht er das alte Kaisertum für Deutschland gewonnen:

„O sei dann endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing ihn, daß er's wird.

ruft er seinem Volke zu. Ein einiges Deutschland unter einem starken Kaiser war das Ziel seiner heißen Wünsche, das er immer aufs neue in seinen Liedern betonte. Darum hat ihn auch Rückert als den „Kaiserherold" gefeiert. Nach dem Frieden sang er noch manches herrliche Lied („Die deutschen Städte" — „Das Lied vom Rhein" — „Muttersprache" ꝛc.); seine geistlichen Lieder erinnern vielfach an Novalis (vgl. § 243). Im Jahre 1815 war er Regierungsrat in Koblenz geworden. Zwei Jahre darauf an seinem 34. Geburtstage starb er daselbst.

§ 256. Als eine jugendliche Heldengestalt wird in der Geschichte wie in der Dichtung der Befreiungskriege **Theodor Körner** fortleben. Er war der Sohn des kursächsischen Appellationsrates Körner, des Freundes Schillers (§ 202) und wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. In der Begeisterung für Schiller aufgewachsen, war er früh bestrebt, in die Fußstapfen des großen Dichters zu treten und sich an ihm dichterisch heranzubilden. Nachdem er die Bergakademie zu Freiberg und die Universität Leipzig besucht hatte, ging er 1811 nach Wien,

wo er sich ganz der Dichtkunst hingab. Mehrere seiner kleinen Dramen fanden am Burgtheater eine sehr günstige Aufnahme, aber erst mit seinem Trauerspiele **„Zriny"** erreichte er auch in Deutschland einen durchschlagenden Erfolg. Der heldenmütige Kampf des ungarischen Grafen gegen die Übermacht des Sultans Soliman II erweckte im Jahre 1812 die Lust, ein gleiches wider den Erbfeind Deutschlands zu versuchen. Gleich darauf wurde Körner zum Hoftheaterdichter ernannt. Aber weder diese Stellung noch seine Braut vermochten ihn in der Kaiserstadt festzuhalten, als im Frühjahre 1813 aus Preußen der Ruf zu den Waffen ihn erreichte. In Breslau trat er in die Lützowsche Freischar, die er als „Lützows wilde, verwegene Jagd" für alle Zeiten berühmt gemacht hat. Ein religiöser Schwung und eine jugendliche Begeisterung geht durch alle seine Lieder (Aufruf: „Frisch auf mein Volk! die Flammenzeichen rauchen" — Bundeslied vor der Schlacht: „Ahnungsgrauend, todesmutig" — Gebet während der Schlacht ꝛc.). Am 26. August 1813 dichtete er das Schwertlied: „Du Schwert an meiner Linken." Wenige Stunden darauf streckte ihn eine Kugel in dem siegreichen Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen zu Boden. Seine Waffenbrüder begruben ihn unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin in der Nähe von Ludwigslust. Sein Vater gab im Jahre 1814 Körners Lieder unter dem Titel **„Leier und Schwert"** heraus.



Abb. 48. Theodor Körner, von seinem Waffengefährten Olivier auf der Totenbahre unter der Eiche bei Wöbbelin gezeichnet am 26. August 1813.

§ 257. Die sämtlichen Vaterlandsdichter überragt ein Mann, der vom Jünglings- bis ins Greisenalter sich die Sangeskraft und Sangeslust in seltener Frische erhalten hat. Es war

Ernst Moritz Arndt.

Auf der damals schwedischen Insel Rügen am 2. Weihnachtsfeiertage 1769 geboren, verlebte der Bauernsohn Arndt seine Jugend auf dem Lande und im Angesicht des Meeres. Auf dem Gymnasium zu Stralsund vervollständigte er das im Elternhaus erlangte Wissen und bezog dann 1791 die Universität zu Greifswald und später die von Jena, um Theologie zu studieren. Daneben beschäftigte er sich mit Geschichte und Sprachen. Auf die Studienzeit folgten „zwei behagliche Jahre" im Elternhause, wo er seine Geschwister unterrichtete, auch zuweilen mit „Schall und Beifall" predigte, und darauf mehrere Jahre

des Wanderns durch halb Europa. 1800 ließ er sich als Privatdozent der Geschichte in Greifswald nieder. 1805 zum Professor ernannt, ließ er bald darauf den ersten Teil seines Buches **„Geist der Zeit“** erscheinen, welches mächtig dazu beitrug, das schlummernde Nationalgefühl zu wecken. Wegen seiner kühnen Reden und Schriften wider Napoleon in seiner Sicherheit bedroht, ging er um Weihnachten 1806 nach Stockholm, wo er mehrere Jahre im Dienste der schwedischen Regierung zubrachte. Als aber dort eine franzosenfreundliche Partei zur Herrschaft kam, kehrte er in sein Vaterland zurück und lebte abwechselnd in Berlin, Greifswald, auf dem Lande, bis der von Napoleon geächtete Minister Freiherr vom Stein ihn nach Petersburg berief, damit er durch seine Flugschriften und Lieder die dortigen Deutschen für den Krieg wider Napoleon begeistere und ihn als Sekretär in seinen Arbeiten unterstütze. Dort entstand u. a. sein mächtig zündender „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.“ Im Januar 1813 kehrten die beiden Vorkämpfer für die deutsche Befreiung ins Vaterland zurück, wo Arndt sein Wirken in Wort, Schrift und Lied fortsetzte. Seine „Kriegs- und Wehrlieder“ aus den Jahren 1813 und 1814 („Was ist des Deutschen Vaterland?“ — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ,“ — „Was blasen die Trompeten?“ — „Sind wir vereint zur guten Stunde,“ — „Wer ist ein Mann? Wer beten kann,“ — „Frisch auf, ihr deutschen Scharen“) trafen den deutschen Volkston wie keine anderen und leben zum großen Teil noch heute als echte Volkslieder fort.



Abb. 49. Ernst Moritz Arndt nach einem Bildnis aus dem Jahre 1817.

Nach dem Ende des Krieges ließ sich Arndt am Rhein nieder. In Bonn baute er sich ein Haus und gründete ein Heimwesen. Im Herbst 1818 wurde er Professor der Geschichte an der dort neu gegründeten Hochschule. Aber nur zu bald wurde er in demagogische Untersuchungen „wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben“ verwickelt und blieb vom Amte suspendiert, bis König

Grablied.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh
Von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab ich vollendet,
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Irdische endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Weint nicht: mein Erlöser lebt,
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ewige Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Ernst Moritz Arndts Grablied in der Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahre
(Faksimile der ersten, zweiten und letzten Strophe.)

Friedrich Wilhelm IV ihn nach zwanzigjährigem gezwungenen Ruhestand wieder in sein Lehramt einsetzte. Gänzlich feierte er auch in diesen Jahren nicht. In seinem Büchlein „Vom Wort und vom Kirchenliede“ wies er auf den reichen Schatz unseres dreihundertjährigen geistlichen Gesanges hin, den er selbst durch eine Reihe der schönsten Lieder vermehrte, von denen mehrere („Ich weiß, an wen ich glaube,“ — „Kommt her, ihr seid geladen,“ — „Der heil'ge Christ ist kommen“) in unseren evangelischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden haben. Eines der ergreifendsten darunter ist das Grablied („Geht nun hin und grabt mein Grab“), welches er vierzig Jahre vor seinem Tode in vollster Manneskraft dichtete und in seinem neunzigsten Jahre nochmals mit kräftiger Hand als Faksimile für die letzte Sammlung seiner Gedichte niederschrieb. Als achtzigjähriger Greis wurde er in die gesetzgebende Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. berufen, wo er „das gute alte deutsche Gewissen vorstellen und als solches eine Stelle haben“ wollte. Mit getäuschten Hoffnungen kehrte er an den Rhein zurück, aber bis an sein Lebensende blieb ihm der jugendfrische Glaube an die Zukunft seines Volkes. Auch seine Feder ruhte nicht bis zuletzt. Im Jahre 1858 ergänzte er seine früher erschienene Autobiographie „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ durch die „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein.“ Sein letztes Gedicht war der fünfzigjährigen Gedächtnisfeier des Todes Schills gewidmet. Nachdem er seinen neunzigsten Geburtstag noch in vollster Rüstigkeit gefeiert, starb er am 29. Februar 1860. Zu Bonn und auf Rügen hat ihm sein Volk Denkmäler errichtet.

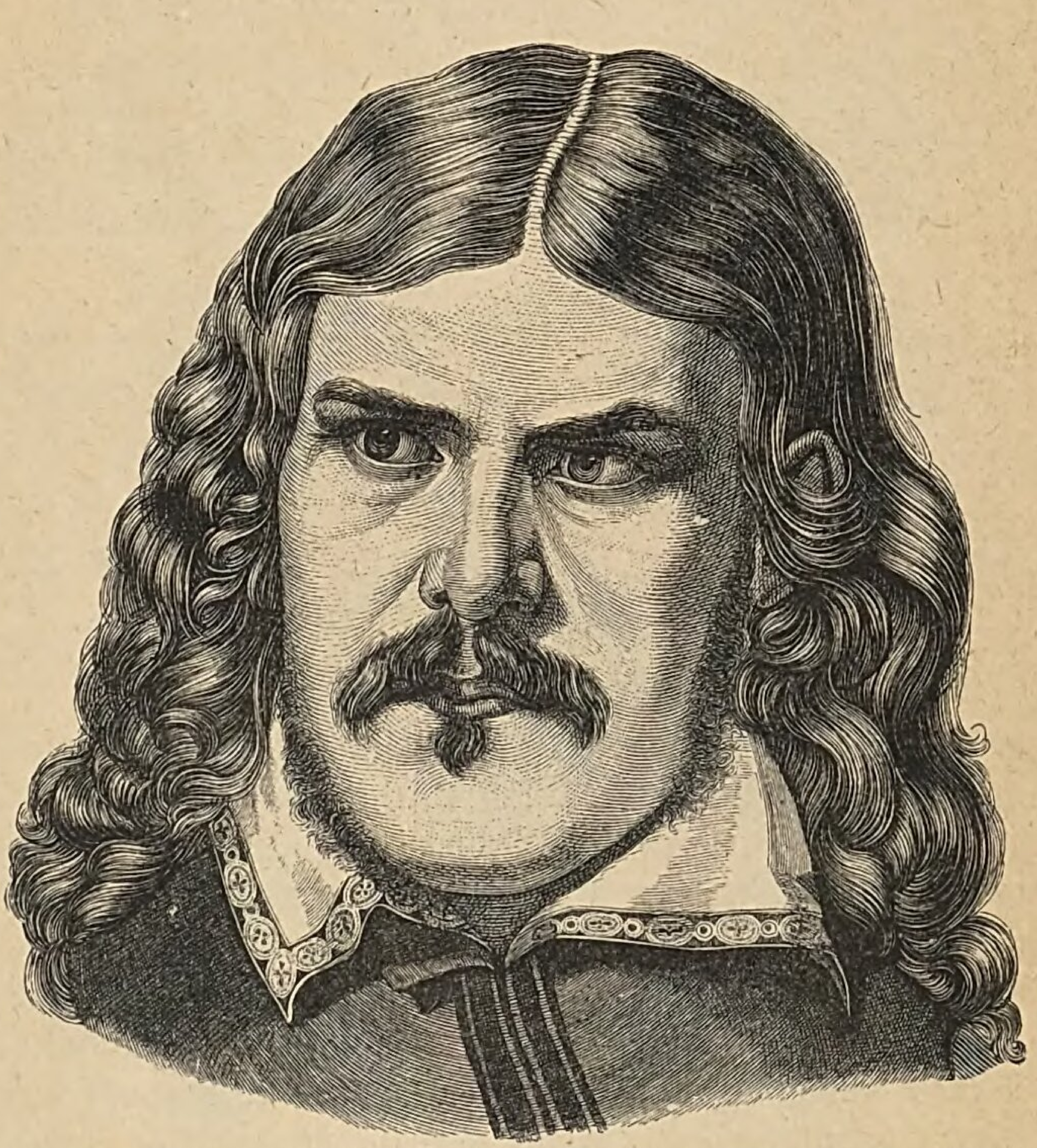
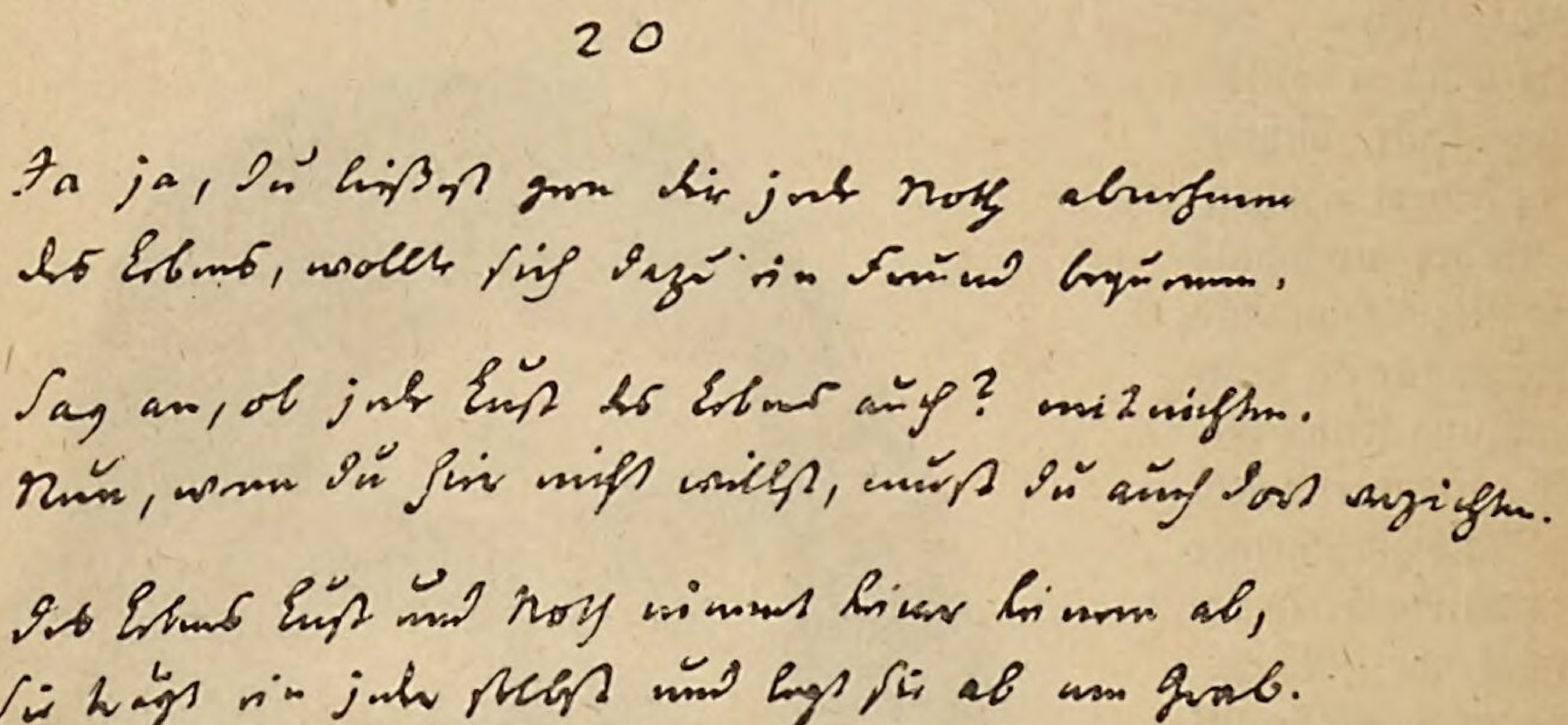


Abb. 50. Friedrich Rückert in jüngeren Jahren. Gestochen 1818 zu Rom von Karl Barth.

§ 258. Einen Ehrenplatz unter den Vaterlandsdichtern verdient auch ein Süddeutscher, **Friedrich Rückert.** Am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt a. M. in Unterfranken geboren und in der ländlichen Stille von Oberlauringen als der „Dorfamtmannssohn“ aufgewachsen, bezog er schon mit dem sechzehnten Jahre

die Universität Würzburg, um Jura zu studieren. Bald aber wendete er sich in Jena dem Studium der Sprachen und ihrer Litteratur zu und habilitierte sich daselbst als Privatdozent. Da sein Wunsch, sich dem Kampfe wider die Franzosen anzuschließen, durch seine geschwächte Gesundheit vereitelt wurde, beteiligte er sich an demselben um so feuriger in seiner Poesie. Seine „deutschen Gedichte“ erschienen 1814. Von begeisternder Wirkung waren die darin enthaltenen **„Geharnischten Sonette.“** In markerschütternder, geistvoller Sprache hielt er da besonders den höheren Ständen unseres Volkes die Schmach vor, welche über sie


20

Ja ja, du ließest gern dir jede Noth abnehmen
Des Lebens, wollte sich dazu ein Freund bequemen.

Sag an, ob jede Lust des Lebens auch? mitnichten.
Nun, wenn du sie nicht willst, mußt du auch dort verzichten.

Des Lebens Lust und Noth nimmt keiner keinem ab,
Du trägst sie jeder selbst und legst sie ab am Grab.

Abb. 51. Rückerts Handschrift.

gekommen, und mahnte sie, sich aufzuraffen zum Kampfe auf Leben und Tod. In den „kriegerischen Spott- und Ehrenliedern“ versteht er aber besser den Volkston zu treffen („O wie ruft die Trommel so laut!“ — „Kann denn kein Lied Krachen mit Macht“ ꝛc.). Durch andere seiner patriotischen Gedichte geht die Klage um Deutschlands Zerrissenheit und das Verlangen nach einem unter starker Kaiserhand geeinigten Deutschland („Der alte Barbarossa.“ — „Die Straßburger Tanne,“ — „Des Rheinstroms Gruß“). Auf diese vaterländischen Dichtungen, von welchen Rückert ausging, folgte eine die ganze Welt umspannende Poesie, welche aus seinen orientalischen Sprachstudien, denen er sich nach dem Kriege ganz ergab, erblühte („Makamen“ des Arabers Hariri, aus Basra, † 1121, welche eine Schilderung der Abenteuer des Abu Seid enthalten; „Nal und Damajanti,“ eine die Gattentreue verherrlichende indische Erzählung; „Rostem und Suhrab,“ eine an unser „Hildebrandslied“ erinnernde Episode aus dem Epos des persischen Dichters Firdusi; „Die Weisheit des Brahmanen,“ seine eigenen, einem Brahmanen in den Mund gelegten Ideen über alle möglichen Gebiete des Lebens, der Kunst, Wissenschaft, Poesie ꝛc.). Aber aus diesen fernabliegenden Gebieten kehrte Rückert doch immer wieder zu der deutschen Heimat zurück. Bald erzählte er seinem Schwesterchen die Geschichten „vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen,“ „vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ ꝛc.; bald läßt er seine Liebeslieder in dem berühmten „Liebesfrühling“ ertönen oder er stimmt ein echt deutsches „Abendlied“ („Ich stand auf Bergeshalde“) an. Auch manches fromme Lied („Adventlied“ — „Bethlehem und Golgatha“) hat er gedichtet.

Ein stilles beschauliches Leben in ländlicher Einsamkeit war stets sein Ideal und ließ ihn von vorübergehender Thätigkeit als Professor (in Erlangen und Berlin) immer wieder und bald ganz und gar zurückkehren nach seinem Gute Neuseß bei Koburg. Dort wandte er sich noch einmal in seinem Alter der patriotischen Dichtung seiner Jugend zu („Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein"). Am 31. Januar 1866 wurde er aus dem Leben abgerufen.

---

3. Der schwäbische Dichterkreis.

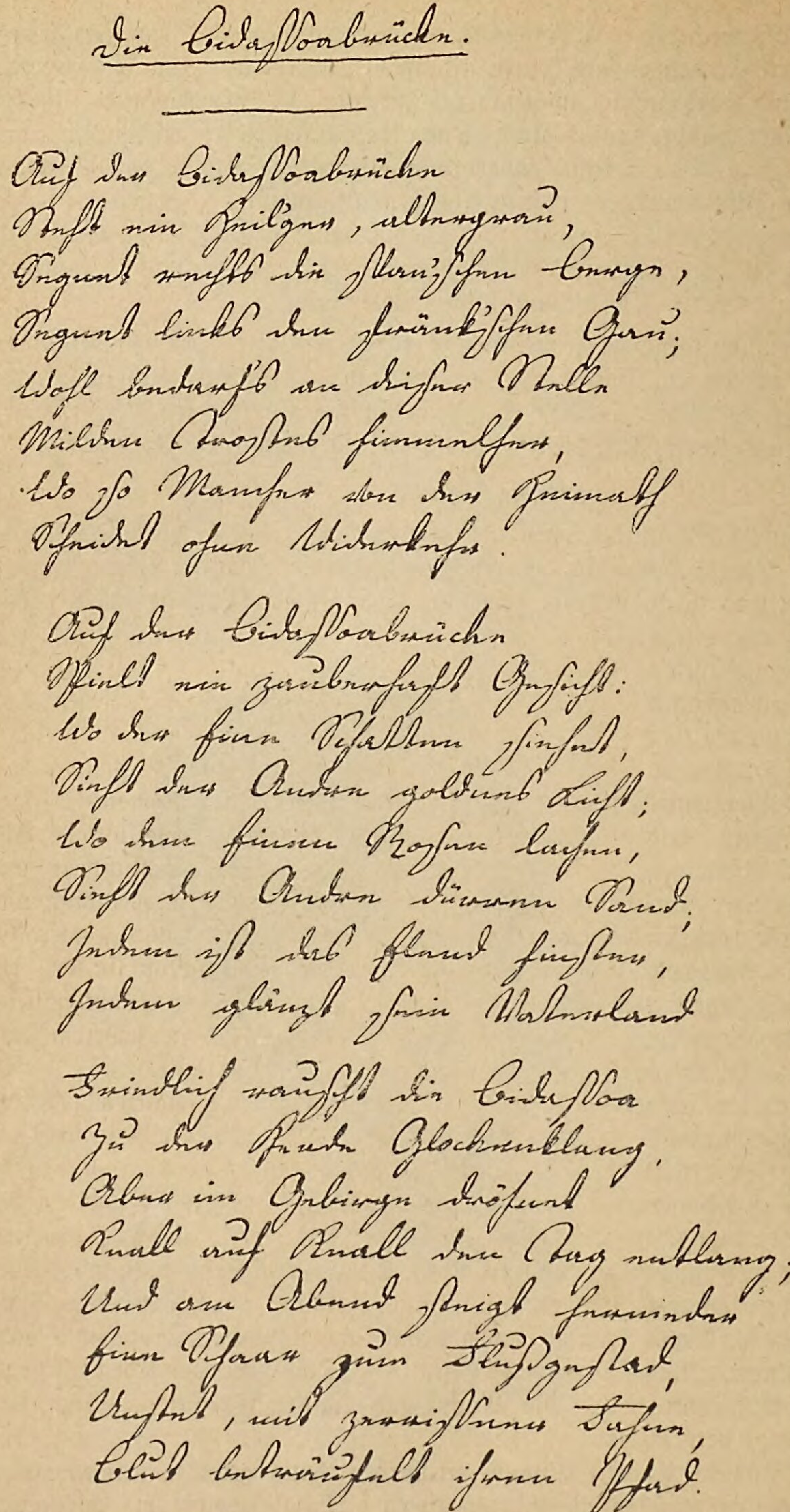
§ 259. Dem an Geschichtserinnerungen reichen und von jeher sangeslustigen Schwabenlande gehörte ein Dichter an, der wie kaum ein anderer sich in neuerer Zeit das Herz seines Volkes erobert hat, und um welchen sich ein großer Kreis seiner engeren Landsleute mitstrebend und mitdichtend sammelte. Es war

Ludwig Uhland.

Am 26. April 1787 zu Tübingen als drittes Kind eines Universitätsbeamten geboren, wurde Uhland schon im 15. Jahre Student. „Gegen seines Herzens Drang" hatte er das Rechtsstudium gewählt. Seine ganze Vorliebe gehörte den philologischen Studien, insbesondere den germanistischen an. Das alte Hildebrandslied (§ 8), das Lied von Walther von Aquitanien (§ 20) u. a. förderten seinen früh erwachten poetischen Trieb und vermehrten sein Verlangen nach wissenschaftlicher Erforschung unserer ältesten Litteraturschätze. Anregend für ihn war der Verkehr mit mehreren Studiengenossen, insbesondere mit Justinus Kerner. Nachdem er seine juristische Prüfung ehrenvoll bestanden, ging er 1810 nach Paris, wo er die altfranzösischen und deutschen Gedichthandschriften fleißiger studierte als das dortige Gerichtswesen, wie sein Vater es vor allem wünschte. Nach achtmonatlichem Aufenthalte in der Weltstadt kehrte er in die Heimat zurück, wo er nunmehr unter die Rechtsanwälte aufgenommen wurde. Daneben ruhte seine Muse keineswegs. Aber während er bisher im



Abb. 52. Ludwig Uhland im Jahre 1832. Nach einer Radierung von Franz Kugler.


Die Bidassoabrücke.

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein Heilger, altersgrau,
Segnet rechts die spanschen Berge,
Segnet links den fränkschen Gau;
Wohl bedarf's an dieser Stelle
Milden Trostes himmelher,
Wo so Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht:
Wo dem einen Schatten sinket,
Sieht des Andern goldne Luft;
Wo dem einen Rosen lachen,
Sieht des Andern dürren Sand;
Jedem ist das Land finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Feindlich rauscht die Bidassoa
Zu der Feier Glockenklang;
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend steigt herunter
Eine Schaar zum Flußgestad,
Unstet, mit zerrissnen Fahnen,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Abb. 53. Aus Uhlands Ballade: „Die Bidassoabrücke" in der eigenhändigen Niederschrift des Dichters (im Besitz der Verlagshandlung).

geistigen Bunde mit der romantischen Schule gestanden hatte, wandte er sich von nun an mit Begeisterung der vaterländischen Dichtung zu („Vorwärts!" — „Die Siegesbotschaft"). Sehr schmerzlich war es ihm, an dem Kampfe wider Frankreich nicht teilnehmen zu können. Auch seine dienstliche Stellung im Justizministerium, die 1813 begonnen hatte, sagte ihm gar nicht zu, und er vertauschte sie bald mit einer politischen Thätigkeit. Er hielt es für seine Pflicht, für das „alte gute Recht" Württembergs in Reden und in Liedern einzustehen, und als Ständemitglied arbeitete er besonders mit daran, demselben zum Siege zu verhelfen. 1819 erhielt Württemberg eine auf sein alt=

einheimisches Recht begründete, zwischen König und Volk vereinbarte Verfassung. Zur Feier dieser Errungenschaft wurde Uhlands Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" in Stuttgart aufgeführt. Im Mai 1820 verheiratete sich der Dichter mit Emma Vischer aus Calw. Das nächste Jahrzehnt verlebte er ohne staatliche Anstellung. Neben seiner Abgeordnetenthätigkeit setzte er das Studium unserer alten Dichtung, welches er stets als seine Lebensaufgabe angesehen hatte, mit wechselndem Eifer fort. So entsprach es durchaus seinen Wünschen, als die Regierung ihm 1830 die Professur der deutschen Sprache und Litteratur in seiner Vaterstadt übertrug. Aber schon drei Jahre später legte er das ihm rasch liebgewordene Amt nieder, weil die Regierung, der er opponiert hatte, ihm den Urlaub für die Teilnahme am Landtage verweigerte. Seit 1839, wo er der politischen Thätigkeit entsagte, lebte er seinen einsamen Studien in Tübingen, machte auch im Dienste derselben häufige Reisen nach Wien, Kopenhagen, Berlin ꝛc. und arbeitete vor allem an der Vollendung seiner Sammlung deutscher Volkslieder. Das Jahr 1848 führte ihn noch einmal als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt in das öffentliche Leben. Mit der Sprengung des Rumpfparlaments in Stuttgart am 18. Juni 1849 schloß seine politische Laufbahn. Von da ab lebte der Dichter in stiller Zurückgezogenheit nur seinem Hause und der Wissenschaft. Rüstig bis über die siebziger Jahre hinaus, arbeitete er unermüdlich, bis eine Erkältung bei dem Begräbnis seines Freundes Justinus Kerner ihm eine Erkrankung zuzog, welche am 13. November 1862 seinen Tod herbeiführte.

§ 260. Uhlands Dichtung ging von der Romantik aus, blieb aber vor ihren Verirrungen bewahrt. „Aus dem schwülen Dickicht der Romantik," sagt Wilhelm Wackernagel, „ist er hinübergeschritten zu der hellen frischlustigen Aue der Volksmäßigkeit." Alle seine Lieder zeichnen sich durch Schlichtheit und Wahrheit, wie durch Zartheit und Reinheit aus und sind meist so melodisch und sangbar, daß viele von ihnen („Der Wirtin Töchterlein" — „Der gute Kamerad") ganz und gar in den Volksmund übergegangen sind. Ihr Grundton ist stets ein ernst sittlicher und schlicht frommer („Die Kapelle" — „Schäfers Sonntagslied" — „An den Unsichtbaren"). Daneben fehlt es auch nicht an feinerem und derberem Humor in seinen Liedern („Theelied" — „Metzelsuppenlied").

Unvergleichliches hat Uhland in seinen **Balladen** und **Romanzen** geleistet. Die Gestalten Karls des Großen und Rolands („König Karls Meerfahrt" — „Klein Roland" — „Roland Schildträger"), Siegfrieds, Haralds u. a. hat er in wunderbarer Anschaulichkeit zu erneutem Leben erweckt. In vier Rhapsodien hat er den württembergischen Helden „Graf Eberhard den Rauschebart" gefeiert. Auch für andere Stoffe der württembergischen Sage und Geschichte hat er jedes deutsche Herz zu erwärmen gewußt („Schwäbische Kunde" — „Der Schenk von Limburg" ꝛc.), wie er sogar weitab liegende und fremdländische Stoffe uns nahe gebracht hat („Taillefer" — „Bertran de Born" — „Das Glück von Edenhall" ꝛc.). Besonders ergreifend aber hat er die Macht und Würde des Gesanges in „des Sängers Fluch" verherrlicht.

Auch als Dramatiker ist Uhland mit Erfolg thätig gewesen. Außer vielen unvollendeten Entwürfen haben wir zwei fertige Stücke von ihm: das schon

vorher erwähnte Trauerspiel **„Ernst, Herzog von Schwaben,“** welches an die alte Sage (§ 34, 2) anknüpft, und das Schauspiel **„Ludwig der Bayer,“** welches von dem Kampf der Gegenkönige, des Herzogs Ludwig von Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich, von ihrer Aussöhnung und gemeinsamen Regierung handelt. Deutsche Treue ist das beiden Dramen gemeinsame Thema. In dem ersten wird die Treue gegen den Freund, in dem zweiten das unerschütterliche Festhalten am verpfändeten Wort verherrlicht. Obgleich einzelne Partien dieser Dramen ein vorwiegend episches Gepräge tragen, sind sie doch ganz gut aufführbar und auch mit Erfolg aufgeführt worden.

§ 261. Unter den Dichtern, welche außer Uhland dem schwäbischen Dichterkreise angehören, ist in erster Linie sein Freund **Justinus Kerner,** geb. 18. September 1786 in Ludwigsburg, gestorben 21. Februar 1862 als Oberamtsarzt in Weinsberg, zu nennen. Seine Jugend hat er höchst anziehend in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ geschildert. Seine schon früh erwachte poetische Begabung wurde durch den Umgang mit Uhland auf der Universität Tübingen auf das wirksamste gefördert. In seinen Gedichten herrscht ein ernster, schwermütiger Charakter vor („Preis der Tanne“ — „Der Wanderer an der Sägemühle“ — „Vier wahnsinnige Brüder“ rc.); doch fehlt es auch nicht an heiteren Klängen, und manche seiner Lieder sind zu Volksliedern geworden, so das vielgesungene, gemütvolle Wanderlied: „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!“ und das Handwerksburschenlied: „Mir träumt', ich flög' gar bange.“ Unter seinen Romanzen und Balladen sind die schönsten: „Der reichste Fürst“ und „Der Geiger von Gmünd.“ Des Dichters weitberühmtes Haus am Fuße der Burg Weibertreu war eine echte gastliche Dichterherberge, in welcher Könige und Grafen neben Dichtern und Gelehrten, Geisterseherinnen und Somnambulen verkehrten. Durch die berühmte „Seherin von Prevorst,“ eine arme Frau, deren Reden im visionären Zustande Kerner niederschrieb und deren Geschichte er 1829 herausgab, kam sein Haus vollends in den Mund der Leute. Der Turm im Garten hieß bald nur der „Geisterturm“ und es wurde erzählt, daß der Weinsberger Magus dort allnächtlich die Schar der Geister beschwöre. Trotz seines Hanges zur Geisterseherei war Kerner einem gesunden Humor keineswegs abgeneigt, was seine „Reiseschatten“ u. a. beweisen.

§ 262. Nächst Kerner nimmt eine Ehrenstelle in diesem Dichterkreise **Gustav Schwab** (1792—1850) ein, der ebenfalls in Tübingen mit Uhland und Kerner sich befreundet hatte. Als Professor am Stuttgarter Gymnasium und später als Oberstudienrat hat er sich mannigfache Verdienste um unsere Litteratur durch die Neubearbeitung der Volksbücher (§ 103) und durch die Herausgabe von älteren Dichtern (z. B. Paul Fleming § 116), wie durch die Unterstützung junger Talente erworben. Als Dichter hat er seinem Freunde Uhland, dessen „ältesten Schüler“ er sich nannte, Ehre gemacht, wenn auch seine poetische Begabung nicht an die des Meisters heranreichte. Zu seinen besten Balladen und Romanzen gehören „Der Reiter und der Bodensee,“ „das Mahl zu Heidelberg,“ „Elsbeth von Kalw“ und „Das Gewitter.“ Von seinen Liedern ist das vielgesungene Abschiedslied des Tübinger Burschen: „Bemooster Bursche zieh' ich aus“ noch heute in der Studentenwelt sehr beliebt.

§ 263. Außerhalb des Freundeskreises Uhlands stehen zwei andere Dichter, welche sich diesem Kreise würdig anreihen.

1. **Wilhelm Hauff** (1802—1827) aus Stuttgart, am meisten bekannt durch seinen trefflichen historischen Roman „Lichtenstein," der uns die Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg in anheimelnder Sprache vorführt. Unter seinen Liedern sind zwei („Morgenrot" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht") zu Volksliedern geworden.

2. **Eduard Möricke** (1804—1875) aus Ludwigsburg, Pfarrer in Cleversulzbach, später Professor der deutschen Litteratur am Katharinenstift zu Stuttgart. Er ging aus der Romantik hervor, die namentlich in seinem Roman „Maler Nolten" zum Ausdruck kommt. Auch in seinen Balladen ist der romantische Zug oft unverkennbar; höchst stimmungsvoll ist seine Romanze „Schön = Rohtraut." Unter seinen humoristisch-idyllischen Dichtungen sprechen am meisten an: „Der alte Turmhahn" (von Ludwig Richter reizend illustriert) und „Die Idylle vom Bodensee." Durch seine Lieder geht ein frischer, die Seelen ergreifender Ton, und viele, wie z. B. „Das verlassene Mägdelein" klingen durchaus wie Volkslieder.



Abb. 54. J. P. Hebel. Bildnis nach dem Leben von Fr. Müller.

§ 264. An den schwäbischen Dichtern, insbesondere an Uhland bildete sich auch **Wilhelm Müller** (1794—1827), Lehrer der klassischen Sprachen am Gymnasium seiner Vaterstadt Dessau. Unter seinen „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" sind viele im besten

Sinne Volkslieder geworden und werden durch ganz Deutschland gesungen („Das Wandern ist des Müllers Lust" — „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht" — „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein"). Am meisten wurde er durch seine „Griechenlieder" („Alexander Ypsilanti" — „Der kleine Hydriot") berühmt, in welchen er den Unabhängigkeitskampf der Neu-Hellenen verherrlichte.

---

§ 265. Als Dialektdichter wie als Volksschriftsteller nimmt unter den süddeutschen Dichtern **Johann Peter Hebel** eine hervorragende und eigenartige Stellung ein. Als der Sohn eines armen Webers 1760 zu Basel geboren, starb er 1826 als Großherzoglich Badischer Prälat auf einer Geschäftsreise zu Schwetzingen. Für seine „Alemannischen Gedichte" hatte er die naiv schalkhafte Mundart des Landstriches gewählt, in welchem er seine Kindheit verlebte. Nach seiner eigenen Untersuchung herrscht diese Mundart „in dem Winkel des Rheines zwischen dem Fricktal und ehemaligen Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teile von Schwaben." In diesen Gedichten spiegelt sich das Leben, die fromme Denkart und Sitte seiner Landsleute auf das allertreueste ab („Die Wiese" — „Die Mutter am Christabend" — „Das Habermus" — „Sonntagsfrühe" — „Der Abendstern" 2c.). Derselbe gesunde fromme Sinn, welcher seine Gedichte auszeichnet, herrscht auch in seinem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes." Das sind Erzählungen von echter Volkstümlichkeit, die noch heute von jung und alt, von hoch und niedrig mit Freude gelesen werden.

---

4. Österreichische Dichter.

§ 266. Unter den Dichtern Österreichs, deren Gesichtskreis sich durch den Einfluß der romantischen Schule erweiterte und deren poetisches Streben sich dadurch vertiefte, nimmt **Franz Grillparzer** die erste Stelle ein. Am 15. Januar 1791 in Wien geboren, studierte er auf der dortigen Universität die Rechte, trat 1813 in den Staatsdienst und wurde 1833 Archivdirektor der Wiener Hofkammer. 1856 mit dem Hofratstitel pensioniert, starb er den 21. Januar 1872. Sein erstes Drama „Die Ahnfrau" (§ 248), welches er 1817 innerhalb sechzehn Tagen gedichtet hatte, war eine Schicksalstragödie im Stile der Romantik. Aber bereits im nächsten Jahre wandte er sich antiken Stoffen zu, die er mit deutschem Geiste zu durchdringen verstand. Auf das Drama „Sappho," dessen Heldin, die berühmte griechische Dichterin, sich nach der Tradition vom Leukadischen Felsen ins Meer stürzte, weil ihre Liebe verschmäht und mit Untreue belohnt wurde, folgte die Trilogie: „Das goldene Vlies" (1. Der Gastfreund, 2. Die Argonauten, 3. Medea), deren Thema, „die Friedlosigkeit der schuldbeladenen Brust", die alte Sage psychologisch vertieft erscheinen läßt. In dem Stücke „Ottokars Glück und Ende" wandte sich Grillparzer von der antiken Welt zur Geschichte seines Vaterlandes. Er stellt darin das allmähliche Wachsen Böhmens unter dem herrschsüchtigen König Ottokar und seinen Sturz durch Rudolf

von Habsburg und damit die Gründung der habsburgischen Dynastie dar. In einem späteren Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg“ zeigt er, wie auch diese Dynastie zum Niedergange kam, weil sie es nicht verstand, die großen Fragen der Reformationszeit richtig zu behandeln.

§ 267. Ein anderer bedeutender Dramatiker war der unter dem Pseudonym **Friedrich Halm** berühmt gewordene Freiherr Franz Joseph von Münch-Bellinghausen, geboren den 2. April 1806 zu Krakau, gestorben den 22. Mai 1871 zu Wien. In seinem ersten Drama „Griseldis“ wollte er ein Ideal echter Weiblichkeit vorführen; in dem zweiten „Der Sohn der Wildnis“ die Gewalt der edlen Sitte und der Liebe über die Barbarei zeigen. Viel bedeutender als diese beiden Dramen, in welchen eine ans Sentimentale streifende Empfindung vorherrscht, war „Der Fechter von Ravenna,“ welcher sich durch einen warmen patriotischen Charakter auszeichnet. Der Held desselben, Thumelicus, ist der entartete Sohn Thusneldas, welcher trotz der herzbewegenden Mahnung seiner Mutter sich des deutschen Namens schämt und von ihr deshalb erstochen wird.

§ 268. Unter den Vertretern der lyrischen und epischen Dichtung reihten sich mehrere Österreicher dem schwäbischen Dichterkreise würdig an. So vor allem Lenau und Grün.

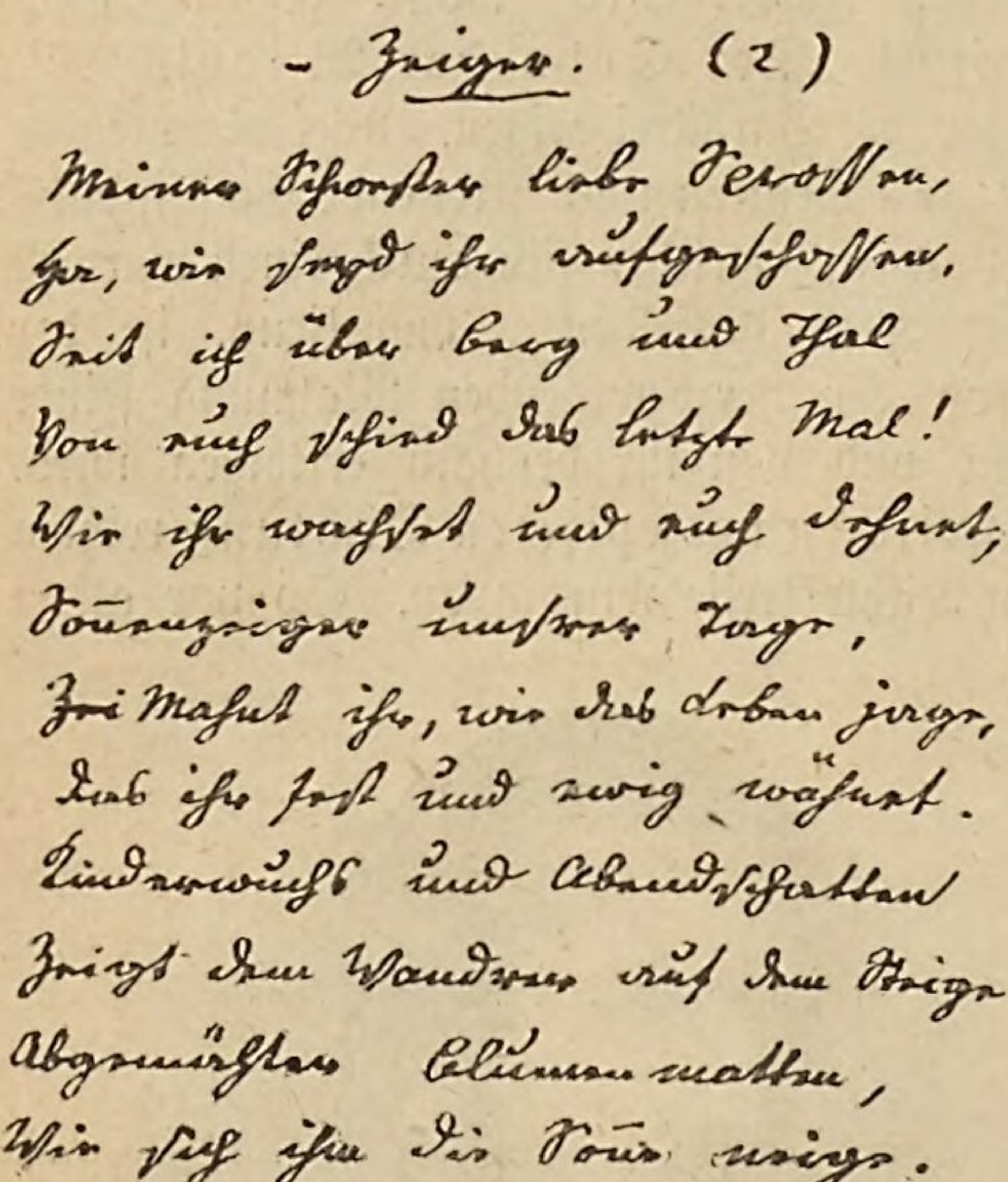
1. Nikolaus Nimbsch, Edler von Strehlenau, unter seinem Dichternamen **Nikolaus Lenau** zumeist bekannt, wurde am 13. August 1802 in dem ungarischen Dorfe Csatad bei Temesvar geboren, studierte in Wien erst Philosophie, dann Jurisprudenz und schließlich Medizin. Von Heidelberg aus, wo er seine Studien zum Abschluß bringen wollte, besuchte er häufig die schwäbischen Dichter Uhland, Kerner und Schwab. Schon damals trübte ihm eine tiefe Schwermut jede Lebensfreude. Von innerer Unruhe getrieben, ging er 1832 nach Amerika. Manches schöne Lied („Das Blockhaus“ — „Niagara“ — „Die drei Indianer“) entstand auf seinen Wanderungen durch „das Land voll träumerischem Trug,“ wie er die neue Welt bald genug enttäuscht nannte. Nach einem Jahre kehrte er nach Europa zurück; aber auch hier kam er nicht zur Ruhe und zum Frieden. Nie duldete es ihn lange an einem Orte; bald lebte er in Wien, bald in Stuttgart. 1844 fiel er dem Irrsinn ganz anheim, am 22. August 1850 wurde er in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien von seinen Leiden durch den Tod erlöst. — Sein Leben spiegelt sich in seiner Dichtung ab. Der Grundton derselben



Abb 55. Lenau im Jahre 1841. Nach Kriehubers Bildnis.

ist eine tiefe Schwermut und innerliche Zerrissenheit, welche ihm alle Schönheit der Natur verdunkelte („An die Melancholie" — „Herbstgefühl" 2c.). Einen tiefen Einblick in seine Lebensentwickelung gewährt das Gedicht „Glaube, Wissen, Handeln," in welchem er bekennt:

Und all des Herzens fromme Lust verlor ich
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.


– Zeiger. (2)

Meine schönsten lieben Sprossen,
Ja, wie seyd ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letzte Mal!
Wie ihr wachset und euch dehnt,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Zu mahnet ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Lindenwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähten Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Abb. 56. Gedicht Lenaus in eigenhändiger Niederschrift. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.

Nur selten dringt ein fröhlicher Ton durch seine Lieder, so in dem Gedichte „Liebesfeier" („An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft"). Meisterhaft sind seine Schilderungen aus dem Volksleben („Die Heideschenke" — „Drei Zigeuner" — „Steyertanz"). Von seinen epischen Dichtungen führt der „Faust" ein erschütterndes Abbild seines eigenen Ringens vor, während „Savonarola" und „Die Albigenser" den Unsegen der Hierarchie darstellen.

2. Anton Alexander, Graf von Auersperg, der als Dichter sich **Anastasius Grün** nannte, wurde am 11. April 1806 in Laibach in Krain geboren, studierte in Wien und Graz Philosophie und Jurisprudenz, machte dann große Reisen durch Italien, Frankreich und England und lebte seitdem abwechselnd auf seinen Gütern und in Wien. Am 12. September 1876 starb er in Graz. Wie er auf dem Krainer Landtag und im Österreichischen Herrenhause den Geistesdruck des Metternichschen Polizeiregimentes furchtlos bekämpfte, so trat er auch in seiner Dichtung für seine politisch freisinnigen Grundsätze auf das lebhafteste und nachdrücklichste ein; so namentlich in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" (1831) und in der Dichtung „Schutt." Zum Preise Maximilians I, dessen Ritterlichkeit und Mannhaftigkeit er unserem „seidenen Zeitalter" als Spiegelbild vorhalten wollte, dichtete er im Nibelungenversmaß den Romanzencyklus: **„Der letzte Ritter."** In geschickter Weise und mit gutem Humor erneuerte er in dem „Pfaff von Kahlenberg" einen der besten Schwankstoffe unseres Volkes. Unter seinen kleineren Liedern gehören manche zu den schönsten unserer Lyrik („Die Mannesthräne" — „Der Ring" — „Das Blatt im Buche" — „Der letzte Dichter").

§ 269. Neben diesen beiden hervorragenden Dichtern erwarb der **Freiherr Joseph von Zedlitz** (1790—1862) einen vorübergehenden Ruhm durch die bekannte „Nächtliche Heerschau," eine sensationelle Verherrlichung des ersten Napoleon,

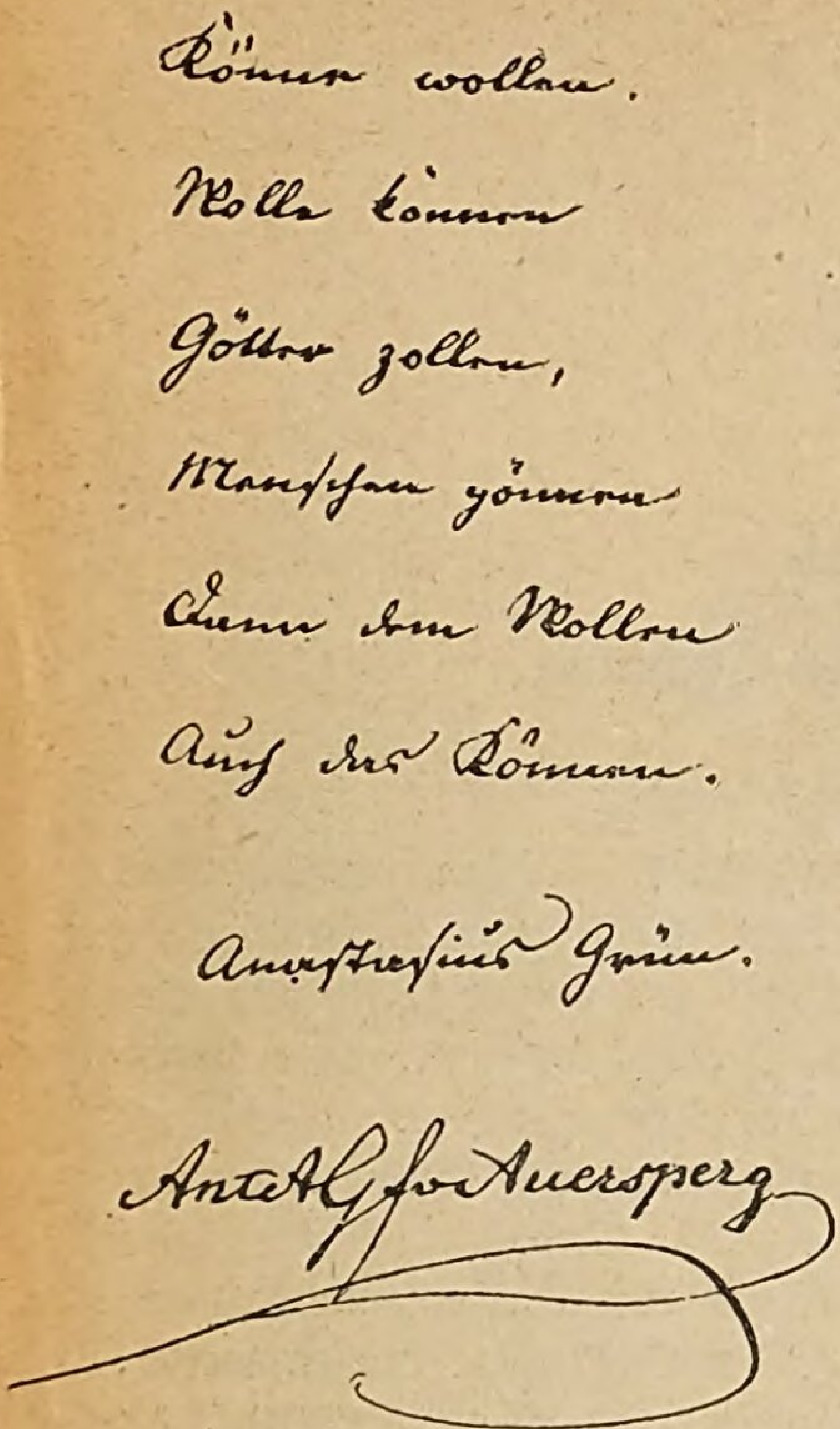


Abb. 58. Die Handschrift Anastasius Grüns. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.



Ab. 57. Anastasius Grün. (Anton Alexander Graf von Auersperg.)

und durch seine lyrisch=elegischen „Totenkränze“, in welchen auch wieder u. a. Napoleon gefeiert wird. — Neben ihm sind noch zu nennen **Nepomuk Vogl** (1802—1866), der Dichter des vielgesungenen Liedes „Das Erkennen“ („Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand“); **Gabriel Seidl** (1804—1875), der außer mehreren guten Balladen („Hans Euler“ — „Der Traum des alten Fritz“) auch den neuen Text der österreichischen Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“ gedichtet hat, deren Melodie von Haydn herstammt. Im Uhlandschen Geist und Ton dichtete der Deutsch=Böhme **Egon Ebert** (1801—1882) manche treffliche Ballade („Frau Hitt“ — „Schwerting, der Sachsenherzog“ — „Der Rhonegletscher“).

Anhang.

Zur neueren und neuesten Dichtung.

I. Lyrische und epische Dichter.

§ 270. Heinrich Hoffmann, nach seiner Vaterstadt im Hannoverschen **Hoffmann von Fallersleben** genannt, wurde am 2. April 1798 geboren, studierte in Göttingen Litteraturgeschichte und deutsche Philologie und wurde 1835 zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Breslau ernannt, aber bereits 1842 wegen seiner „Unpolitischen Lieder" seines Amtes entsetzt. Nach langjährigem Wanderleben berief ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar nach Corvey a. d. Weser, wo er am 19. Januar 1874 starb. — Außer seiner politischen Poesie, die längst vergessen ist, besitzen wir von ihm eine Reihe volkstümlicher sangbarer Lieder, in welchen alle Klänge der Lyrik angeschlagen werden. Von ihm ist das prächtige patriotische Lied „Deutschland, Deutschland über alles;" aber neben der Vaterlandsliebe hat er auch der deutschen Lenzesfreude und der deutschen Wanderlust in seinen Frühlings- und Wanderliedern einen gemütvollen Ausdruck gegeben. Außer zarten und innigen „Liebesliedern" („Du siehst mich an und kennst mich nicht") hat er herzlich schlichte „Kinderlieder" gedichtet und in seinen „Landsknechtsliedern" das alte Volkslied (§ 108) meisterhaft reproduziert. In dem großen Jahre 1870/71 hat er noch als Greis in den vaterländischen Liedesjubel jugendfrisch eingestimmt („Wer hat für dich in blutiger Schlacht besiegt den ärgsten Feind?").

§ 271. **Ferdinand Freiligrath,** 17. Juni 1810 in Detmold geboren, gab seine kaufmännische Laufbahn auf, als die erste Sammlung seiner Gedichte (1838) einen durchschlagenden Erfolg erlebte. Seine dichterische Beteiligung an den revolutionären Ereignissen der vierziger Jahre („Glaubensbekenntnis" 2c.) nötigte ihn, nach England zu fliehen, von wo er erst 1868 in das Vaterland zurückkehrte. Am 18. März 1876 starb er in Cannstatt bei Stuttgart. — Seine Dichtung bietet zwei ganz verschiedene Seiten dar. Die erste nennt er selbst die „Wüsten- und Löwenpoesie," in welcher er mit üppiger Farbenpracht und hinreißender Anschaulichkeit drastische Bilder aus der Fremde entwirft. Dazu gehören „Der Löwenritt" — „Das Gesicht des Reisenden" — „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren" — „Der Mohrenfürst" 2c. Neben diesen exotischen Glanzstücken, denen er seinen ersten Ruhm verdankte, hat er aber eine Reihe tiefsinniger, echtdeutscher Lieder gedichtet, welche zu den schönsten gehören, die



Und bist du nur ein Glöcklein —
Frisch auf, frisch auf, mein Herz!
Es stürzt auch die Lawine
Von einem Glöckleins Klang.

Hoffmann von Fallersleben.

Abb. 59. Hoffmann von Fallersleben.

unsere ganze Poesie aufzuweisen hat. Solche sind: „Die Tanne" — „Die Auswanderer" — „Die Bilderbibel" — „Der Freistuhl zu Dortmund" — „Prinz Eugen" — „O lieb, so lang du lieben kannst" — „Ruhe in der Geliebten" („So laß mich sitzen ohne Ende") — „Mit Unkraut" ꝛc. Auch er stimmte mit Begeisterung ein in die patriotische Dichtung von 1870/71. Auf die Kriegserklärung Frankreichs antwortete er mit dem zorndurchglühten Hymnus „Hurra Germania!" und die fürs Vaterland gefallenen Krieger feierte er in der schwunghaften Ballade „Die Trompete von Gravelotte." — Als Übersetzer französischer und englischer Dichtungen steht Freiligrath unübertroffen da. Namentlich haben sich durch ihn die Lieder des schottischen Dichters Burns („O säh' ich auf der Heide dort" — „Mein Herz ist im Hochland") ganz bei uns eingebürgert.



Abb. 60. Ferdinand Freiligrath. Nach einem Bildnis aus der Zeit seines Aufenthaltes in Düsseldorf, Ende der vierziger Jahre.

§ 272. **Robert Reinick,** geboren 21. Februar 1805 zu Danzig, widmete sich der Malerei in Berlin und Düsseldorf, verlebte mehrere Jahre in Italien, ließ sich 1844 in Dresden nieder, wo er am 27. Februar 1872 starb. Ein inniges und tiefes Gemüt spricht aus seinen Liedern („Sonntagsfrühe" — „Frühlingsglocken" — „Sommernacht"), die alle zum Gesange einladen. Dazu geht ein Zug kindlicher Frömmigkeit durch seine Poesie, der in einzelnen Gedichten zu besonders warmem Ausdrucke kommt („Dichtergebet" — „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind"). Viele seiner Lieder sind von liebenswürdigem, schalkhaften Humor erfüllt („Närrisches Ding" ꝛc.). Vortrefflich hat Reinick Hebels „Alemannische Gedichte" (§ 265) ins Hochdeutsche übertragen. Sein weitverbreitetes „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch" enthält ein Lebensbild des Dichters.

§ 273. **Gottfried Kinkel,** geboren 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, eines evangelischen Pfarrers Sohn, habilitierte sich nach Vollendung seiner theologischen Studien als Privatdozent der Kirchengeschichte in Bonn; daneben

versah er als Hilfsprediger die evangelische Gemeinde in Köln. Sieben Jahre später legte er sein geistliches Amt nieder, schied aus der theologischen Fakultät aus und trat zur philosophischen über, in der er 1846 zum Professor der Kunstgeschichte ernannt wurde. Aus dieser wissenschaftlichen Thätigkeit riß ihn das Jahr 1848 heraus. Mit Begeisterung gab er sich der demokratischen Sache hin. Am Rhein und in Baden nahm er an dem Aufstande teil, wurde in einem Gefechte gefangen genommen und zum Zuchthaus verurteilt. Mit Hilfe seines Freundes Karl Schurz gelang es ihm, 1850 nach England zu entfliehen. In London fand er bald eine Stelle als Professor der deutschen Litteratur an der dortigen Universität, in welcher er sechzehn Jahre verblieb. 1866 folgte er einem Rufe nach Zürich als Professor der Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum. Dort ist er am 14. November 1882 gestorben.

In der Dichtung Kinkels, welche nur ganz vereinzelt politische Anklänge enthält, herrscht das epische Element vor. Unter seinen „Bildern aus Welt- und Vorzeit" finden sich Balladen, welche die Gestalt Dietrichs von Bern, der Brunhild, Cäsars u. a. in plastisch anschaulicher Weise vorführen, daneben christliche Legenden („Margaretha" rc.). Ganz reizend ist seine im Ton des altdeutschen kurzzeiligen Epos gehaltene Dichtung **„Otto der Schütz,"** wozu er den Stoff einer alten niederrheinischen Sage entnommen hat. Aber auch als Lyriker hat Kinkel Erfreuliches geleistet und manches innige und ergreifende Lied gesungen, ehe die Politik ihn seinen Jugenderinnerungen und seinem Jugendglauben entfremdete („Strauß aus dem Jugendgarten" — „Sonntagsstille" — „Ein geistlich Abendlied" — „Gruß an mein Weib").

§ 274. **Emanuel Geibel,** am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren, ein Sohn des dortigen reformierten Pastors, studierte in Bonn und Berlin Philologie, verkehrte aber daneben viel in den Dichterkreisen von Chamisso, Bettina von Arnim u. a. 1838 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Athen, welche ihm Zeit ließ, die klassischen Stätten Griechenlands zu durchwandern und lehrreiche Ausflüge nach allen Richtungen zu unternehmen. 1840 kehrte er aus Griechenland heim und veröffentlichte bald darnach die erste Sammlung seiner Gedichte, die einen von Jahr zu Jahr wachsenden Erfolg hatte. (Kurz nach seinem Tode erschien die hundertste Auflage.) Durch die Gunst des Königs Friedrich Wilhelm IV von Preußen, welcher ihm ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Thalern „zur ungestörten Fortführung seiner poetischen Studien" gewährte, wurde er in den Stand gesetzt, ganz der Poesie zu leben. 1852 berief der kunstsinnige König Maximilian II von Bayern den Dichter als Ehrenprofessor der Universität nach München. Bald nach dem Tode des Königs wurde seine Stellung aber dort unhaltbar, da seine Liebe zum Hause Hohenzollern und zu König Wilhelm von Preußen, welcher er in zahlreichen Gedichten einen begeisterten Ausdruck gab, dem König Ludwig nicht zusagte. Ohne großes Bedauern kehrte der Dichter in seine Vaterstadt zurück, wo er zwei Jahre später die endliche Erfüllung seiner kühnsten Träume und Vorhersagungen von einem unter dem Hohenzollernbanner kaiserlich geeinten Deutschland erlebte. Sein Lebensabend zeitigte noch manche wertvolle dichterische Frucht, und er vermochte die Gesamtausgabe seiner Werke zu vollenden. Am 6. April 1884 starb er in seiner Vaterstadt.

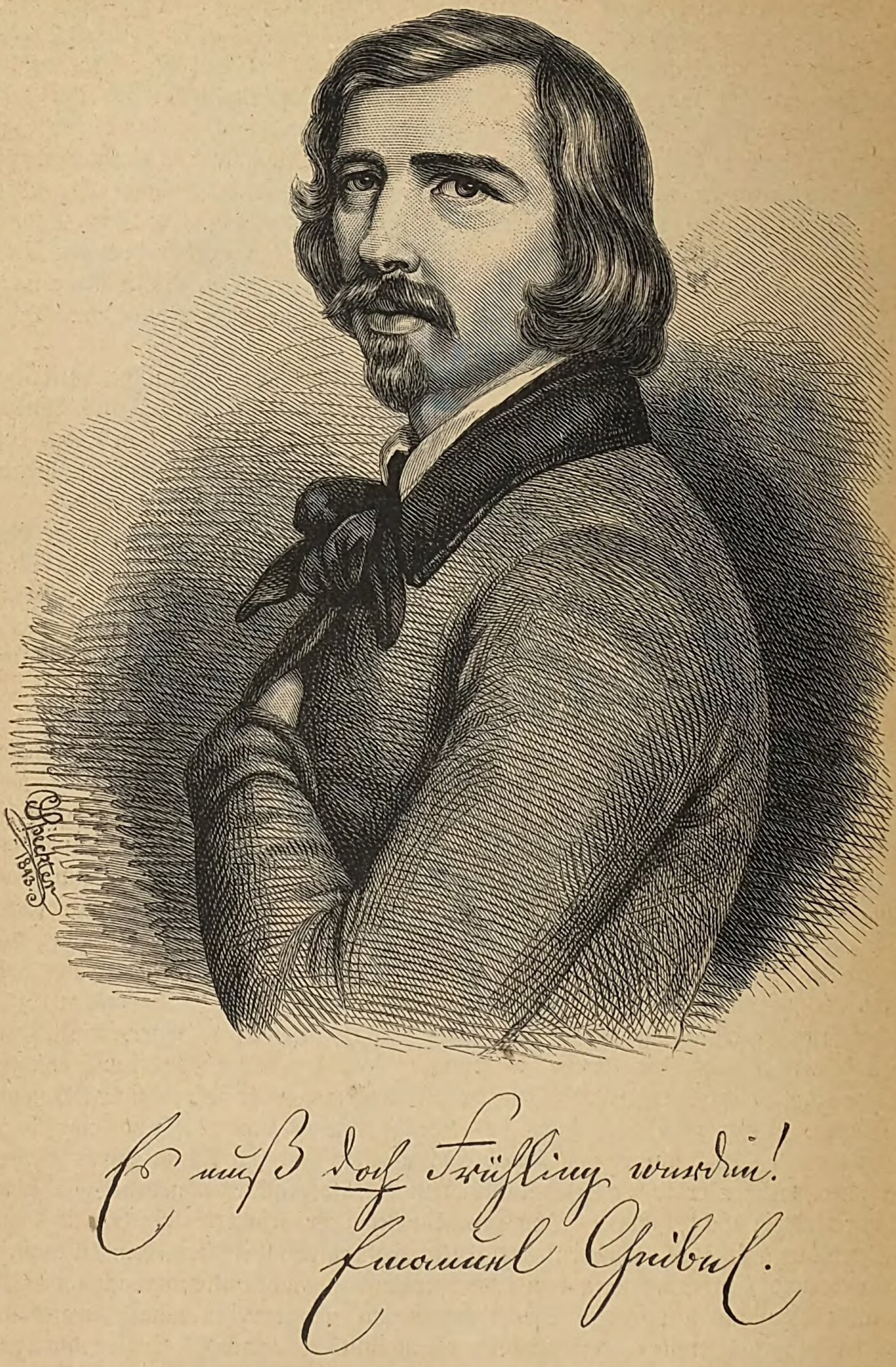


Abb. 61. Geibels Bildnis aus dem Jahre 1843. Gez. von Otto Speckter.

Emanuel Geibel ist der bedeutendste Lyriker unter den neueren Dichtern. Viele seiner Lieder („O schneller mein Roß, mit Hast, mit Hast" — „Und dräut der Winter noch so sehr" ꝛc.) werden in Salons und Spinnstuben, von Handwerksburschen und Studenten gleich gern gesungen. Markig und schwungvoll ist seine patriotische Dichtung, welche in der Sammlung „Heroldsrufe" vereinigt vorliegt. Seit 1840, wo er sein prächtiges „Türmerlied" anstimmte, hat er bis 1871 alle Entwickelungsstufen der preußisch-deutschen Geschichte mahnend, warnend, vorhersagend und endlich mitjubelnd begleitet und sich dadurch den Ehrennamen eines „deutschen Reichsherolds" erworben. Die Grundtöne dieser Zeitgedichte, heiße Vaterlandsliebe und frommer Christenglaube, sind dieselben 1870, wo er den Sedantag mit dem Hymnus: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm" begrüßte, wie im Jahre 1840, wo er in dem „Türmerliede" sein Volk mahnte: „Das Kreuz sei eure Zier!" — In seine epischen Gedichte spielt das Lyrische ebenfalls hinein, so besonders in „König Sigurds Brautfahrt." Doch befinden sich darunter tiefsinnige ergreifende Geschichtsbilder („Der Tod des Tiberius" — „Der Bildhauer des Hadrian" — „Judas Ischarioth"). — Auch als Dramatiker wird Geibel immer einen Ehrenplatz in unserer Dichtung einnehmen. Seine Tragödie **„Brunhild"** hat dazu beigetragen, uns die Gestalten aus der Nibelungensage menschlich näher zu rücken, und wird auf die Leser wie auf die Hörer stets einen mächtigen Eindruck üben. Seine antike Tragödie „Sophonisbe" wurde 1869 mit dem Berliner Schillerpreise gekrönt; sie stellt den Konflikt zwischen der Vaterlandsliebe und der Herzensleidenschaft in edler Sprache ergreifend dar. Sehr anmutig ist das kleine Stück: „Echtes Gold wird klar im Feuer," das er ein „Sprichwort" nannte.

§ 275. **Oskar von Redwitz** (geboren 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach, lebt auf seiner Villa zu Meran in Tirol) verdankte seinen ersten dichterischen Erfolg dem romantischen Gedicht **„Amaranth"** (1849), welches in tendenziöser Weise und nicht frei von sentimentaler Überschwenglichkeit eine fromme katholische Jungfrau verherrlicht, dabei aber reich ist an lyrischen Schönheiten, namentlich an anmutigen Naturschilderungen. Nachdem er der katholischen Tendenzdichtung noch in einigen anderen Werken seinen Tribut abgetragen, befreite er sich davon im Laufe der Jahre, feierte in warmer patriotischer Begeisterung den deutschen Heldenkampf von 1870/71 in seinem „Lied vom neuen deutschen Reich" und schrieb als Fünfziger das Epos „Odilo," welches von einem milderen christlichen Geiste erfüllt ist als sein Erstlingswerk. Sein äußerer und innerer Lebensgang spiegelt sich in seiner Prosadichtung „Hermann Stark" vortrefflich ab.

§ 276. **Otto Roquette** (geboren 19. April 1824, lebt als Professor an der Polytechnischen Schule zu Darmstadt), dichtete 1851 sein humoristisch-idyllisches Rhein-, Wein- und Wandermärchen **„Waldmeisters Brautfahrt."** Er erzählt darin die Werbung und die Hochzeit des edlen Prinzen Waldmeister, den ein sauertöpfischer Botaniker auf seinem Waldspaziergange in die Botanisierbüchse gesteckt, der sich aber mit Hilfe seiner Diener befreit hat, mit dem lieblichen Töchterchen des Königs Feuerwein, der schönen Prinzessin Rebenblüte. Diese anmutige Dichtung erfreute sich fortwährend einer solchen Beliebtheit, daß der Dichter

fünfundzwanzig Jahre später einen „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit“ winden konnte.

§ 277. **Joseph Viktor Scheffel,** geboren den 16. Februar 1826 zu Karlsruhe, trat nach vollendeten juristischen Studien in die Praxis, hielt es aber nur wenige Jahre darin aus. 1852 gab er sie für immer auf und ging nach Italien. Dort dichtete er seinen jugendfrischen „Sang vom Oberrhein“ — **„Der Trompeter von Säkkingen,“** dessen Inhalt der folgende ist:

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges studiert Jung Werner in Heidelberg, wird aber relegiert, weil er, vom Weine berauscht, der Kurfürstin Leonore in schmachtenden Versen seine Liebe erklärt hatte. Nun zieht er mit seiner Trompete, die er meisterlich bläst, als fahrender Spielmann durch den Schwarzwald. Bei einem Feste erblickt er des alten Freiherrn von Säkkingen Töchterlein, die liebliche Margareta, und alsbald packt ihn „der Liebe Zauber.“ Als Burgtrompeter tritt er in ihres Vaters Dienste und erwirbt sich dessen Gunst insbesondere durch die Verteidigung des Schlosses gegen die Bauern. Dabei verwundet, rettet ihn Margaretas sorgliche Pflege; die Genesung führt zu einem gegenseitigen Liebesgeständnis. Als er aber um ihre Hand wirbt, weist der Vater ihn zurück. So muß er seinen Wanderstab weitersetzen, gelangt unter mancherlei Abenteuern bis nach Rom und wird dort Kapellmeister des Papstes. In dieser Stellung sieht ihn Margareta wieder, die man nach Italien „zur Luftveränderung“ gesandt hat, weil sie in Liebesharm sich verzehrte; Papst Julius nimmt sich des Paares an, macht Jung Werner zum Marchese und segnet den Bund der Liebenden ein. In diese anmutige Liebesgeschichte sind reizende Lieder eingeflochten, („Das ist im Leben häßlich eingerichtet“ — „Lind duftig hält die Maiennacht“) und humoristische Lieder („vom Kater Hiddigeigei“).

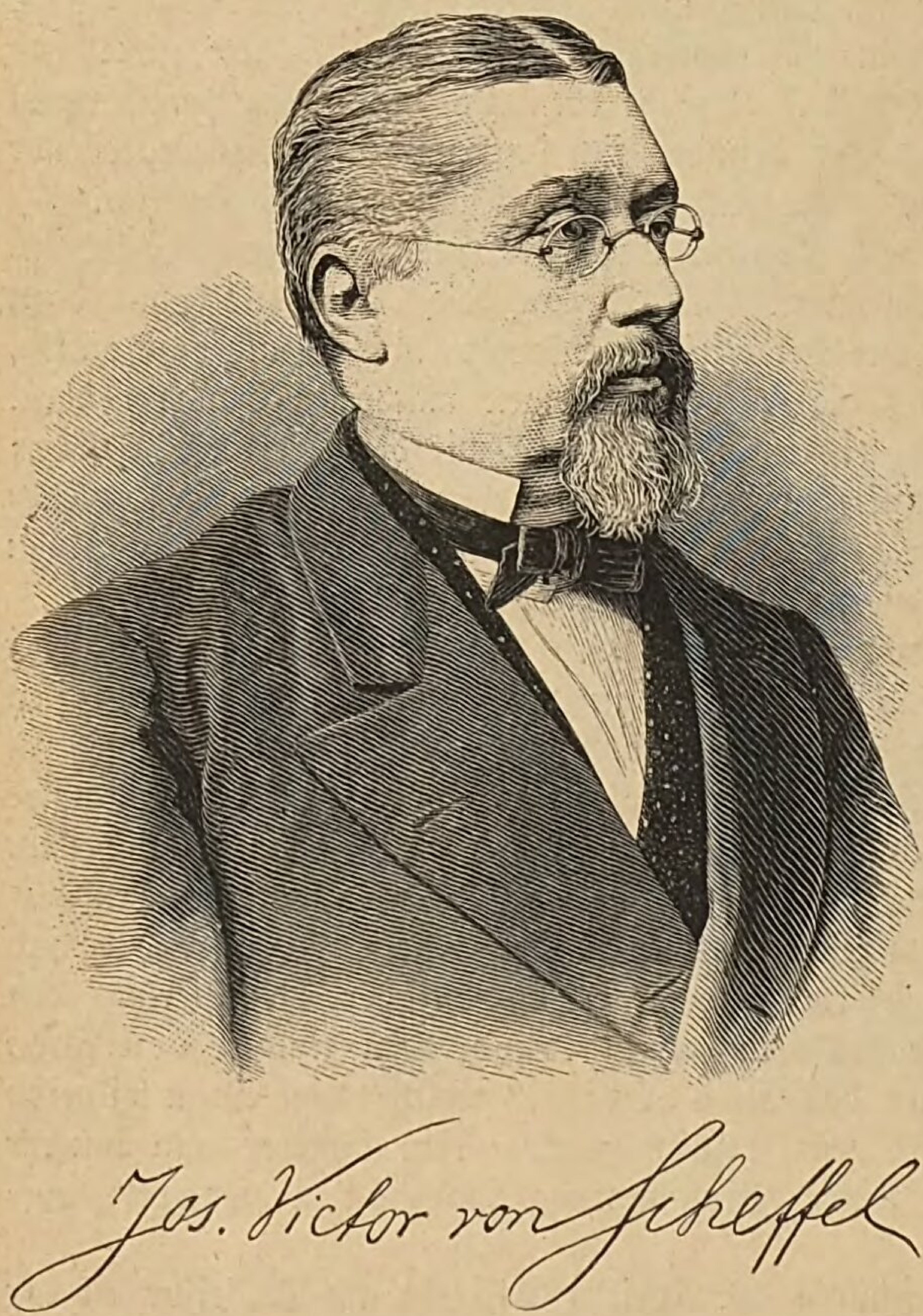
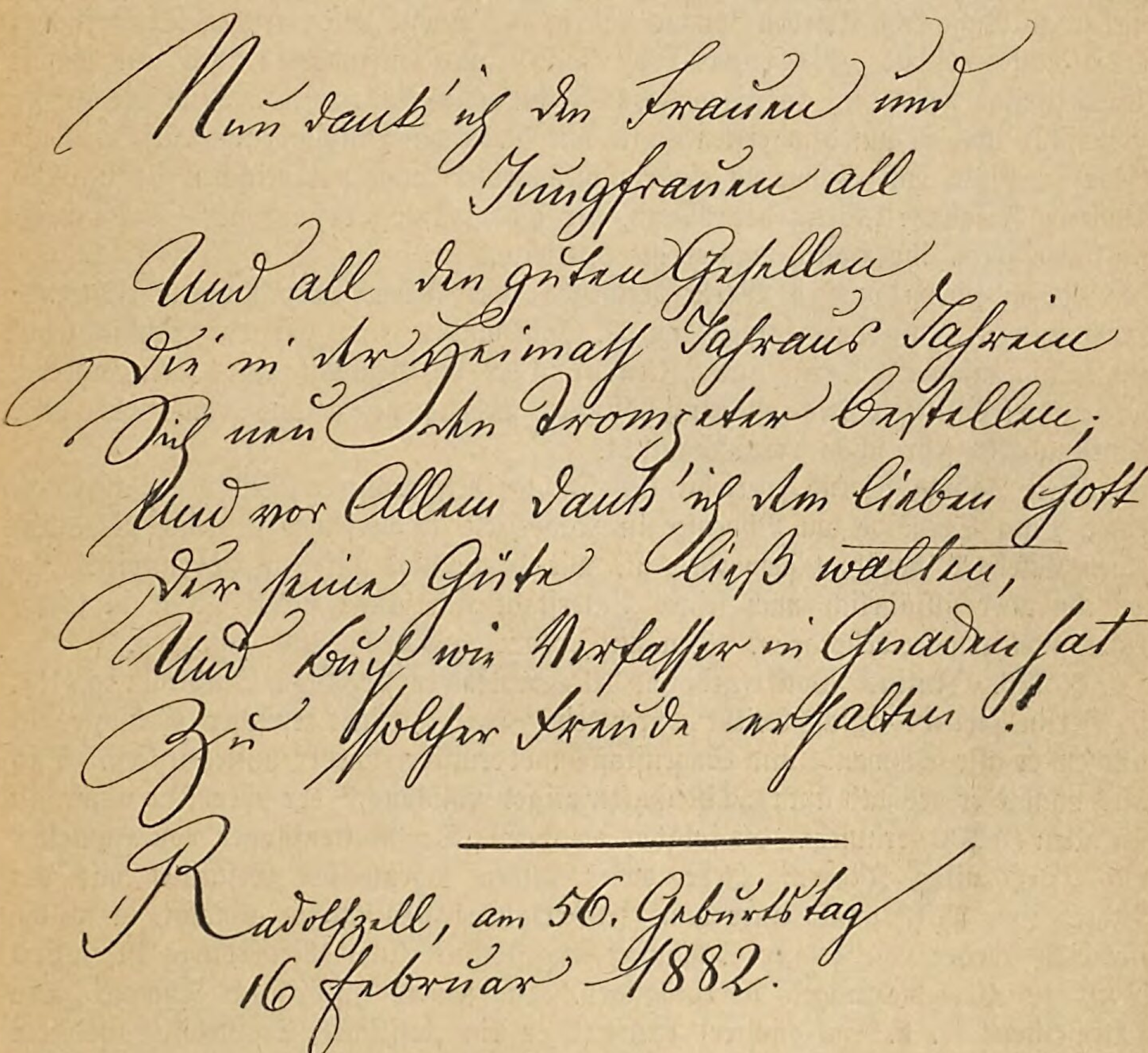


Abb. 62. Joseph Viktor von Scheffel.

Nach seiner Heimkehr lebte Scheffel in Heidelberg in einem jovialen Freundeskreise — dem „Engeren“ — der den Gesang liebte und pflegte. Vor allem wurden da Lieder Scheffels gesungen, welche in dieser Zeit entstanden und sich rasch die Studentenwelt eroberten. 1867 sammelte er diese Lieder und gab sie unter dem Titel **„Gaudeamus“** heraus. Ein durchaus urwüchsiger, oft etwas derber Humor herrscht darin vor („Die Teutoburger Schlacht“). Ernstere lyrische Weisen bietet Scheffel in seiner Sammlung „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit,“ in denen der mittelalterliche Minnesang zu


Nun dank' ich den Frauen und
Jungfrauen all
Und all den guten Gesellen,
Die in der Heimath Jahraus Jahrein
Sich um den Trompeter bestellen;
Und vor Allem dank' ich dem lieben Gott
Der seine Güte ließ walten,
Und hat den Verfasser in Gnaden fast
Zu solcher Freude erhalten!

Radolfzell, am 56. Geburtstag
16 Februar 1882.

Abb. 63. Schluß des Vorworts zur einhundertsten Auflage des Trompeters von Säkkingen in Viktor v. Scheffels eigenhändiger Niederschrift, im Besitz der Verlagsbuchhandlung von Adolf Bonz & Co in Stuttgart.

neuem Leben erstand; und in den „Bergpsalmen:“ Phantasiegebilde der Vergangenheit und herrliche Naturschilderungen, welche der Dichter einem Bischof von Regensburg im IX. Jahrhundert, der in den Salzburgischen Alpen als Einsiedler lebte, in den Mund legt.

Das bedeutendste hat Scheffel als Epiker geleistet in seiner großen Prosadichtung **„Ekkehard.“** Diese Geschichte aus dem X. Jahrhundert handelt von der

Liebe des jungen Mönches Ekkehard zu Frau Hadwig, der Herzogin zu Schwaben. Nach der alten Quelle hatte die Herzogin den Mönch nur aus gelehrter Liebhaberei zu sich genommen und quälte ihn häufig durch ihre Launen, ohne ein anderes Gefühl für ihn zu zeigen. Später kam er an den Hof Kaiser Ottos I und starb 990 in Mainz. In Scheffels Dichtung aber bricht des Mönches Leidenschaft, nachdem er lange versucht, sie zu überwinden, eines Tages in der Burgkapelle so ungestüm aus, daß er Frau Hadwig an sich reißt und sie küßt. Von feindlichen Mönchen überrascht, wird er eingesperrt, entflieht aber nach Appenzell, wo er in der Einsamkeit des Säntis als Einsiedler lebt, allmählich wieder zu Ruhe und Frieden kommt und in der Poesie einen reichen Trost findet. Dort dichtet er das „Waltharilied" (§ 20) und entsendet es, um den Schaft eines Pfeiles gebunden, an die geliebte Frau. Als es zu Frau Hadwigs Füßen niederfällt und sie auf dem ersten Blatt mit blaßroten Buchstaben geschrieben liest: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß!" und daneben den Spruch des Apostels Jakobus: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!" — da neigt die stolze Frau ihr Haupt und weint bitterlich.

Neben seinem großen Werke verdienen zwei kleinere Erzählungen rühmende Erwähnung: „Hugideo" (spielt im V. Jahrhundert zur Zeit der Schlacht auf den katalaunischen Feldern) und „Juniperus," die Geschichte eines Kreuzfahrers, welche die Blütezeit des ritterlich-höfischen Lebens gegen das Ende des XII. Jahrhunderts sehr schön veranschaulicht.

Seit Jahren feiernd, verlebte der Dichter den größeren Teil des Jahres in seiner Villa Seehalde am Bodensee in Radolfzell, in derselben Gegend, die durch seinen Ekkehard berühmt geworden ist, mit dem Blick auf den Hohentwiel. Es zog ihn aber alljährlich nach seiner Vaterstadt Karlsruhe zurück, auch in seinen letzten schweren Leidenstagen. Dort ist er am 9. April 1886 gestorben.

§ 278. **Julius Wolff** (geboren 16. September 1834 zu Quedlinburg, lebt in Berlin) wurde rasch beliebt durch eine Reihe kleiner epischer Gedichte, in welchen er alte Schwank- und Sagenstoffe modernisiert wieder aufleben ließ. Das erste nannte er deshalb auch **„Till Eulenspiegel redivivus,"** der aber sehr wenig an den alten (§ 106) erinnert. Es folgten die Epen **„Der Rattenfänger von Hameln"** und **„Der wilde Jäger."** Jede dieser beiden sagenhaften Gestalten hat der Dichter zum Mittelpunkt einer ganz frei erfundenen Geschichte gemacht, in welche zahlreiche Lieder von großer Schönheit eingeflochten sind. Neuerdings ist Julius Wolff zu Prosadichtungen übergegangen. In seinem historischen Roman **„Der Sülfmeister"** (d. h. Salzpächter) entwirft er ein treffliches Städtebild aus dem deutschen Mittelalter. Es handelt sich darin um die Selbständigkeit der alten Handelsstadt Lüneburg gegenüber der herzoglichen und geistlichen Gewalt. Der Vertreter des republikanischen Festhaltens am überlieferten Rechte ist der Böttchermeister Gotthard Henneberg, der durch seine Frau in die Gilde der Sülfmeister gekommen ist, d. h. der Salzpächter, welche die Einkünfte aus der Lüneburger Saline von den geistlichen Herren in Erbpacht genommen hatten. In die Erzählung dieses Kampfes, der 1454 in einer Empörung der Handwerker gegen den ungesetzmäßigen Rat zum Ausbruch kam, sind verschiedene bewegliche Herzensgeschichten der Kinder des Sülfmeisters geschickt hineingeflochten.

§ 279. **Friedrich Wilhelm Weber** (geboren 26. Dezember 1813 im westfälischen Walddorfe Alhausen, lebt als Arzt auf Schloß Thienhausen, unweit Pyrmont) ließ im Jahr 1878 — 65 Jahre alt — sein Epos **„Dreizehnlinden"** erscheinen, welches so rasch beliebt wurde, daß es innerhalb sieben Jahren 29 Auflagen erlebt hat. Das Lied spielt in der Zeit Ludwigs des Frommen und schildert den letzten Kampf der heidnischen Sachsen gegen das von Karl dem Großen begonnene Bekehrungswerk und den endlichen Sieg des Christentums in Westfalen. In der Benediktinerabtei Dreizehnlinden wird der Vertreter dieses Kampfes, Elmar vom Habichtshofe, der durch die Ränke seiner Feinde in Acht und Verbannung getrieben und unterwegs meuchlings verwundet ist, von den Mönchen liebevoll aufgenommen, gepflegt, geheilt und bekehrt. Nachdem er daselbst auch die christliche Taufe emfangen, kehrt er in das Erbe seiner Väter zurück. — Die 1881 veröffentlichten „Gedichte" Webers enthalten neben manchem innigen Liede eine Anzahl markiger Balladen („Sachsentrotz" — „Eine Leichenwacht") und einige scharf polemische Sprüche und Epigramme. Des Dichters innerer Entwickelungsgang spiegelt sich schön und klar ab in dem Gedichte „Am Amboß," welches auch zeigt, wie er über der Poesie niemals seinen ernsten Lebensberuf vernachlässigt hat.

§ 280. **Rudolf Baumbach** (geboren 1841 in Kranichfeld in Thüringen, lebt in Triest) trat zuerst als epischer Dichter auf in der Alpensage „Zlatorog" und in „Horand und Hilde," einer freien Bearbeitung der Gudrunsage. Eine sinnige Dichtung ist „Frau Holde," (Grundgedanke: die treu erprobte Liebe wird belohnt). Als Lyriker zeichnet ihn eine naturwüchsige Frische und ein schalkhafter, nur zuweilen etwas leichtfertiger Humor aus („Lieder eines fahrenden Gesellen").

§ 281. Die zahlreichen Dichterinnen der Neuzeit überragt **Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff** durch Gedankentiefe und Originalität. Am 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Gute Hülshoff bei Münster in Westfalen geboren, zog sie nach des Vaters Tode nach Rüschhaus, dem einsamen Witwensitz der Mutter. Dort kam ihr poetischer Genius im Verkehr mit geistig hervorragenden Männern zur freudigen Entfaltung, aber erst 1837 trat sie — ohne Nennung ihres Namens — mit einer Sammlung ihrer Gedichte in die Öffentlichkeit, die aber unbeachtet blieben. Dagegen konnte sie von dem Ertrage eines 1844 bei Cotta erscheinenden Bandes eine kleine Besitzung am Bodensee erstehen. Dieselbe lag ganz in der Nähe der Meeresburg, dem Wohnsitz ihres Schwagers, des Freiherrn von Laßberg, zu dem sie seit 1841 ganz übergesiedelt war. Dort starb sie am 24. Mai 1848. Ihre Dichtung ist fast durchweg erzählend und hat einen männlich kräftigen, zuweilen ans Düstere streifenden Charakter („Der Knabe im Moor" — „Der Heidemann"). Ganz und voll tritt ihre Erzählergabe in ihren Balladen („Der Geierpfiff" — „Die Vergeltung") und in ihren größeren epischen Dichtungen („Die Schlacht im Löner Bruch") hervor. Doch fehlt es auch nicht an milderen, weiblichen Tönen in ihrer Dichtung („Die junge Mutter" — „Die beschränkte Frau" — „Das vierzehnjährige Herz"). In anderen Gedichten kommt ein frischer Humor zur Geltung („Gastrecht" — „Der Theetisch"). Ihr

innerstes Seelenleben kommt in dem **„Geistlichen Jahr“** zum Ausdruck. Es sind das Lieder auf alle Sonntage des Jahres und auf die Festtage, welche uns zeigen, wie sie aus schweren Seelenkämpfen, die auch ihr, der Katholikin, nicht erspart blieben, zum inneren Frieden gelangte. Der liebevoll milde Geist, der durch alle diese Lieder geht, und die Innigkeit, die aus ihnen hervorleuchtet, machen sie auch für evangelische Christen wertvoll. Dieselben werden immer zu den köstlichsten Blüten der neueren geistlichen Lyrik gehören.



Abb. 64. Annette v. Droste-Hülshoff.

§ 282. Von Württemberg ging eine neue Belebung des **geistlichen Liedes** durch die evangelische Kirche unseres Vaterlandes. Der große Kirchenliederschatz (§ 91), welchen die Aufklärungszeit nach ihren Ideen verändert und angeblich verbessert hatte, wurde in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt und durch eine Reihe von Dichtungen im Geiste der Väter vermehrt. In beiden Richtungen war **Albert Knapp** (geboren 25. Juli 1798 in Tübingen, gestorben 18. Juni 1864 als Stadtpfarrer in Stuttgart) mit Erfolg thätig. Allerdings änderte er in seinem aus 80000 Liedern des XVI.—XIX. Jahrhunderts sorgfältig ausgewählten „Evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus“ aus ästhetischen Gründen oft etwas willkürlich die Originaltexte, aber er hatte doch das Verdienst, den Schatz neu gehoben zu haben, und in späteren Ausgaben war er ernstlich bemüht, die Annäherung an das Original wieder herzustellen. Von seinen eigenen geistlichen Liedern sind viele („Einer ist's, an dem wir hangen“ — „Eines wünsch' ich mir vor allem andern“) in die Gesangbücher unserer Gemeinden übergegangen. Auch unter seinen geschichtlichen Dichtungen findet sich manches Schöne („Ein Ostermorgen auf Hohenstaufen“ — „Barbarossas Kirchthür“ — „Die Spielburg“).

§ 283. Im Norden unseres Vaterlandes war der erste Hauptvertreter der neueren geistlichen Lyrik **Philipp Spitta** (geboren 1. August 1801 in Hannover, gestorben 26. September 1859 als Superintendent in Burgdorf zwischen Hannover und Celle). Die Sammlung seiner geistlichen Lieder, welche unter dem Titel **„Psalter und Harfe“** erschien, hat bereits mehr als fünfzig Auflagen erlebt, und zahlreiche Lieder daraus („Ich und mein Haus wir sind bereit“ — „O selig Haus, wo man dich aufgenommen“ — „Es zieht ein stiller Engel“) werden in evangelischen Häusern und Kirchen gern gesungen.

§ 284. Auch **Julius Sturm** (geboren 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, wo er als Pfarrer noch lebt), hat zu dem geistlichen Liederschatz der Neuzeit beigetragen. Von seinen **„Frommen Liedern"** sind manche („Herr, ich lasse nicht von dir" — „Herr, meine Seele seufzt zu dir") in die neueren Gesangbücher übergegangen. Auch manches schöne Lied weltlichen Charakters („Schwalbenlied" — „Die alte Jungfer") und warmer patriotischer Begeisterung (1870: „Preußen voran! Mitten durch feindliche Heere!") hat er gesungen.

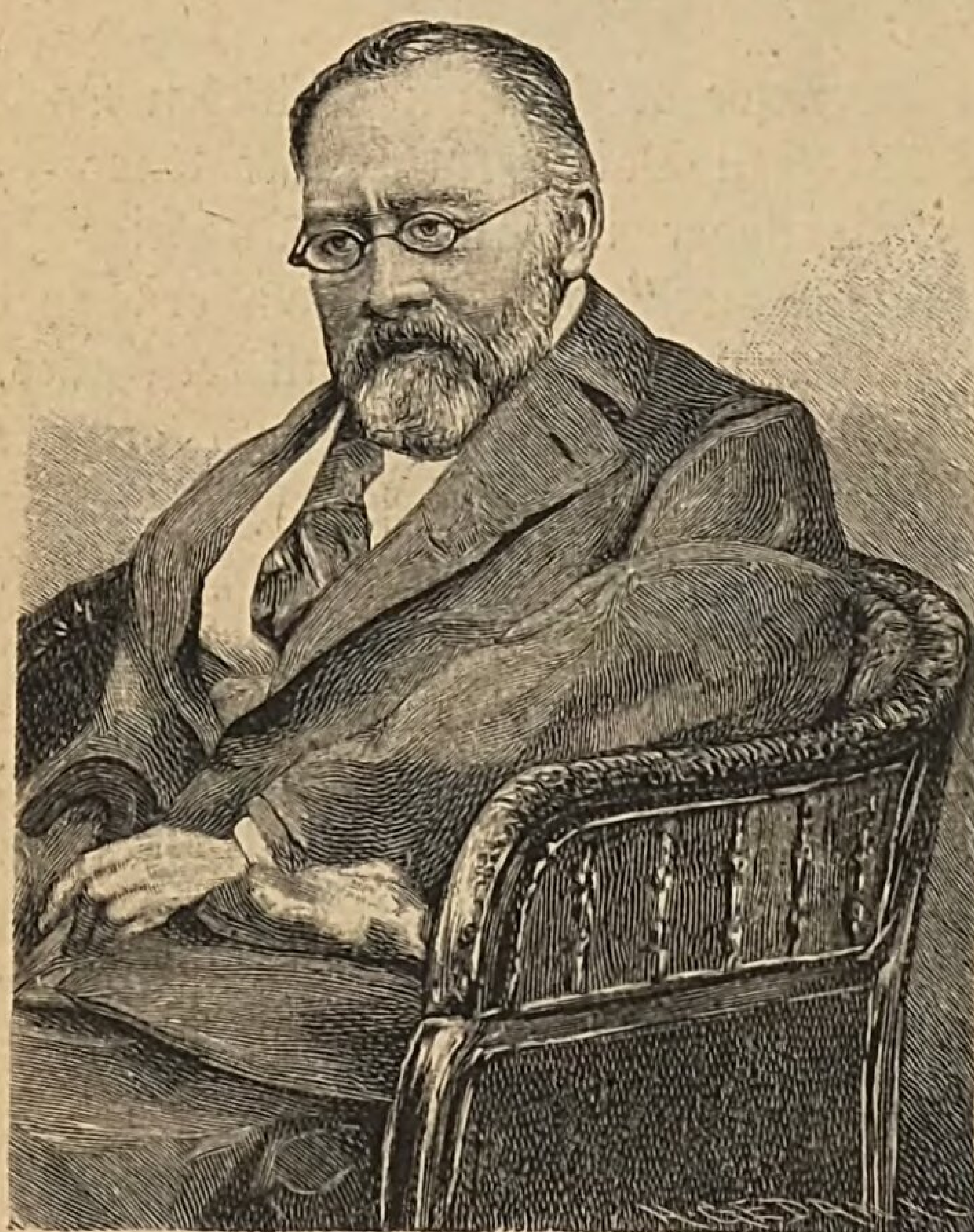
§ 285. Der hervorragendste lebende Vertreter der neueren geistlichen Lyrik ist **Karl Gerok** (geboren den 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enns in Württemberg, lebt als Prälat und Oberhofprediger in Stuttgart). Seine in mehr als fünfzig Auflagen verbreiteten **„Palmblätter,"** die 1857 zum erstenmal erschienen, enthalten allerdings keine Vermehrung unseres Kirchenliederschatzes, sind aber höchst wirkungsvolle poetische Predigten über kleinere und größere Texte der heiligen Schrift. Die „Pfingstrosen" setzen die Palmblätter fort in Gedichten über die Apostelgeschichte. Eine andere Sammlung „Blumen und Sterne" enthält vorwiegend weltliche Gedichte („Von Flur und Feld" — „Von Haus und Herd" 2c.). Seine im Kriege von 1870/71 entstandenen vaterländischen Gedichte („Die Rosse von Gravelotte" — „Nun laßt durchs Land die Friedensglocken schallen" 2c.) sind in der Sammlung „Deutsche Ostern" enthalten. In den „Jugenderinnerungen" hat Karl Gerok seinen Lebensgang von den ersten Jahren bis zu seiner Verlobung mit gemütvoller Innigkeit und frischem Humor erzählt.

II. Romanschriftsteller.

Historische Romane.

§ 286. Wilhelm Häring, bekannter unter dem Pseudonym **Wilibald Alexis,** geboren 29. Juni 1798 zu Breslau, machte vom Gymnasium aus 1815 als Freiwilliger den letzten Teil der Freiheitskriege mit. Die Rechtswissenschaft, welche er nach seiner Heimkehr studierte, sagte ihm nicht sehr zu, und bald widmete er sich ausschließlich der Poesie. Unter der Anregung des großen schottischen Dichters Walter Scott (1771—1832), den er zuerst sehr geschickt nachahmte, wurde Häring der Begründer des neueren historischen Romans in Deutschland. Alle seine Dichtungen erblühten auf dem Boden des neuerwachten nationalen Bewußtseins. Der Mittelpunkt seines ersten vaterländischen Romans **„Cabanis"** war Friedrich der Große und seine Heldenlaufbahn (darin das prächtige Soldatenlied: „Fridericus Rex unser König und Herr"). Sieben andere Romane („Der Roland von Berlin" — „Der falsche Woldemar" 2c.) behandelten darauf die wichtigsten Abschnitte der brandenburgisch-preußischen Geschichte in epischer Breite und mit begeisterter Vaterlandsliebe. 1853 ließ sich Häring in Arnstadt nieder, wo er am 16. Dezember 1871 nach langen Leiden starb.

§ 287. Der große Aufschwung, welchen inzwischen die Geschichtsforschung gemacht hatte, führte dem historischen Roman neue Quellen und neue Nahrung zu. Schon im XVIII. Jahrhundert war das Interesse an geschichtlichen Studien erwacht durch die „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ von J. W. von Archenholz (1745—1812) und Schillers Geschichtswerke (§ 207). 1823 erschien die „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ von Friedrich von Raumer, dann folgte 1839 Leopold von Rankes (geboren 1795, † 1886 in Berlin) klassisches Werk „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation,“ und 1855 die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ von Wilhelm von Giesebrecht (geboren 1814, Professor in München). Und wie diese großen Forscher, denen sich neuerdings Heinrich von Treitschke (geboren 1834, Professor in Berlin) in seiner „Deutschen Geschichte im XIX. Jahrhundert“ zugesellt hat, unsere eigene Geschichte uns erschlossen, so thaten es Georg Niebuhr (1776—1831) und Theodor Mommsen (geboren 1817, Professor in Berlin) mit der römischen, und Ernst Curtius (geboren 1814, Professor in Berlin) mit der griechischen Geschichte. Eine Frucht der deutschen Geschichtsforschung, zu welcher eigene gründliche Studien kamen, war Scheffels bereits erwähnter historischer Roman „Ekkehard“ (§ 277). Zahlreiche andere Dichter (vgl. § 278) sind seitdem ihm nachgefolgt.


Abb. 65. Wilhelm Häring (Wilibald Alexis).

§ 288. **Gustav Freytag** (geboren 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien, lebt in Wiesbaden), studierte in Breslau und Berlin deutsche Sprache und Litteratur und habilitierte sich 1839 als Dozent für diese Gebiete in Breslau, gab aber bald darnach die akademische Laufbahn wieder auf. Nun wandte er sich der dramatischen Dichtung zu. Mehrere seiner Stücke („Die Valentine“ — „Graf Waldemar“) gingen mit Erfolg über die Bühne. Insbesondere hatte sich sein Lustspiel **„Die Journalisten“** (1854) eines sehr großen Beifalles zu erfreuen. Einen nachhaltigen Erfolg errang Freytag mit seinem Zeitroman **„Soll und Haben“** (1855), welcher in realistischer Weise die rastlose Arbeit des Kaufmannsstandes zum Vorwurf nimmt, aber auch Vertreter des Ackerbaues und der Industrie vorführt. 1864 folgte „Die verlorene Handschrift.“ Darin wurden das Gelehrtentum und die Hofwelt im Konflikt miteinander dargestellt. Daneben hatte Freytag seine geschichtlichen Studien fortgesetzt und ihre Ergebnisse in den farbenreichen **„Bildern aus der deutschen Vergangenheit“** niedergelegt. Dieselben beginnen von den Anfängen deutscher Geschichte und reichen bis auf die Neuzeit. Es sind

lose aneinander gereihte Bilder, welche aber doch eine Geschichte unseres Volkes — oder wie Alfred Dove sagt — „eine Geschichte des deutschen Volksgemütes aus den absichtslos naiven Selbstbekenntnissen der einzelnen Gemüter" darbieten. Aus diesen Bildern ist Freytags großer Romancyklus **„Die Ahnen"** hervorgewachsen. In acht freierfundenen Geschichten, welche sechs Bände füllen („Ingo und Ingraban" — „Das Nest der Zaunkönige" — „Die Brüder vom deutschen Hause" — „Marcus König" — „Die Geschwister": a. der Rittmeister von Altrosen; b. der Freikorporal bei Markgraf Albrecht; — „Aus einer kleinen Stadt") erzählt er in diesem „Nationalepos in Romanform" die in den Zeiten der Völkerwanderung beginnenden und bis auf die Gegenwart reichenden Schicksale eines einzelnen Geschlechtes, welche fast alle auf thüringischem Boden spielen.



Abb. 66. Gustav Freytag.

§ 289. In die Zeit der Völkerwanderung versetzt uns der erste und erfolgreichste Roman von **Felix Dahn** (geboren 1834 in Hamburg, Professor an der Universität Königsberg) **„Ein Kampf um Rom,"** worin der Heldenkampf und Untergang der Ostgoten in Italien geschildert wird. Der Held dieses Romans, Cethegus Cäsarius, der die glorreichen Zeiten der alten römischen Republik wieder heraufbeschwören will, ist eine von dem Dichter frei erfundene Persönlichkeit. In seinen „Nordischen Romanen" („Sind Götter?" „Odhins Trost") wird der Götterglaube unserer heidnischen Ahnen verherrlicht.

§ 290. Der Schweizer **Konrad Ferdinand Meyer** (geboren 1825 in Zürich) gehört zu den gediegensten Vertretern des historischen Romans. Der Held seiner ersten Dichtung, „Georg Jenatsch," ist eine der interessantesten Schweizer Persönlichkeiten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dagegen versetzt uns „Der Heilige" (Thomas a Beckett, Heinrichs II von England Kanzler) in den Kampf der weltlichen und der geistlichen Macht zur Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge. Vortrefflich sind seine kleineren historischen Erzählungen („Das Amulett" — „Gustav Adolfs Page" — „Die Hochzeit des Mönches" u. a.)

§ 291. **Wilhelm Heinrich Riehl** (geboren 1823 zu Biberich a. Rhein, lebt als Professor der Staatswissenschaft in München) studierte zuerst Theologie in Marburg und Tübingen und widmete sich dann auf der Universität Bonn kulturhistorischen Studien. Die Ergebnisse derselben legte er seit 1853 in mehreren Werken („Land und Leute" — „Die Familie" — „Kulturstudien aus drei Jahr-

hunderten") nieder. Am meisten aber hat er für die Kenntnis unserer deutschen Kulturentwickelung und für die Lehren, die er daraus gezogen wissen wollte, durch seine **„Kulturhistorischen Novellen"** („Der Stadtpfeifer" — „Die Lehrjahre eines Humanisten"), gewirkt, denen sich „Die Geschichten aus alter Zeit", („Der Hausbau" — „Liebesbuße" — „Vierzehn Nothelfer") u. a. anschlossen.

§ 292. Von dem vaterländischen Boden wandte sich die historische Romandichtung indes immer mehr der Fremde zu und zwar mit Vorliebe dem grauen Altertum. So wählte **Georg Ebers** (geboren 1837 in Berlin, Professor in Leipzig) das Land seiner speziellen Studien, das alte Ägypten, zum Schauplatz verschiedener Romane, von denen der erste: **„Eine ägyptische Königstochter,"** am berühmtesten geworden ist. Während derselbe in den Zeiten des Ägypterkönigs Amasis und des Perserkönigs Cambyses spielt und den Heimfall Ägyptens an die Perser darstellt, führte der zweite Roman „Uarda" die Glanztage der Pharaonenzeit unter dem König Ramses vor. Der dritte ägyptische Roman „Die Schwestern" versetzt die Leser in das Jahr 64 v. Chr. und spielt in dem alten Memphis, abwechselnd im Tempel des Serapis und im Königsschlosse der Ptolemäer. Mit dem zweibändigen Roman „Der Kaiser," dessen Hauptpersonen, Hadrian und sein Liebling Antinous, im Jahr 129 n. Chr. nach Alexandrien kamen und dort längere Zeit verweilten, schloß die Reihe der ägyptischen Romane. Dazwischen erschien noch ein anderer, „Homo sum," der die anachoretische Bewegung des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in den Ägypten benachbarten Wüsten und Felsenklüften zur Darstellung bringt und insbesondere nachzuweisen sucht, daß es unmöglich ist, „als Mensch noch den Menschen, d. h. als Sünder die Sünde völlig abzustreifen."

Zeitromane und Novellen.

§ 293. Während der historische Roman seine Stoffe in immer ferner abgelegenen Zeiten und Ländern suchte, entnahm sie der Zeitroman ausschließlich der Gegenwart. Aber nur selten entwirft er ein unparteiisch treues Bild der sozialen, politischen und kirchlichen Zustände unserer Zeit; meist stellt er sie so dar, wie sie sich im Geiste der Partei abspiegelt und den Tendenzen derselben entspricht. So hatte es **Karl Gutzkow** (1811—78, aus Berlin) — nächst Heine der Hauptvertreter des „Jungen Deutschland" (§ 253) — in zwei großen Romanen: „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom" gethan, von denen jeder nicht weniger als neun Bände umfaßte. Im ersten derselben wollte er „die Reaktionszeit von 1849—51" und zwar im Rahmen eines „Phantasiebildes, ja einer Art Allegorie" der jüngeren Generation darbieten. Der zweite dieser Romane behandelt den deutschen Katholizismus und erstrebt eine von Rom befreite Religion, die aber nicht die protestantische sein solle, weil diese auch entartet sei. Während diese Romane, wie die meisten des Jungen Deutschland, bereits fast vergessen sind, wird der früher erwähnte Zeitroman Gustav Freytags: „Soll und Haben" (§ 288) noch immer wieder neu gedruckt und gern gelesen.

§ 294. Am schärfsten ausgeprägt tritt der moderne Zeitgeist hervor in den Novellen und Romanen zweier hervorragender Dichter unserer Tage:

1) **Friedrich Spielhagen** (geboren 1829 in Magdeburg, lebt in Berlin). Er begründete seinen Ruf durch den Roman **„Problematische Naturen.“** Mit feiner Beobachtungsgabe entwirft er darin geistreiche Porträts aus der modernen Gesellschaft, die aber zumeist eine tendenziöse Färbung haben. Insbesondere ließ ihn seine an Haß grenzende Voreingenommenheit gegen die Aristokratie und die Geistlichkeit in diesen beiden Ständen fast immer nur Heuchler oder Narren erblicken. Das trat in seinen nachfolgenden Romanen („Die von Hohenstein“ — „In Reih' und Glied“ — „Hammer und Amboß“) noch stärker hervor. Erst in der **„Sturmflut,“** welche in der Zeit des Gründertums von 1871 spielt, zeichnet er in dem General von Werben einen preußischen Soldaten und Edelmann von altem Schrot und Korn ohne alle tendenziöse Beimischung, und auch der geistliche Stand wird glimpflich behandelt. Von künstlerischem Standpunkte betrachtet bezeichnet dieser Roman den Höhepunkt der Spielhagenschen Dichtung, und der vortreffliche Gedanke, die Sturmflut der Elemente in Parallele zu stellen mit der sozialen, durch die französischen Milliarden heraufbeschworenen Sturmflut, ist meisterhaft durchgeführt.

2) **Paul Heyse** (geboren 1830 in Berlin, lebt in München), ein unvergleichlicher Meister der Novelle, verbindet in seinen Dichtungen mit leichter anmutiger Darstellung und plastisch anschaulicher Charakterzeichnung eine trostlos pessimistische Lebensanschauung. Dennoch finden sich unter der großen Menge seiner Novellen manche, an denen man sich ganz und voll erfreuen kann, z. B. „Die Blinden“ — „Marion“ — „L'Arrabiata“ — „Das Glück von Rotenburg.“ Dagegen sind seine beiden Romane: **„Kinder der Welt“** und **„Im Paradiese“** durchaus von dem Geiste des von David Strauß proklamierten sogenannten „Neuen Glaubens,“ d. h. des entschiedenen Atheismus, erfüllt. Insbesondere ist der erste Roman ein Triumphlied der „Kinder der Welt“ über die „Kinder Gottes,“ das sie mit dem bekannten Worte des Seumeschen Kanadiers: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ allen Ernstes anstimmen. In dem zweiten, einem Künstlerroman, findet sich übrigens — neben der sittlich bedenklichen Haupterzählung — unter den kleineren, lose angereihten Novellen manche sehr ansprechende, z. B. die Liebesgeschichte des braven Schnetz.

§ 295. Ein geistreicher und feinsinniger Novellendichter ist der Schleswig-Holsteiner **Theodor Storm** (geboren 1817 zu Husum, wo er noch lebt). In seinen Erzählungen spiegelt sich die Eigentümlichkeit seines Stammes und Landes auf das treueste wieder, und der alle Tendenz verschmähende Realismus seiner Darstellung hindert es nicht, daß der eigentümliche poetische Duft, welcher in seinen ersten Dichtungen („Immensee“ — „In der Sommermondnacht“) vorherrscht, sich auch über die späteren ausbreitet („Von jenseit des Meeres“ — „Pole Poppenspäler“ — „Carsten Curator“).

§ 296. Ein ganz eigentümliches Stück fernabliegenden, aber echt deutschen Lebens erschließen uns die Romane des Kurländers **Theodor Hermann Pantenius** (geboren 1843 zu Mitau, lebt in Leipzig), die alle auf baltischem Boden zum Teil in der Gegenwart („Wilhelm Wolfschild“ — „Allein und frei“ — „Im Gottesländchen“ — „Das rote Gold“), zum Teil in der Vergangenheit spielen

(„Die von Kelles“). Ohne sich je aufzudrängen, geht ein tief christlicher Zug durch diese fesselnd erzählten Geschichten, in welchen die zahlreichen sozialen und politischen Konflikte, welche durch Kastengeist, Lettentum und Russentum innerhalb der deutschen Bevölkerung Kurlands unablässig heraufbeschworen werden, den bedeutsamen Hintergrund bilden.

§ 297. Schärfer tritt die konservativ-christliche Tendenz in den Romanen („Das Erbe der Väter“ — „Altenberg“) von **Viktor von Strauß** (geboren 1809 zu Bückeburg, lebt in Dresden) hervor. Dasselbe ist der Fall in den Novellen und Romanen von **Marie Nathusius** (1817—1857), unter denen als die bedeutendsten genannt werden können: „Das Tagebuch eines armen Fräuleins“ und ihr letztes Werk „Elisabeth.“

Dorfgeschichten.

§ 298. Als die erste Dorfgeschichte bezeichnet Freiligrath in einem seiner schönsten Gedichte Jung Stillings „Jugendgeschichte“ (§ 183). Wenige Jahre darauf (1781) erschien eine andere: „Lienhard und Gertrud,“ welche den großen Schweizer Pädagogen **Pestalozzi** (1746—1827) zum Verfasser hatte. Dieser bot darin ein „Naturgemälde des wahren Bauernlebens,“ durch das er bezweckte, „eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken. In seine Fußstapfen trat 1836 der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius (1797—1854), der unter dem Pseudonym **Jeremias Gotthelf** in der Geschichte der deutschen Dichtung fortlebt, mit seiner ersten Erzählung „Der Bauernspiegel,“ auf welche eine Reihe anderer folgte, welche das Gemeinde- und Volksleben in seinen Licht- und Schattenseiten ungeschminkt darstellen und im besten Sinne des Wortes christlich erbaulich sind („Uli, der Knecht“ — „Uli, der Pächter“ — „Geld und Geist“ — „Käthi, die Großmutter“). In demselben Sinne und Geiste trat 1842 der hessische Pfarrer Oeser (1807—1859) unter dem Pseudonym **Otto Glaubrecht** mit Dorfgeschichten auf, deren Schauplatz die Wetterau und das südliche Hessen ist („Anna die Blutegelhändlerin“ — „Der Kalendermann von Veitsberg“ — „Die Schreckensjahre von Lindheim“). [Auch der früher (§ 249) erwähnte **„Oberhof“** Immermanns ist eine echte und rechte Dorfgeschichte vor den „Dorfgeschichten“.]

§ 299. Die meisten dieser Geschichten waren unter dem Namen „Erzählungen für das Volk“ erschienen. „Dorfgeschichten“ nannte sie zuerst **Berthold Auerbach,** der ihnen auch einen anderen Charakter aufprägte und damit das neue Genre in die Mode brachte. Er war selbst ein Kind des Dorfes. Zu Nordstetten im Württembergischen Schwarzwald am 28. Februar 1812 von jüdischen Eltern geboren, verlebte er in dem Heimatdorfe seine Knabenzeit und kehrte auch im Jünglings- und Mannesalter häufig dorthin wieder zurück. Nachdem er die Talmudschule mit Gymnasium und Universität vertauscht, studierte er zuerst die Rechtswissenschaft, dann aber ausschließlich Philosophie. Sein erstes Buch war der philosophische Tendenzroman „Spinoza,“ in welchem er für seinen Lieblingsphilosophen und dessen pantheistische Weltanschauung Propaganda zu

machen suchte. Dasselbe Ziel hat er — und mit besserem Erfolge als bei diesem Erstlingswerke — in allen seinen Dichtungen im Auge behalten. Schon in die **„Schwarzwälder Dorfgeschichten,“** welche ihn 1843 zum berühmten Mann machten, verflocht er seine philosophische Lebensanschauung und ließ seine Abneigung gegen alles Christliche an manchen Stellen durchfühlen. Dennoch trat in der ersten Sammlung dieser Erzählungen die Tendenz zurück, und die Schilderung des Volkslebens und der Volkssitte des schwäbischen Schwarzwaldes in allen ihren Eigentümlichkeiten und Einzelzügen war von einer solchen Treue, daß ein allgemeines lebendiges Interesse für das Volksleben dadurch erweckt wurde. Unter diesen älteren Dorfgeschichten Auerbachs sind als die wirkungsvollsten und anziehendsten hervorzuheben: „Befehlerles“ — „Der Tollpatsch“ — „Schloßbauers Befele.“ In den späteren, vorzüglich in der „Frau Professorin,“ tritt die skeptisch lehrhafte Art immer mehr hervor, welche dann die späteren Romane („Auf der Höhe“ — „Ein Landhaus am Rhein“) ganz und gar beherrscht. — Am 8. Februar 1882 starb Auerbach zu Cannes in Frankreich, wohin ihn sein leidender Gesundheitszustand geführt hatte.

§ 300. Nachdem Auerbach mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ einen so großen Erfolg erreicht hatte, gab es bald keinen deutschen Landstrich mehr, dessen Volksleben ungeschildert geblieben wäre. Melchior Meyr schrieb „Erzählungen aus dem Ries;“ Hermann Schmid „Bayrische Geschichten;“ Otto Ludwig „Thüringer Naturen;“ **Gottfried Keller,** (geb. 1815 in Zürich), der unter den neueren Romandichtern eine hervorragende Stelle einnimmt und in seinem bedeutendsten Werke: „Der grüne Heinrich“ seine Lebens- und Bildungsgeschichte erzählt hat, schilderte das Dorfleben seiner Heimat mit realistischer Anschaulichkeit und doch poetisch verklärt in den „Leuten von Seldwyla,“ während er in den „Züricher Novellen“ die reiche Vergangenheit seiner Vaterstadt in lebensvollen Gestalten und Begebenheiten vorführte.

§ 301. Unter den Erzählern, welche in Gotthelfs und Glaubrechts Fußstapfen tretend, die christliche Lebensanschauung betonten, nimmt **W. O. von Horn,** wie sich Wilhelm Örtel (1798—1867) in seinen Büchern nannte, eine Hauptstelle ein. Die von ihm seit 1846 alljährlich herausgegebene „Spinnstube“ mit den „Geschichten des alten Schmiedjakob,“ ist ein echtes Volksbuch. — Vortrefflich sind auch die „Alten Geschichten aus dem Spessart“ und „Der Schulmeister und sein Sohn“ von Karl Caspari († 1861); die Erzählungen von N. Fries (Pastor in Heiligenstedten), insbesondere seine Dorfgeschichte „Unseres Herrgottes Handlanger;“ und die tief gemütlichen originellen Erzählungen von Emil Frommel (Hofprediger in Berlin): „Der Heinerle von Lindelbronn“ — „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn“ — „In des Königs Rock.“ — Allen diesen reiht sich die schwäbische Dichterin Ottilie Wildermuth (1817—1877) an, welche in ihren „Bildern und Geschichten aus Schwaben“ und ihren „Schwäbischen Pfarrhäusern“ fröhlich und fromm erzählte Lebenserinnerungen darbietet, die auch als Dorfgeschichten und zugleich als lebenstreue, unverfälschte Kulturbilder unserer Zeit gelten können.

Humoristische Romane.

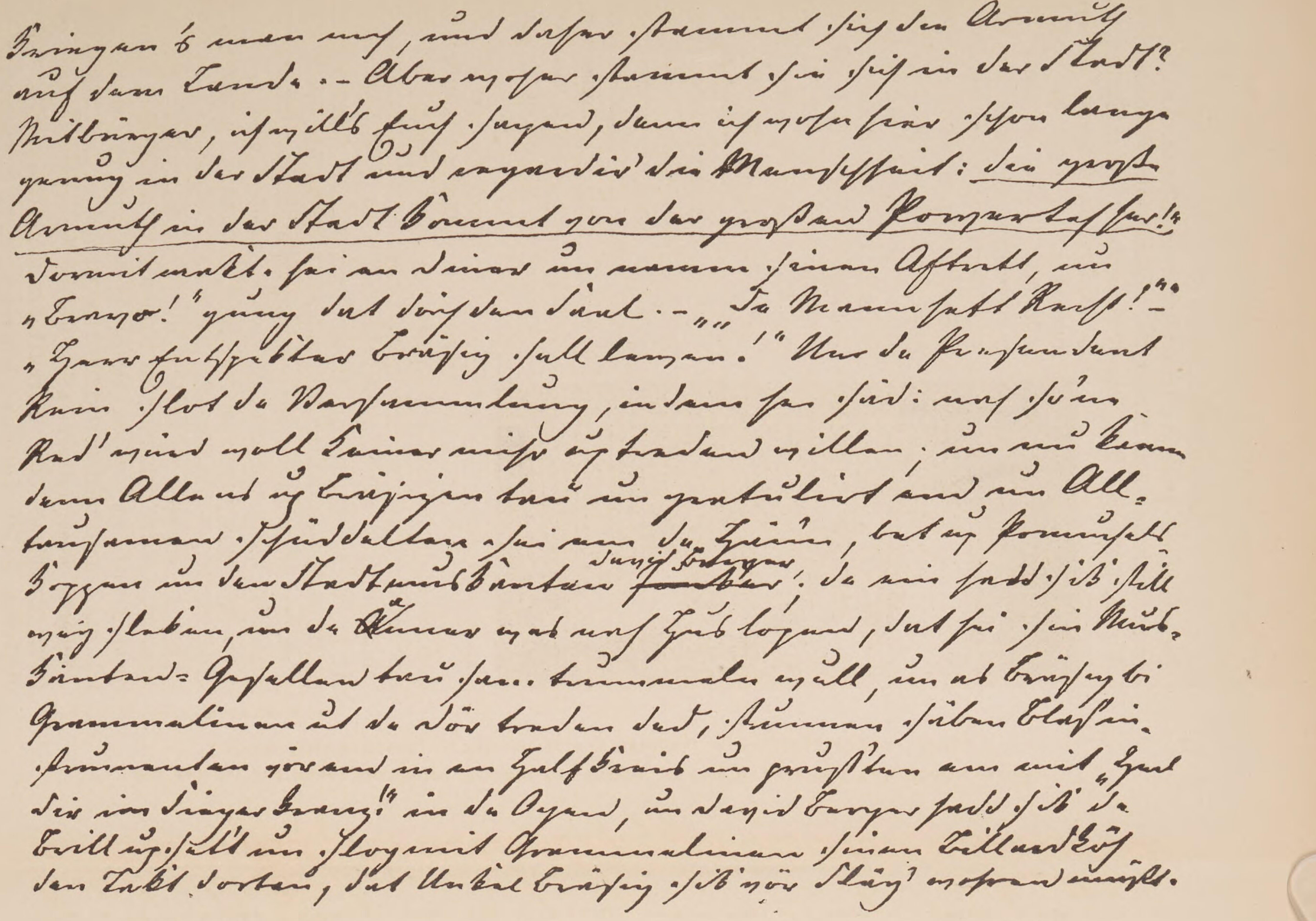
§ 302. Die erste Stelle unter den humoristischen Schriftstellern der neueren Zeit nimmt der Mecklenburger **Fritz Reuter** ein, obgleich seine Erzählungen im plattdeutschen Dialekte geschrieben sind. Am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin geboren, studierte er in Jena die Rechtswissenschaft. Weil er dort der Burschenschaft „Germania" angehört hatte, wurde er 1833 in die Demagogenverfolgung verwickelt und sieben Jahre lang von Festung zu Festung geführt, bis er 1840 durch Friedrich Wilhelm IV von Preußen seine Freilassung erlangte. Seitdem führte er als „Strom," wie man in seiner Heimat einen Ökonom nennt, lange Jahre hindurch ein unstätes Leben, welches erst in geregeltere Bahnen kam, als er sich mit Luise Kuntze, einer Pfarrerstochter, vermählte, welche ihn auch zum Schriftstellern anregte. Mit ihr siedelte er 1863, nachdem er rasch ein allgemein beliebter Erzähler geworden war, nach Eisenach über, wo er am 12. Juli 1874 starb.



Abb. 67. Fritz Reuter.

Die meisten Romane Reuters beruhen auf eigenen Erlebnissen, die er, frei dichterisch behandelt, mit köstlichem Humor zu erzählen versteht. Auf seine Erstlingsversuche in Versen folgten 1859 **„Olle Kamellen"** (d. i. alte bekannte Geschichten), durch welche Reuter seinen Ruf begründete. Sie enthielten u. a. die Erzählung „Ut de Franzosentid," die in der Vaterstadt des Dichters spielt. Darauf folgte „Ut mine Festungstid," in welcher er die herbsten Erfahrungen seines Lebens mit dem besten Humor und ohne irgend welche Bitterkeit erzählte. In seinem bedeutendsten Werke „Ut mine Stromtid," schildert er das Landleben seiner Heimat mit großem Behagen und unverwüstlicher Laune. Die Ereignisse des Jahres 1848 spielen in die Geschichte hinein und liefern den Stoff zu zahlreichen ergötzlichen Szenen, in welchen Unkel Zacharias Bräsig eine Hauptstelle einnimmt. Seine Erklärung im Reformverein zu Rahnstädt: woher die große Armut kommt, die auf der Beilage in des Dichters eigener Handschrift mitgeteilt ist, charakterisiert vortrefflich diese Prachtfigur der „Stromtid."

§ 303. **Wilhelm Raabe** (geboren 1831, lebt in Braunschweig) trug durch seine humoristische Erzählung „Die Chronik der Sperlingsgasse," die er unter dem Pseudonym Jakob Corvinus herausgab, seinen ersten litterarischen Erfolg davon, der ihm seitdem treu geblieben ist. Außer einer Reihe kleinerer



Eine Seite aus Fritz Reuters eigenhändigem Manuskript der „Stromtid", im Besitz der Hinstorffschen Verlagshandlung in Wismar.

Onkel Bräsigs Erklärung im Reformverein zu Rahnstädt: woher die große Armut kommt.

Geschichten, in welchen sein Humor am besten zur Geltung kommt („Horacker" — „Wunigel") hat er auch größere Romane („Der Hungerpastor" — „Der Schüdderump") geschrieben, welche vielfach an Jean Paul (§ 238) erinnern.

III. Dramatiker.

§ 304. **Christian Friedrich Hebbel,** am 18. März 1813 zu Wesselburen in Norderdithmarschen geboren, der Sohn eines armen Maurers, arbeitete sich aus den dürftigsten Verhältnissen zum studierten Mann und bedeutenden Dramatiker empor. Als solcher errang er seinen ersten durchschlagenden Erfolg im Jahre 1840 mit der Tragödie „Judith," in welcher er die alte jüdische Volkssage in einer sehr freien sensationellen Weise behandelte. Was in diesem ersten Stücke so gewaltig auf das Publikum wirkte, war die reiche schöpferische Phantasie und die markige Gestaltungskraft, dazu eine kernhafte gedrungene Sprache und eine hinreißende, leidenschaftlich rasche Entwickelung der Handlung. Daneben trat aber schon hier des Dichters Hang zum Ungeheuerlichen und Abstoßenden hervor, so daß, wie Hebbel selbst eingestand, „dieses Stück sich auf der äußersten Grenze des Darstellbaren bewegt." Dieser Hang kam auch in Hebbels späteren Dichtungen, insbesondere in seinem bürgerlichen Trauerspiel „Maria Magdalena" durchweg zur Geltung und war der Grund, daß seine Dramen ungeachtet ihrer großen dichterischen und theatralischen Vorzüge sich doch auf der Bühne nicht erhalten konnten. Sein bedeutendstes Werk war die große Trilogie: **„Die Nibelungen,"** in welcher er „den ganzen dramatischen Schatz des Nibelungenliedes für die reale Bühne flüssig machen wollte." In drei Teilen, einem Vorspiel „Der gehörnte Sigfrid" und zwei Tragödien „Sigfrids Tod" und „Kriemhilds Rache" führt er darin in mächtig ergreifender Sprache die Geschichte von der Nibelungennot vor. Diesem letzten und größten Werke Hebbels wurde kurz vor seinem Tode (13. Dezember 1863 in Wien) der Berliner Schillerpreis zugesprochen. Interessant ist es, mit diesem großen Drama Hebbels Geibels Tragödie „Brunhild" (§ 274) zu vergleichen.

§ 305. Zwei Dichter des „Jungen Deutschland" thaten sich als Dramatiker hervor:

1) **Karl Gutzkow** (vgl. § 253. 293), dessen zahlreiche Dramen sehr bühnenwirksam entworfen und durchgeführt sind. In vielen derselben herrscht die Tendenz vor. So wird in dem Drama „Uriel Acosta" die moderne Aufklärung gepredigt oder, wie der Dichter sich ausdrückt, „der allgemeine Glaube jener Freien, die sich von Moses, Christus, Sokrates das Gute von dem Besseren ausgesucht." — Frei von jeder Tendenz sind zwei Lustspiele, welche noch heute häufig aufgeführt und gern gesehen werden, das historische Lustspiel „Zopf und Schwert," dessen Held Friedrich Wilhelm I von Preußen ist, und „Der Königsleutnant," ein zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Goethes gedichtetes Lustspiel, dessen Fabel Gutzkow dem dritten Buche von Dichtung und Wahrheit (§ 227) entnommen hat.

2) **Heinrich Laube** (1806—1884), der langjährige Direktor des Wiener Stadttheaters, welcher eine große Reihe von Dramen dichtete, unter denen zwei („Graf

Essex" und „Die Karlsschüler," deren Held Schiller ist) sich noch bis heute auf dem Theater erhalten haben.

§ 306. Auch **Paul Heyse** (§ 294, 2) hat sich als Dramatiker einen geachteten Namen erworben und einige echt deutsche Schauspiele („Elisabeth Charlotte" — „Hans Lange" — „Colberg") gedichtet. — Unter den Lustspieldichtern verdienen außer Gustav Freytag, dem Dichter der „Journalisten" (§ 288) noch eine rühmliche Erwähnung der Wiener **Eduard von Bauernfeld** (geboren 1802), unter dessen Stücken mehrere („Bürgerlich und romantisch" — „Das Liebesprotokoll") sich bis heute in der Gunst des Publikums erhalten haben; und der Leipziger **Roderich Benedix** (1811—1873), der eine lange Reihe sittlich ernster und doch fesselnder Lustspiele („Doktor Wespe" — „Das bemooste Haupt" — „Der Vetter" 2c.) neben manchen unbedeutenden geschrieben hat.

Alphabetisches Register.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten des Buches.)

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Deutsche Litteraturgeschichte

von

Robert Koenig.

Mit 43 zum Teil farbigen Beilagen und 263 Abbildungen im Texte.

Siebzehnte Auflage.

Preis gebunden in Halbsaffian 18 M.

Dem deutschen Hause widmet der Verfasser sein Buch: „Dem deutschen Hause wünscht es vor allem zu erzählen, was die Altvorderen gesagt und gesungen haben, und im Bilde zu zeigen, wie sie Bücher geschrieben, gedruckt, geschmückt haben. Unserem Geschlechte möchte es Lust machen, sich in dieses gottgesegnete Vätererbe zu vertiefen, daran zu erquicken, daran weiterzubauen. Es möchte nicht nur ein Hausbuch sein, es möchte eines der ‚Erbbücher‘ werden, die W. H. Riehl in dem Bücherschrank des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik zu erblicken wünscht“

Dieser Wunsch des Verfassers ist in höherem Maße in Erfüllung gegangen, als er selbst und die Verlagshandlung hoffen konnten, denn das Werk hat einen der größten Erfolge errungen, die der deutsche Buchhandel aufzuweisen hat.

Die Tüchtigkeit seines Textes und die Solidität seiner Illustrierung haben innerhalb sechs Jahren sechzehn großen Auflagen den Weg in die Bücherschränke gebildeter deutscher Familien gebahnt, und jetzt liegt die siebzehnte Auflage vor: ein Zeugnis für den innern Wert des Buches.

Die Illustrierung, eine hervorragende Eigenart dieses Buches, besteht nicht aus willkürlich erfundenen Bildchen und zusammengesuchten Klischees, sondern aus durchaus authentischen, kunstvoll nach den Originalen in der ganzen Pracht ihrer Farben kopierten Nachbildungen alter Handschriften (Ulfilas' Goldhandschrift auf Purpur, Wessobrunner Gebet, die Straßburger Eidschwüre, Heliand, Otfrieds Evangelienharmonie, Ludwigslied, gemalter Buchstabe aus Wernhers Marienleben, älteste Nibelungenhandschrift, Gudrunlied, Manessesche Handschrift, Weingärtner Liederhandschrift, Minnesingerfragment u. a.) und Miniaturen, aus Imitationen alter Drucke und merkwürdiger Titel (Proben aus Fust und Schöffers Psalter, aus dem neuen Testament von Schönsperger v. J. 1523, aus Murners Schelmenzunft, Titelblatt aus Murners großen lutherischen Narren, Titel und Schluß von Fischarts Bienenkorb, fliegendes Blatt von Hans Sachs, Titel und Schluß der 2. Auflage der Historia von D. Johann Fausten, Titel von Seb. Francks Sprichwörtern 1541, Titel und Druckprobe einer Publikation der fruchtbringenden Gesellschaft, Titel und Rückseite des Nürnberger Trichter, Titel und Textprobe aus Paul Flemmings „Teutsche Poemata“, erster Druck des Liedes „Jesus meine Zuversicht“, Titelkupfer und Titel des ersten Drucks des Simplicissimus u. s. w.), aus Faksimiles erhaltener berühmter und interessanter Manuskripte (z. B. das Lessings von Minna von Barnhelm, Goethes vom Faust und vom Egmont, Schillers vom Tell, Voß' von Luise, Uhlands Ballade „Die Bidassoabrücke“ u. a. Faksimiles von Briefen) und aus interessanten Porträten nach den seltensten Stichen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.